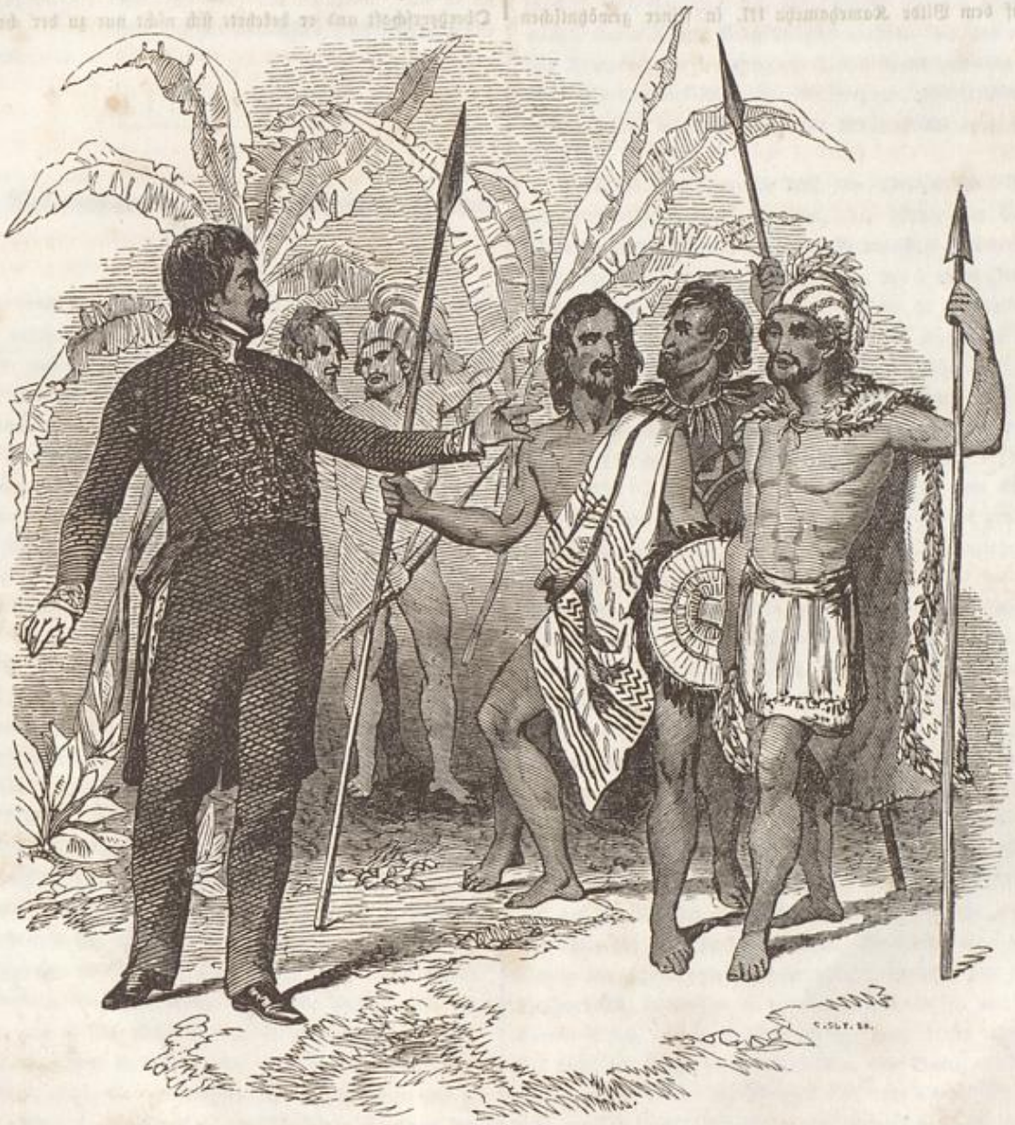
Bilder-Magazin

№ 27. 1844.



(Kamehameha, König der Sandwich-Inseln.)

Kamehameha,

König der Sandwich-Inseln.

Die kleinen Fürsten und Fürstinnen der Inselgruppen in der Südsee werden in unsern Tagen auch interessant, weil sie mit den europäischen Mächten in Berührung zu kommen anfangen. Welchen Lärm hat die Absetzung der Königin Pomare von Taiti in allen Zeitungen und in den französischen Kammern erregt! Auch der König, dessen Bild wir heute unsern Lesern vorlegen, hat seinen Streit mit den Franzosen gehabt, welche Besitz von seinem Gebiete nahmen, und deshalb in der neuesten Zeit ein Freundschaftsbündniß mit England geschlossen. Man sieht auf dem Bilde Kamehameha III. in seiner gewöhnlichen Tracht, einer reichen englischen Uniform, umgeben von den etwas unruhigen, von der Civilisation noch wenig berührten Großen seines Reiches, seinen Ministern. Kamehameha, der eigentlich Kauikeouli heißt, ist der Bruder des Königs Liholiho, der mit seiner Königin zum Besuche nach London kam und da 1829 starb. Kamehameha war, als dieser Todesfall eintrat, noch sehr jung und stand unter einer Regentschaft, an deren Spitze sich seine sanfte und doch heldenmüthige Mutter Kaohumanu befand. In den letzten Tagen seiner Minderjährigkeit ergab er sich leider übermäßig sinnlichen Genüssen; nachdem er aber gesättiget war und Bekanntschaft mit den amerikanischen Missionären gemacht hatte, erlangte seine gute Natur wieder die Oberherrschaft und er bekehrte sich nicht nur zu der christlichen

Religion, sondern auch zu den politischen Grundsätzen der Engländer und wurde gleichzeitig ein erbitterter Gegner der katholischen Franzosen. Er gab seinem Reiche, das aus der Sandwich- oder Hawaii-Inselgruppe besteht, eine Constitution, welche seinen Unterthanen große politische Freiheit gewährt, die bis dahin unter dem erblichen Despotismus und der blutigen Tyrannei seiner Vorfahren geschmachtet hatten. (Denjenigen unserer Leser, welche eine genauere Einsicht in die gar nicht uninteressante Geschichte der Sandwichinseln erhalten, so wie über die merkwürdigen Sitten und Gebräuche der Bewohner sich belehren wollen, empfehlen wir die in Baumgärtners Buchhandlung erschienene „Malerische Reise um die Welt", wo sie im 1. Bde. S. 234 bis 280 die ausführlichsten Schilderungen finden werden).

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Graf konnte nicht mehr durch das Vorzimmer entfliehen, in welchem sich bereits das Gefolge des Herzogs befand. „Ich sehe nur ein Mittel, Sie hinauszubringen," sagte Launois zu dem Grafen; „treten Sie dicht an die Thüre." Launois eilte sodann dem Herzoge entgegen und stieß ihn mit dem Kopfe so stark in das Gesicht, daß ihm die Nase blutete. „Ich bitte demüthig um Vergebung," rief er dann scheinbar in großer Bestürzung. „Ich glaubte nicht, daß Sie so nahe wären, und lief so schnell als möglich, um Ihnen die Thüre zu öffnen." Madame und die Erzieherin der Kinder kamen besorgt mit Tüchern herbei, legten sie dem Herzoge auf das Gesicht, bedeckten ihm eben so gut die Augen als die Nase und blieben bei ihm, bis der Graf zur Treppe gelangt war. Der Herzog glaubte, Launois sei schnell hinausgeeilt.

Diese Geschichte ist plump und verdächtig; die zweite Herzogin von Orleans zieht aber nicht die ungünstigen Folgen daraus, die man vielleicht erwartet. „Ich bin immer geneigt gewesen," sagt sie, „die arme Madame mehr für unglücklich, als für schuldig zu halten. Sie hatte so schlechte Menschen um sich." Diese berühmte Briefschreiberin haßt durchaus Scandal nicht und ist im Ganzen nichts weniger als mild in ihrem Urtheile; es läßt sich also nicht ermitteln, ob sie es mit diesen entschuldigenden Worten aufrichtig meinte, oder ob sie glaubte, eine scandalöse Geschichte werde durch den Zusatz nicht wirkungslos, daß es doch vielleicht nicht so schlimm gewesen sei.

Mag nun diese Geschichte, die nur in diesen Briefen erwähnt wird, wahr oder übertrieben sein, der Leichtsinn und die Unvorsichtigkeit in dem Benehmen der Herzogin in ihrem Umgange mit dem Grafen von Guiche scheint nicht geläugnet werden zu können. Ihre Vertraulichkeit erregte endlich den Argwohn und die Eifersucht des Herzogs, der einen Befehl von dem Könige erwirkte, durch welchen der Graf nach Polen verwiesen wurde. Mademoiselle von Montalais erhielt ihre Entlassung.

Bald nach ihrer Vermählung hatten sich der Herzog und die Herzogin von Orleans an den Hof nach Fontainebleau begeben. Der König war entzückt über die Schönheit und Anmuth seiner Schwägerin und bereuete, wie man sagt, daß er sie nicht selbst zur Gemahlin gewählt hatte. Auch ihr gefielen die Aufmerksamkeiten eines jungen liebenswürdigen Monarchen, und ihre Vertraulichkeit mit ihm wie mit dem Grafen von Guiche gab damals den bösen Zungen viel zu reden. Anna von Oesterreich fürchtete den Verdacht, den die Königin schöpfen könnte, und machte ihrem Sohne Vorstellungen darüber, die das eifersüchtige Temperament des Herzogs von Orleans gewaltig reizten. Was nun auch der König für die Herzogin gefühlt haben mag, er wurde bald durch die Reize der Mademoiselle de la Vallière gefesselt.

Zwischen der Herzogin und der Gräfin von Soissons, der berühmten Olympia Mancini, der Nichte des Cardinals Mazarin, hatte sich eine vertraute Freundschaft gebildet. Diese Frau, die sich, wie ihre ganze Familie, durch ihren Intriguengeist auszeichnete, wünschte Mademoiselle de la Vallière als Mittel zu benutzen, ihren Einfluß auf den König zu vergrößern, und überredete die Herzogin, in ihre Pläne einzugehen. Die arme La Vallière war indeß mit den Listen und Intriguen eines Hofes unbekannt und konnte sie deshalb weder in eignen, noch in fremden Interessen anwenden. Darüber erzürnt, beschloß nun die Gräfin von Soissons, sie mit dem Könige zu entzweien, und leider ist es wahr, daß sie gewandt genug war, auch die Herzogin in diese Verschwörung hineinzuziehen. Sie hatten den Plan, die La Vallière in der Gunst des Königs durch eine andere Schönheit vom Hofe, Mademoiselle de la Malhe-Haudancourt, zu verdrängen, bei welcher, wenn sie die Favorite des Königs werden sollte, sie größere Bereitwilligkeit und Geneigtheit zu finden hofften. Die Herzogin wurde, durch den Grafen von Guiche beredet, diesem schändlichen Complotte beizutreten, und der Marquis de Vardes, ein Liebhaber der Gräfin von Soissons, gewährte seinen Beistand bei der Ausführung. Sie entwarfen einen Brief an die Königin von Frankreich, der von dem Vater derselben, dem Könige von Spanien, geschrieben sein sollte, und der ihr die „liaison" ihres Gemahls mit der La Vallière mittheilte. Der Brief wurde übergeben und hatte den beabsichtigten Erfolg. Er wurde dann dem Könige in die Hände gespielt, und als er darüber und über die Verlegenheit, in welche er dadurch gekommen sei, mit einigen Herren sprach, deutete Vardes, der sich unter diesen befand, an, daß wohl die Herzogin von Novailles, eine Dame von strenger Tugend, dem Vater der Königin von dem Verhältnisse Nachricht gegeben habe. Die Frau von Novailles fiel in Ungnade und die List blieb eine Zeitlang unentdeckt.

Der Graf von Guiche empfahl von seinem Exile aus der Gunst der Herzogin den Marquis de Vardes, damit dieser

Freund während seiner Abwesenheit ihre Gefühle für ihn lebendig erhalten möchte. Vardes wurde auch wirklich mit dem Vertrauen der Herzogin beehrt, kam aber bald auf den Gedanken, ihn in ihrer Gunst zu verdrängen, und sie dadurch in seine Gewalt zu bringen, daß er sich der zwischen ihr und dem Grafen gewechselten Briefe bemächtigte. Diese gefährliche Correspondenz war der Obhut des Fräulein von Montalais anvertraut worden, jener Vertrauten, welche der Herzog aus der Nähe seiner Gemahlin entfernt hatte. Vardes stellte der Herzogin vor, wie wichtig es sei, diese Briefe von der Mantalais zurückzufordern und zu verbrennen, und er erhielt demnach den Auftrag, sich dieselben ausliefern zu lassen. Kaum aber waren sie in seinen Händen, so weigerte er sich, sie wieder wegzugeben. Die Streitigkeiten und Unterhandlungen über diese Briefe gaben Veranlassung zu geheimen Zusammenkünften zwischen der Herzogin und Vardes, welche die Eifersucht der Gräfin von Soissons erregten. Sie glaubte, die Herzogin habe Absichten auf ihren Liebhaber, und sprach deshalb in einer Sprache von ihr, wie sie nur Rache und Haß ihr eingeben konnten.

Ihre Rachsucht wurde durch einen Umstand gesteigert, der damals vorkam. Der Chevalier von Lothringen war nach seinem Range und nach persönlichen Vorzügen einer der ausgezeichnetsten jungen Männer am französischen Hofe. Eines Tages nun traf er den Marquis von Vardes, sie sprachen in dem damals fashionablen Tone, becomplimentirten einander über die Eleganz und den guten Geschmack ihrer Kleidung und lachten über ihr Glück bei den Frauen. Vardes meinte, er werde zu alt, als daß er noch dasselbe Glück haben könnte, wie sonst; „Sie aber," setzte er hinzu, „in Ihrem Alter können Sie thun, was Sie wollen. Sie brauchen nur ihr Taschentuch auszuwerfen und jede Dame am Hofe wird es aufheben." Der Chevalier erzählte dieses Gespräch einem Freunde, dem Marquis von Villeroy, der ein Feind des Vardes war und sogleich zu der Herzogin von Orleans eilte, um ihr zu erzählen, Vardes habe gesagt, er würde keine Schwierigkeit finden, wenn er die Herzogin für sich gewinnen wolle. Die Herzogin beklagte sich darüber bei dem Könige und Vardes wurde in die Bastille eingesperrt. Die Gräfin von Soissons dagegen war höchst ergrimmt über das Mißgeschick ihres Liebhabers, führte die heftigsten Reden gegen die Herzogin und ging so weit, daß sie dem Könige Nachricht von der Correspondenz zwischen der Herzogin und dem Grafen von Guiche gab. Die Herzogin gestand ihr Vergehen offen ein, entdeckte ihm dagegen zugleich auch das gefährliche Geheimniß von dem nachgemachten Briefe des Königs von Spanien, bei dem die Gräfin von Soissons und Vardes vorzugsweise betheiliget waren.

Der König war höchlich erzürnt, schickte Vardes gefangen in die Citadelle zu Montpellier und den Grafen von Soissons nebst der Gemahlin desselben in die Champagne.

Die unglückliche Prinzessin war nun unrettbar in die Intriguen des sittenlosen Hofes verwickelt. Ihr eigenes Verhalten scheint im höchsten Grade unvorsichtig gewesen zu sein, aber ihre Jugend und Unerfahrenheit entschuldigten sie zum Theil.

„Sie wurde absichtlich," sagte die zweite Herzogin von Orleans, welche ihr Gemahl nach ihrem Tode heirathete, „mit den verdorbensten Frauen vom Hofe umringt, welche sämmtlich Geliebte ihrer Feinde waren und Alles aufboten, das Maaß ihres Unglücks dadurch voll zu machen, daß sie einen Bruch zwischen ihr und ihrem Gemahle herbeiführten." Dies gelang ihnen bald.

Der Chevalier von Lothringen war dem Grafen von Guiche in der Gunst des Herzogs von Orleans gefolgt und hatte eine unbeschränkte Herrschaft über den schwachen Geist desselben erlangt, eine Herrschaft, deren Wirkungen das ganze Haus, die Herzogin selbst nicht ausgenommen, täglich fühlten. Der Chevalier von Lothringen hatte eine Geliebte, deren Namen nur mit den Anfangsbuchstaben, Frau von C., bezeichnet wird, und dieser war es gelungen, die Zuneigung des berühmten Marschalls von Turenne zu erlangen. Sie war aber auch eine vertraute Freundin der Herzogin, welche ihr unkluger Weise ihre englischen Staatsgeheimnisse mittheilte, die sofort den beiden Liebhabern der Frau von C. zu Ohren kamen. Der Chevalier von Lothringen benutzte dies um den Herzog gegen dessen Gemahlin einzunehmen. Er sagte ihm, die Herzogin schildere ihn wie den König als einen geistesschwachen Mann, der nichts verschweigen könne, weshalb ihm der König auch keine Geheimnisse mehr anvertraue. Wenn dies so fort gehe, werde er durch seine Gemahlin bald zu einer bloßen Null gemacht werden. Der Herzog forderte darauf die Herzogin auf, ihm zu sagen, was sie von den englischen Angelegenheiten wisse, aber sie weigerte sich entschieden, ihm die Geheimnisse ihres Bruders, des Königs von England, mitzutheilen. Die Folge davon war ein heftiger Zank, Die Herzogin stand damals gerade in hoher Gunst bei ihrem königlichen Schwager und beklagte sich deshalb bei demselben über das anmaßende Benehmen des Chevaliers von Lothringen, über das Einmischen desselben in ihre häuslichen Angelegenheiten, und über seine Versuche, Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahle zu erregen. Der Chevalier erhielt darauf die Weisung, Frankreich zu verlassen. So erzählt wenigstens die zweite Herzogin von Orleans die Veranlassung der Verbannung des Chevaliers. Dann setzt sie hinzu: „Dies kostete der Herzogin das Leben."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 28. 1844.

Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nach dem Gesetze," sagte Boisroger, „kann ich allein über Deine Güter verfügen, liebe Schwester, und ich schwöre, daß ich nichts davon herausgebe, wenn mein Wille nicht befolgt wird. Und ich verlange, daß Amaranthe den Herzog von Roquefeuille und die Marquise, meine Schwester, Constantin nicht eher heirathe, bis Constantin und Amaranthe ihre Volljährigkeit erreicht haben."

„Da muß wieder fünf Jahre gewartet werden!" rief Constantin aus, indem er die Hand der Marquise drückte.

„Ja, fünf Jahre, welche Amaranthe," antwortete Boisroger, „in einer Erziehungsanstalt, fern von Paris, verbringen wird."

„In diesem Falle kann der Notar wieder gehen," sagte Chatillon.

„Leben Sie Alle wohl!" fiel Constantin ein, indem er hinausschritt. „Ich werde Ihnen aus Italien schreiben, denn ich gehe mit der Armee dahin."

5.

Wiederum in dem Schlosse Choisi-le-Roi trafen einander im Jahre 1800 die Personen, deren wechselnde Schicksale wir bis jetzt erzählt haben. Man muß glauben, daß die Freude endlich in die beiden Familien zurückgekehrt war, welche so sehr wünschten, vereinigt zu werden, und seit so langer Zeit daran verhindert worden waren. Der Herzog und die Tochter der Marquise, beide ballmäßig gekleidet, warteten auf den Augenblick, in welchem sie aufbrechen könnten, und sahen ungeduldig nach der Uhr. Amaranthe konnte ihre Unruhe nicht bergen; sie stand auf und setzte sich, sie ging hin und her und putzte an ihrem reizenden Anzuge, der gar keiner Nachhilfe mehr bedurfte. Der Herzog, dessen Wunsch, sich zum Balle in die Tuilerien zu begeben, nicht so sehr groß war, rückte auch seinen Stuhl hin und her.

„Ich hatte anfangs die Absicht, Sie zu begleiten," sagte der Herzog nach einiger Zeit.

„Nun?" fragte Amaranthe, indem sie von Neuem von ihrem Stuhle aufsprang, „Sie wollen nicht mitgehen? O, Sie scherzen. Ich habe ja auf Sie gerechnet. Meine Mutter und ich würden es Ihnen nie verzeihen, wenn Sie uns nicht begleiten wollten. Ich wiederhole es, ich habe auf Sie gerechnet, um Alles zu sehen, Alles zu erfahren, und namentlich, um bis zum Morgen zu tanzen."

„Ich möchte wohl wissen, wie er sich da herauswindet," sagte Chatillon, der hereingetreten war und die letzten Worte seiner Nichte gehört hatte.

„Was würde Ihr Sohn, der Oberst, sagen?" fuhr Amaranthe fort.

„Ich habe meinen Sohn schon heute früh bei der großen Musterung gesehen und das Glück gehabt, ihn zu umarmen."

„Das ist aber kein Grund, uns nicht auf den Ball zu begleiten. Und wer soll uns zurückbringen?"

„Nun, mein Sohn . . ."

„Meinetwegen; geben Sie nur wenigstens einen Grund an, warum Sie uns nicht begleiten wollen, damit wir den Leuten, die nach Ihnen fragen, Antwort geben können. Erdenken Sie aber einen vernünftigen," fuhr Amaranthe schmollend fort. „Es ist sehr unrecht von Ihnen. Sonst tanzten Sie leidenschaftlich, — ganze Nächte hindurch. Und nun, da Sie mein Gemahl werden sollen, wollen Sie mit einem Male aufhören?"

„Wie wird er sich da herauswinden?" fragte Chatillon nochmals.

„Ich habe, wie Ihnen bekannt ist, während der Emigration in England gelebt. Das Clima ist in diesem Lande so feucht und ungesund, namentlich für den Fremden, daß ich mir Schmerzen zugezogen habe, deren Wiederkehr ich jeden Winter fühle. Auch heute leide ich daran."

„Sagen Sie doch ohne Umstände, daß Sie die Gicht haben," meinte Chatillon.

„Die Gicht!" rief Amaranthe erschrocken aus.

„Nein, die Gicht ist es nicht, — der verfluchte Chatillon hat fortwährend sonderbare Einfälle, — es ist nur ein schwacher Rheumatismus."

„Ich werde also nie mit Ihnen Bälle besuchen können, wenn ich Ihre Frau bin? Denn wenn diese Gicht oder dieser Rheumatismus sich bei Ihnen stets im Winter einstellt, also zur Ballzeit . . ."

„O, Sie werden Bälle besuchen, Sie werden tanzen, meine liebe Amaranthe, wenn ich bisweilen auch nicht so viel tanze, als ich wohl wünsche. Dagegen werde ich mich stets freuen, wenn Sie sich vergnügen, wenn Sie da glänzen, wie heute Abend. Heute werden Sie allein gehen. Bringen Sie Constantin mit zurück."

Amaranthe entschied sich noch nicht.

„Wäre es Ihnen vielleicht lieber, daß ich bei Ihnen bleibe, da sie krank sind?"

„Das ist Ihr Gnadenstoß!" flüsterte Chatillon dem Herzoge ins Ohr.

„So große Aufopferung!" murmelte der Herzog. „Das kann ich nicht zugeben."

„Muß ich mich nicht daran gewöhnen, bei Ihnen zu bleiben, da Sie sich nicht daran gewöhnen wollen, mich zu begleiten. Ich gestehe Ihnen," setzte sie lächelnd hinzu, „daß dies kein Opfer für mich ist."

Der Herzog küßte ihr die Hand.

„Es ist also abgemacht, wir bleiben zu Hause."

„Zu Hause bleiben!" rief die Marquise aus, welche in diesem Augenblicke geputzt ins Zimmer trat; „ist es nicht schon schlimm genug, daß wir uns um zwei volle Stunden verspätiget haben? Was wird Constantin sagen, der uns wahrscheinlich bereits überall sucht? Wir müssen sogleich aufbrechen, wir haben noch weit bis zu den Tuilerien."

„Aber, liebe Mutter, der Herzog kann uns wirklich diesen Abend nicht begleiten."

„Ein Einfall . ."

„Nein, Mutter, ein Unwohlsein."

„Darf man an einem Balltage unwohl sein?"

„Die Frau Marquise hat Recht," entgegnete, gereizt durch alle diese Angriffe, der Herzog von Roquefeuille, indem er nicht ohne Anstrengung aufstand und Amaranthen den Arm bot.

„Jetzt verlange ich, daß Sie zu Hause bleiben," sagte diese, indem sie den Herzog sanft auf dem Sessel zurückdrückte.

„In diesem Falle," entgegnete die Marquise, „werden wir uns ohne Sie vergnügen, werther Herr zukünftiger Schwiegersohn. Komm, Amaranthe. Leben Sie wohl, lieber Oheim. Constantin wird vor Ungeduld vergehen. Wir müssen eilen. Ach, Herr Herzog, beten Sie hier auf Ihrem Sessel zu Gott, daß Ihr Sohn reich an Liebenswürdigkeit sein möge, denn wir, meine Tochter und ich, werden es Ihnen nie verzeihen, daß Sie uns die Ihrige an einem solchen Abende entziehen."

Amaranthe und deren Mutter begaben sich zu dem Balle.

„Sind Sie des Teufels, Chatillon, daß Sie Amaranthen sagen, ich hätte die Gicht? — einem jungen Mädchen, mit dem ich mich nach drei Tagen verheirathen soll?"

„Ich habe sie zwei Mal jährlich."

„Sie! Das ist etwas ganz anderes. Erstlich erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie älter sind als ich . ."

„Um vier Jahre. Sie sind sechsunddreißig, ich bin vierzig Jahre alt."

„Und dann, lieber Chatillon, verheirathen Sie sich nicht. Wie können Sie mich mit meinen sechsunddreißig Jahren für einen alten Mann ausgeben wollen!"

„Das Altsein und das Jungsein, lieber Herzog, ist etwas Relatives. Sie z. B. sind jung für die Herzogin von Neuville, die zweiundvierzig Jahre zählt; Sie sind aber alt für die schöne Marquise von Saint-Pal, die erst im siebzehnten steht. Sie sind für meine Nichte Aimée, welche beinahe das fünfunddreißigste Jahr erreicht hat, jung, hinlänglich jung, Sie sind es aber nicht für Amaranthen . ."

„Amaranthe hat aber doch, lieber Vicomte, hinlänglich Zeit gehabt, in den fünf Jahren, welche sie in der Pension zubrachte, nachzudenken, und wenn sie mich haben will, mich als Gatten annimmt . ."

„Sie irren sich, lieber Herzog, wenn Sie glauben, ich hätte Sie der Hand Amaranthens für unwürdig erklären wollen, als ich diese Altersvergleichung anstellte. Reden wir nicht mehr davon. Ihre Angelegenheiten sind nicht die meinigen; aber da wir einmal allein sind, so sagen Sie mir, wollen wir wie sonst den übrigen Theil der Nacht mit Champagner und Tockaier verbringen?"

„Sie wissen, daß ich nichts als Wasser trinke."

„Gut! Sie tanzen nicht mehr, Sie trinken Wasser und doch wollen Sie . . Da Sie ein so starker Mann sind, lieber Herzog, so thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie zu Bett. Es wäre eine wahre Grausamkeit, wenn ich Sie noch länger auf diesem Sessel zurückhalten wollte."

Chatillon schellte; es erschien ein Diener und er sagte zu diesem: „Man wärme das Bett des Herrn Herzogs recht aus."

„Das ist zu stark!" rief der Herzog aus; „ich gehe, denn Sie scheinen sich vorgenommen zu haben, mich bis morgen früh zu necken."

Der Herzog entfernte sich in schleppendem Gange, um sich in sein Bett zu legen.

Es war bereits Tag, als die Marquise, die eben vom Balle zurückgekommen war, in dasselbe Zimmer trat und bestürzt auf den Sessel sank, den der Herzog inne gehabt hatte. Ihre Züge waren verstört, ihre reiche Toilette befand sich in Unordnung. Sie riß die Blumen aus dem Haar und zog die Handschuhe ab; ihr Ueberwurf lag zu ihren Füßen. —

„Welcher Ball!" sprach sie, indem sie das Gesicht mit den zitternden Händen bedeckte; „welcher Ball! Ach welcher Ball! Ich habe ihn gesehen; er war schön und jung, wurde umringt und geschmeichelt und man sprach neben mir nur von ihm, laut von seiner Tapferkeit und leise von seiner Liebenswürdigkeit. Und ich, sonst die Königin der Bälle und Gesellschaften, wurde kaum bemerkt. Kaum ein Lächeln, einen Gruß warf man mir wie ein Almosen zu. Es war eine Wüste um mich her. Vergebens bestrebte ich mich, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, mich vor ihn zu stellen; er sah mich nicht. Eine junge Person, eine einzige beschäftigte seine Gedanken,

verdiente seine Aufmerksamkeiten und sie schien so stolz darauf, so glücklich darüber zu sein! Ja, sie war glücklich und ich . .!"

Ein Thränenstrom stürzte aus den Augen der Marquise. Die erste Stunde jenes von den Frauen so gefürchteten — Altwerdens hatte für sie geschlagen, jene Stunde, die vielleicht schrecklicher ist als die des Todes, welcher doch wenigstens alles hinwegnimmt, Seele und Leib, während jener erste Tod ihnen ein lebendiges jugendliches Herz unter den Ruinen des Körpers läßt. Die Thränen der Marquise waren bitter.

Sie hörte kommen, unterdrückte rasch ihr Schluchzen und trocknete die Thränen ab. Man kam. Es war Amaranthe. Die Freude und das Glück hatten gleichsam einen sichtbaren Heiligen-Schein um ihr Angesicht gebildet, das so frisch, wie das ihrer Mutter bleich war. Ihr erstes Wort berührte die Wunde, die in dem Herzen ihrer Mutter klaffte.

„Wie fanden Sie mich, Mama?"

„Ach ja, Du warst schön, sehr schön, mein Kind; ich freute mich über Dich, ich war stolz auf Dich und eifersüchtig."

„Eifersüchtig?"

Die Marquise ließ den Kopf sinken. Sie hatte ihren Schmerz verrathen.

„Eifersüchtig?" wiederholte Amaranthe. „Ach, Mutter, warum nahmen Sie mich mit zu diesem Balle? Aber Sie waren die schönste, die bewundertste, ich versichere . ."

„Schweig und zwinge mich nicht zu erröthen."

„Mutter . ."

„Liebes Kind, verzeihe mir diesen Ueberrest der Eitelkeit, dieses letzte Aufflackern eines Ruhmes, der noch nicht weiß, daß er verlöscht, daß es mit ihm vorüber ist."

„Ich glaube es nicht; Ihr Bedauern ist ungerecht gegen mich, gegen Sie selbst und gegen Alle, welche Sie auf diesem Balle gesehen haben. Alle Damen betrachteten mit Bewunderung Constantin und er hatte nur Augen für Sie . ."

„Glaubst Du?"

„Ich bin überzeugt davon."

„Er hat allerdings mit mir getanzt, oft mit mir gesprochen, aber nur aus Artigkeit, das sah man wohl . ."

„Sie irren sich; er sprach nur von Ihnen, als er mich aus der Ohnmacht zu wecken suchte, in die ich durch die Hitze gebracht worden war. Wie es zugegangen, weiß ich nicht, aber als ich wieder zu mir kam, fand ich dieses Taschentuch in meiner Hand . ."

Die Marquise griff nach diesem Tuche und sagte: „Es ist mein; gieb her."

„Es ist Blut daran," bemerkte Amaranthe mit Schrecken.

„Das Taschentuch ist mein."

„Das Ihrige? Wie so?"

„Er hatte mir versprochen," dachte die Marquise, indem sie das Tuch in der Hand zusammendrückte, „mir dies Tuch mit seinem Blute gefärbt zurückzubringen, und ich finde es in der Hand meiner Tochter. O, der Zufall ist fast so undankbar als das Herz."

„Was ist Ihnen, Mama . .? Wie sehen Sie mich an?"

„Nichts, nichts, mein Kind. Nimm das Tuch, behalte es, — ich schenke es Dir. Es ist Dein."

„Mein? Sie geben es mir zurück? Sie erschrecken mich, Mama . . . Sie sind krank, sehr krank, — Sie werden ganz bleich. — Ach, mein Gott . . Hätte ich recht gerathen? Ja gewiß, ich habe das Richtige errathen."

Amaranthe zog die Klingelschnur.

„Was thust Du, Kind?"

Ein Diener erschien und Amaranthe sagte zu ihm: „Ich lasse den Herzog von Roquefeuille bitten, hier herunter zu kommen. Wir warten auf ihn."

Sobald der Diener sich wieder entfernt hatte, fragte die Marquise ihre Tochter:

„Was hast Du gethan?"

„Lassen Sie mich handeln, liebe Mutter."

„Aber werde ich erfahren, was . ."

„Sie werden Alles erfahren . ."

Der Herzog von Roquefeuille erschien bald und Amaranthe sagte sogleich zu ihm:

„Herr Herzog, ich bin heute mündig geworden, kann also frei handeln, Herr Boisroger mag wollen oder nicht. Ich habe versprochen, nach fünf Jahren Ihre Hand anzunehmen."

„Fräulein . . ."

„Es ist kein Hinderniß mehr zu fürchten, keine Verzögerung . . Mein Geschick steht in meiner Hand und ich erkläre unwiderruflich, daß ich Ihre Gattin werde."

„Alles wird geschehen wie Sie es wünschen," antwortete der Herzog, „mit dem Glücke marktet man nicht."

„Aber," fuhr Amaranthe fort, „morgen muß die Trauung erfolgen und übermorgen reisen wir nach England."

„Uebermorgen nach England?" rief die Marquise aus.

„Ja, Mama, so verlange ich es."

„Unglückliche," sprach da die Marquise mit dumpfer Stimme zu der Tochter, „Du liebst also Constantin?"

Wie lange diese für Alle peinliche Scene dauerte, weiß ich nicht. Mutter und Tochter wußten nur, was in ihrem Herzen vorging, der Herzog dagegen, der es ganz natürlich fand, daß Amaranthe ihn heirathen wollte, wunderte sich nur über die Uebereilung, wie er es nannte, und suchte zu errathen, worum er sobald nach der Trauung mit seiner jungen Frau abreisen sollte.

Die Verlegenheit der drei Personen war groß, wurde aber noch größer als Constantin erschien.

„Herr von Chatillon und Boisroger mögen kommen," sagte die Marquise zu einem Diener.

Constantin trug Obersten-Uniform und kaum war er eingetreten, so sagte die Marquise zu ihm:

„Herr von Roquefeuille, Sie sind ein Mann von Ehre. Sie hatten versprochen, zu mir zu kommen, Ihr Wort zu halten und die Hand derer zu empfangen, die Sie lieben; Sie verdienen diese Hand."

Darauf nahm sie, mit Thränen in den Augen, die Hand Amaranthens und legte sie in die Constantins.

Boisroger und Chatillon erschienen gleichzeitig und errieten sogleich, was geschehen war. Boisroger sagte zu Constantin und Amaranthe nur die wenigen Worte: „Hatte ich nicht Recht, als ich verlangte, daß Sie bis zur Zeit Ihrer Volljährigkeit warten sollten?" Dann wendete er sich an die Marquise und setzte hinzu: „Da sind die Urkunden über den Besitz der Güter, die Dir gehören."

„Das hat man vom Warten!" sagte Chatillon.

„Und wir?" sagte der Herzog zu der Marquise.

„Wir?" antwortete diese.

„Ja, wir?"

„Wir haben zu lange gewartet, Herr Herzog. Es ist zu spät."

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Orleans war, wie alle schwachen Männer, über den Verlust seines Lieblings untröstlich. „Als er die Nachricht von der Verbannung Lothringens erhielt," erzählt St. Simon, „fiel er in Ohnmacht, dann brach er in Thränen aus, warf sich dem Könige zu Füßen und beschwur denselben, einen Befehl zurückzunehmen, der ihn in Verzweiflung stürze." Da ihm sein Gesuch nicht bewilligt wurde, erzürnte er sich heftig, begab sich aufs Land und führte die heftigsten Reden gegen den König und die Herzogin, welche fortwährend versicherte, sie sei unschuldig an der ganzen Sache. Der König besänftigte ihn endlich durch Geschenke, Complimente und Aufmerksamkeiten; er kehrte an den Hof zurück und lebte wie vorher mit der Herzogin, die er bisweilen mit studirter Vernachlässigung und Unfreundlichkeit behandelte.

Um diese Zeit entdeckte der König, durch das Geständniß der Herzogin, den Antheil, welchen sie an dem Versuche der Gräfin von Soissons genommen hatte, Mademoiselle La Vallière zu stürzen, und diese Entdeckung kühlte die Vorliebe des Königs für sie um ein Bedeutendes ab; aber während sie so von ihrem Gemahle, von dem Könige und dem Hofe vernachlässiget wurde, sollte ein Gegenstand von politischer Wichtigkeit ihren Einfluß von Neuem heben. Im Jahre 1670 ging Ludwig mit dem Plane zu einer Züchtigung Hollands um und wünschte deshalb Karl II. von der Tripelallianz zwischen Holland, England und Schweden zu trennen. Es war ein Gesandter zu diesem Zwecke nach London geschickt worden, derselbe hatte aber sein Ziel nicht erreicht. Ludwig, der die Freundschaft zwischen der Herzogin von Orleans und dem Bruder kannte, glaubte demnach, diese zur Ausführung seines Planes benutzen zu können. Er behandelte also die Herzogin von Neuem mit der frühern Zuvorkommenheit und vermochte sie, einen Auftrag an den König von England zu übernehmen. Es wurde eine Reise des Hofes nach Flandern angekündigt, um, wie es hieß, der Königin die Städte zu zeigen, welche durch Geburt die ihrigen gewesen, und welche Ludwig neuerdings mit Frankreich vereinigt hatte. Als sich der Hof in Calais befand, fuhr die Herzogin von Orleans insgeheim nach England hinüber und kam mit ihrem Bruder in Dover zusammen, wo, wie Hume erzählt, „sie zehn Tage in großer Freude mit einander verbrachten." Die Herzogin wußte ihren Bruder durch Liebkosungen zu vermögen, die Grundsätze der Ehre und Politik aufzugeben und sich mit Ludwig zur Vernichtung Hollands, so wie zur spätern Umwandlung der Religion in England zu verbinden." Triumphirend kehrte die Herzogin zurück, welche den Zweck ihrer Sendung vollständig erreicht hatte, und einen Vertrag mit sich brachte, welcher halb Europa berührte. — Plötzlich wurde aber der Hof durch die Nachricht in Schrecken gesetzt, die Herzogin liege im Sterben. Sie hatte über Schmerz in der Seite geklagt, nachdem sie ein Glas Zuckerwasser getrunken, und fortwährend ausgerufen, sie sei vergiftet.

Zuletzt ließ sie den englischen Gesandten rufen, mit dem sie sich in englischer Sprache unterhielt. Der anwesende Priester, der hörte, daß der Gesandte sie fragte, ob sie glaube, daß sie vergiftet worden sei, fiel ihm in das Wort und sagte: „Frau Herzogin, beschuldigen Sie Niemanden und sehen Sie Ihren Tod als ein Opfer an." So wurde sie verhindert, auf die Frage des englischen Gesandten zu antworten . . Ungefähr um drei Uhr früh starb sie.

So verschied diese arme junge Frau in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren, ein Opfer der Intriguen und des teuflischen Hasses ihrer Feinde. Daß sie an Gift gestorben ist, hat man nie bezweifelt; fraglich aber ist es bis heute noch, wer der Thäter oder die Thäter waren.

Auch damals schon glaubte man allgemein, daß sie an Gift gestorben. Die Briefe des englischen Gesandten, die unmittelbar nach dem Unglücke geschrieben wurden, bestätigen dies. Er schrieb z. B. an Lord Arlington, den englischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „Ihren Befehlen zu Folge sende ich Ihnen den Ring, welchen die Herzogin von Orleans am Finger hatte als sie starb, und Sie werden die Güte haben, ihn dem Könige zu übergeben. Seit ihrem Tode haben sich, wie Sie erwarten können, allerlei Gerichte verbreitet. Die allgemeine Meinung geht aber dahin, daß sie vergiftet wurde, was den König und die Minister in große Verlegenheit bringt."

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 29. 1844.

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

In dem nächsten Briefe schrieb der englische Gesandte: „Ich glaube dies Mal einen Umstand erwähnen zu müssen, der Ihnen vielleicht schon bekannt ist, daß nämlich der Chevalier von Lothringen die Erlaubniß erhalten hat, wieder an den Hof zu kommen und als Generalmajor in der Armee zu dienen. Wenn die Herzogin an Gift gestorben ist, wie fast Jedermann glaubt, so hält ganz Frankreich ihn für den Mörder und wundert sich, daß der König von Frankreich so wenig Rücksicht auf unsern König und Herrn nimmt, um ihn an den Hof zurückkehren zu lassen. — Ehe die Herzogin starb, ersuchte ich sie um das Kästchen, welches ihre Briefe enthalte, damit ich dieselben Sr. Majestät senden könne; sie antwortete mir, ich möge sie von der Frau von La Borde verlangen. Diese Dame war aber durch ihren Schmerz so überwältiget, daß sie aus einer Ohnmacht in die andere fiel und ehe sie sich erholte, hatte der Herzog das Kästchen an sich genommen."

Die Leiche der Herzogin wurde in Beisein der Leibärzte und Wundärzte, so wie des Arztes des englischen Gesandten geöffnet und sie erklärten, sie sei eines natürlichen Todes gestorben, da die Lunge krank, der Magen und das Herz aber gesund gewesen. Mlle. von Montpensier sagt aber in ihren Memoiren, der englische Arzt habe einen besonderen Bericht erstattet und nach England abgesandt zur großen Unzufriedenheit des Herzogs von Orleans. Nach diesem Berichte sprach der englische Gesandte in dem erwähnten Briefe seine Meinung, daß sie vergiftet worden sei, so bestimmt aus. Die zweite Gemahlin des Herzogs, die alle am Hofe bekannten Umstände in Bezug auf diese Tragödie sammelte, behauptet geradezu, die Prinzessin sei vergiftet worden und man habe bei der Leichenöffnung Gift in dem Magen gefunden. Das Zeugniß der Leibärzte kann in einem solchen Falle nicht viel gelten. Der französische Hof hatte das größte Interesse dabei, den Tod als einen natürlichen darzustellen, denn ein Bruch mit Karl II. mußte damals um jeden Preis vermieden werden.

Es kann also kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß das Verbrechen begangen wurde; wer aber war der Thäter? Zuerst fiel einiger Verdacht auf den Herzog von Orleans selbst, er scheint aber sehr bald zerstreut worden zu sein. Alle Schriftsteller aus jener Zeit sprechen den Herzog frei und klagen den Chevalier von Lothringen an. Dieser Mann begab sich, nachdem er der Herzogin wegen verbannt worden war, nach Rom, und zeigte sich stets sehr betrübt über seine Ungnade. In dem Hause des Herzogs hatte er zwei Freunde, den Marquis von Effiat und den Grafen von Beuvron, die seine Rückkehr eifrig wünschten, weil er ihnen bei dem Herzoge nützlich sein konnte. Da dieser Rückkehr nur die Herzogin entgegenstand, so scheint er dieselbe mit Hilfe jener Freunde aus dem Wege geschafft zu haben und zwar durch ein feines Gift, das er ihnen durch einen Italiener, Morelli, sandte.

Dies ist durch die Thatsachen, welche der Herzog von St. Simon und die zweite Herzogin von Orleans anführen, so gut als bewiesen.

Die Herzogin pflegte seit einiger Zeit jeden Abend um sieben Uhr ein Glas Eichorienwasser, als Arznei, zu trinken. Einer ihrer Diener hatte dasselbe zu bringen und in das Vorzimmer neben einem Becher und einem Kruge mit reinem Wasser zu stellen. Der Marquis von Effiat wußte dies. Am 29. Juni, an dem Tage, an welchem sie sich unwohl fühlte, ging er durch das Vorzimmer und fand Niemanden in demselben; er benutzte die Gelegenheit, öffnete den Schrank, in welchem ihre Arznei stand, nahm den Becher und rieb ihn mit einem Papiere, als der Diener plötzlich eintrat und ihn fragte: „Was thun Sie in diesem Schranke? Warum berühren Sie den Becher?"

„Ich bin außerordentlich durstig," antwortete Effiat, „suchte etwas zu trinken und wollte Wasser in diesen Becher gießen. Da ich aber Staub daran sah, wischte ich ihn mit einem Stückchen Papier ab." Dies wurde der zweiten Herzogin von dem Diener selbst erzählt, der lange in ihren Diensten stand und seine erste Gebieterin sehr geliebt hatte.

Abends trank die Herzogin aus jenem Becher, empfand gleich darauf die fürchterlichsten Schmerzen und rief aus, sie sei vergiftet. Ihre Dienerinnen hatten etwas von demselben Eichorienwasser getrunken, aber nicht aus demselben Becher und keine hatte etwas darauf empfunden. Es läßt sich demnach kaum bezweifeln, daß der Becher und nicht das Eichorienwasser vergiftet worden war und daß Effiat die innere Seite

mit Gift gerieben hatte, als er dem Diener sagte, er habe den Becher nur gereiniget, um daraus zu trinken. Es war schlau, den Becher zu vergiften, weil diesen Niemand benutzte als die Herzogin selbst.

Sie starb um drei Uhr früh. Der König, welcher Verdacht gehegt zu haben scheint, hatte kaum von dem Tode gehört, als er aufstand, nach Brissac, einem Offizier seiner Leibwache, schickte und ihm befahl, sechs der zuverlässigsten seiner Leute zu nehmen, mit diesen Purnon, den Haushofmeister der Herzogin, zu verhaften und denselben zu ihm bringen, was sogleich geschah. Als Purnon eintrat, befahl der König Brissac und seinem Kammerdiener hinauszugehen; dann redete er ihn heftig an und sagte: „Merke, was ich sage. Wenn Du Alles gestehst und auf meine Fragen getreu antwortest, will ich Dir verzeihen, was Du auch gethan haben magst. Aber hüte Dich, das Geringste zu verschweigen, denn in diesem Falle bist Du ein Kind des Todes. Ist Madame (die Herzogin) vergiftet worden?"

„Ja, Sire," antwortete Purnon.

„Wer vergiftete sie und wie geschah es?"

(Beschluß folgt.)

Reinhardsbrunn,

jetzt ein herzogliches Lustschloß im Fürstenthum Gotha und Amte gleiches Namens, unweit der Stadt Waltershausen und Schnepfenthal, einst eine reiche Benedictiner-Abtei, vom Grafen Ludwig dem Salier 1085 gestiftet, der zuletzt selbst hier Mönch war und sich mit seiner Gemahlin Adelheid begraben ließ, ist in einer einsamen düstern Gegend gelegen und rings von hohen Bergen umgeben, deren dunkele Waldungen man in neuerer Zeit zu anmuthigen Anlagen eines englischen Gartens benutzt hat.

Ludwig und Adelheid fühlten sich beide, im vorgerückten Alter, von ihrem Gewissen beunruhigt, und glaubten dann ihre frühern Vergehungen, nach der allgemeinen Ansicht ihres Zeitalters, durch fromme Stiftungen und Klosterleben abbüßen und den Himmel verdienen zu können. Einst ließ Adelheid am Charfreitage die Mittagstafel, statt mit den vorgeschriebenen Fastenspeisen, ganz mit Wildpret und andern Fleischgerichten besetzen. Ludwig war darüber nicht wenig verwundert und fragte sogleich nach der Ursache, warum sie einen so heiligen Tag durch den Genuß von Fleischspeisen entweihen wollten. „Um uns unserer vielen und großen Sünden desto lebhafter zu erinnern," war ihre Antwort. Da ergriff Ludwigen tiefe Reue, und er beschloß, auf den Rath des Papstes, für sich ein Mönchs-, für Adelheid ein Nonnenkloster zu stiften. Nur über die Wahl des Ortes für sein Kloster war er unschlüssig, als ihm auf dem Wege von der Schauenburg nach der Wartburg ein Mann, Namens Reinhard, zufällig begegnete und ihm im Gespräche erzählte, daß er alle Nächte nicht weit von seiner Wohnung zwei Lichter flimmern sehe, welche unstreitig sogenannte Irrwische waren. Diesen Ort bestimmte nun Ludwig zum Kloster, weil er ihm vom Himmel selbst angewiesen zu sein schien. Der Klosterbau ward hierauf begonnen und bis 1096 ganz vollendet. Zu Schutzheiligen wählten die Mönche des neuen Klosters die Jungfrau Maria und den Evangelisten Johannes. Ludwig leistete für sich und seine Kinder Verzicht auf alles Eigenthumsrecht an das Kloster, und behielt sich nur als Stifter die Schutzgerechtigkeit über dasselbe vor.

Wie so vielen andern Klöstern, brachte der Bauernkrieg auch diesem den Untergang. Die Rotten, welche sich 1525 bei Waltershausen versammelt hatten, theilten sich hierauf, indem eine in das Weimarische zog, während die andere, 800 Mann stark, gegen Reinhardsbrunn anstürmte, und in ihrer tollen Wuth Altäre, Denkmäler, Gemälde, die Orgel, die Glocken und die reiche Bibliothek mit den seltensten Handschriften zerstörte. Die vertriebenen Mönche baten zwar, nachdem der Sturm der Bauerunruhen vorüber war, den Herzog Johann von Gotha um die Zurückgabe des Klosters; allein dieser verweigerte sie ihnen, indem er sie eines zügellosen Lebens beschuldigte; er gab den alterschwachen Mönchen lebenslängliche Jahrgehalte und ließ die jungen sich mit einer Abfindungssumme ihr Fortkommen suchen.

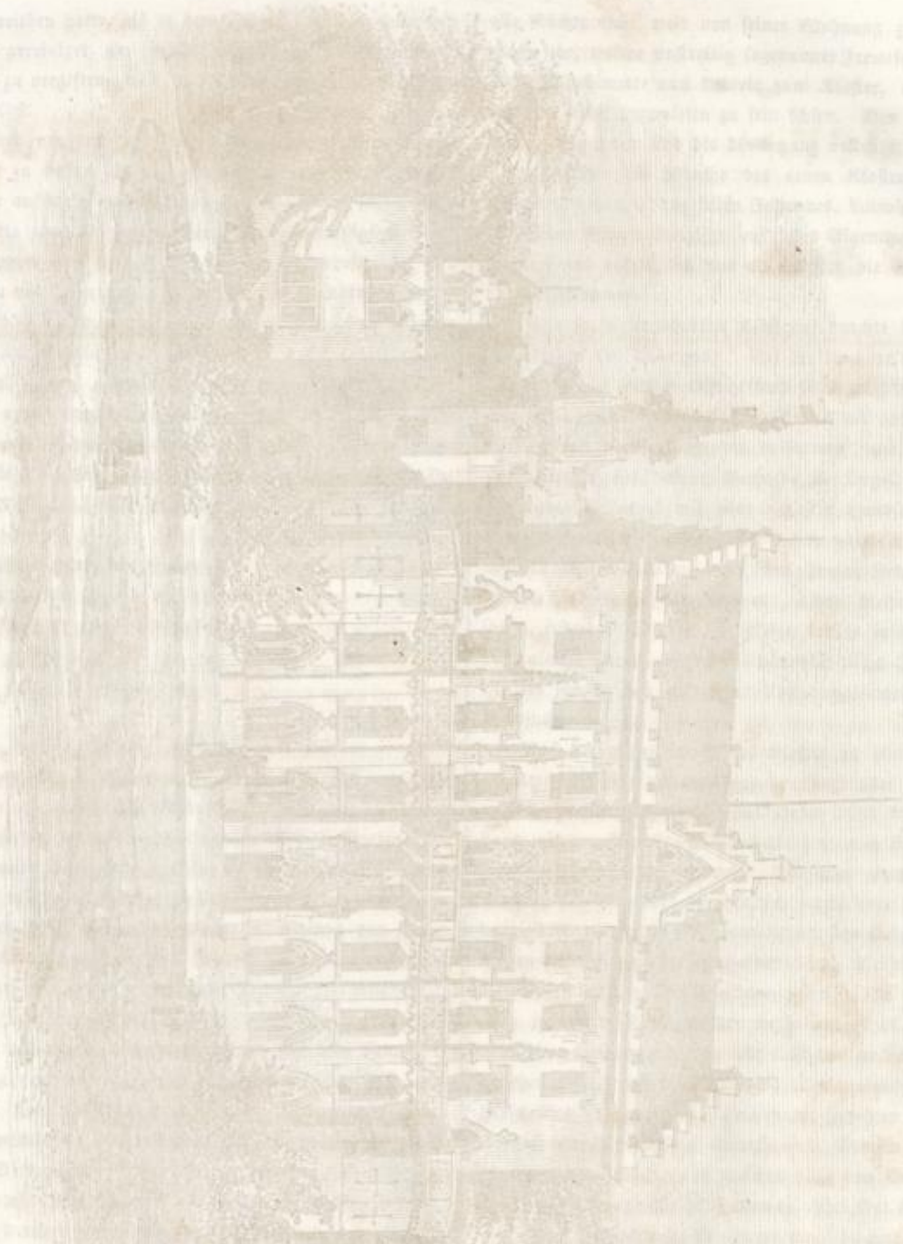
Nach dieser Zeit ward das Kloster zu einem Schlosse umgestaltet, wo sich die Herzoge, der Jagd oder ländlichen Ruhe wegen, häufig aufhielten. Im Jahre 1661 wurde das Amthaus mit der Kapelle, so wie beide jetzt noch stehen, vom Herzog Johann Kasimir erbaut. Die drei letzten Herzoge von Gotha, und besonders der kürzlich verstorbene Herzog von Koburg-Gotha, welcher Reinhardsbrunn sehr liebgewonnen hatte, trugen das Meiste zur Erhaltung und Verschönerung dieses alten ehrwürdigen Klostergebäudes bei. Der Letztere ließ es ganz im alten Style wieder herstellen. Das Schloß enthält eine Menge Zimmer, welche mit einfach alterthümlichem Geräth versehen sind, während der Saal mit einer großen Anzahl Hirschgeweihen geziert ist. Auch findet sich hier eine Sammlung Hörner von Steinböcken, Rennthieren, Gemsen und Elennthieren, nebst Gemälden, auf welchen viele von sächsischen Fürsten erlegte Hirsche und wilde Schweine abgebildet sind.

Das sogenannte hohe Haus umgiebt eine Galerie, welche von den Eckthürmen unterstützt wird, und vor demselben hat man sämmtliche Teiche zu einem Wasserspiegel vereinigt. An die Stelle der alten Ringmauer um die verschlossenen Höfe sind schöne Blumenbeete angelegt worden, zu deren ergötzlichem Genuß die vielen Ruheplätze freundlich einladen.

Im Sommer, besonders am Himmelfahrtstage und zu Pfingsten, wird Reinhardsbrunn aus der Nachbarschaft zahlreich besucht.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Reinhardsbrunn.)



Bilder-Magazin

№ 30. 1844.

Eine Rache.

Aus dem Dänischen von B. v. Rimberg.

„Nun, — geht das gnädige Fräulein nicht mit hinab in den Garten?“ fragte in spitzigem Tone eine große wohlgewachsene Dame von ungefähr vierzig Jahren, mit dunklem Haar und braunem Teint, feurigen schwarzen Augen und regelmäßig schönen Zügen, indem sie vor dem Spiegel des Gartensaals einen paillegelben Seidenhut aufsetzte und ihre Toilette ordnete.

Die Person, an welche die Frage gerichtet wurde, war ein junges Mädchen, das in der Fenstervertiefung stand, wo sie, auf einen Arm gestützt, wie es schien, gedankenlos in einem aufgeschlagenen Buche blätterte. Ein dunkelbraunes Seidenkleid und eine kleine feine Schnur von blutrothen Korallen erhöhte die blendende Weise ihrer Schultern. Rasch erhob sie den blonden Kopf und entgegnete kurz: „Nein!“ während ein Blick ihrer blauen Augen forschend und scharf den eleganten Salon ringsherum durchstreifte.

Ohne das Gespräch fortzusetzen, ging Baronesse B., nachdem sie noch ein Paar Mal vor dem Spiegel sich rechts und links gewendet und mit Wohlgefallen den großen Shawl um ihre kräftige Figur geworfen, zur Thür hinaus und die Gartentreppe hinab, wo der Baron schon längst ungeduldig ihrer wartete. Sie nahm den Arm des kleinen, schwächlichen, blaßgelben Herrn an, den er ihr zierlich bot, und beide verschwanden bald in der schattenreichen Kastanienallee, die von der Façade des Schlosses nach einem See hinabführte.

Kaum waren sie aus dem Gesicht, als die junge Dame, wie aus einem Traume erwacht, mit einem tiefen Seufzer das Buch zuschlug, ihre zierliche, aber bereits vollerblühte Gestalt aufrichtete und ein Paar Schritte in das Zimmer vortrat, wo sie noch einige Secunden unbestimmt und zweifelhaft stehen blieb. Plötzlich wandte sie sich, als wäre ein innerer Kampf beendet, und sie eilte mit heißerrötheten Wangen und leisen Tritten schnell in ein anstoßendes Zimmer. Sie sah sich vorsichtig um und öffnete noch eine Thür. Mit spähendem Blick und kaum Athem holend näherte sie sich einem dritten Gemach. Dies war des Barons Arbeitszimmer. Leise verschloß sie die Thür hinter sich und ging langsam hin zu einem großen Mahagony-Secretair, zog einen Schlüssel aus ihrem Busen und öffnete die Klappe. Eins der vielen mit Perlmutter ausgelegten Schubfächer zog sie heraus und betrachtete den Inhalt. Es waren kostbare Dosen, Brillantringe und andere Bijouterieen in bunten Saffianfutteralen. Sie schob es wieder ein und zog ein anderes vor. Hier fielen große Rollen und Tüten Gold ihr in die Hände, ein Anblick, der ihr neu zu sein schien, und eine sehr natürliche, jugendliche Neugier erweckte. Eine gewichtige Rolle Louisd'or nahm sie und wog dieselbe gedankenvoll und lächelnd in der Hand, als mache es ihr Vergnügen, diese mächtige Triebfeder, diesen ungeheuern Hebel, der so große Wunder thut, in ihrer kleinen Hand zu halten. Plötzlich schrak sie zusammen.

„Was machen Sie hier, Jeanette?“ fragte eine männliche Stimme ziemlich barsch dicht hinter ihr. Es war Joseph v. B., der junge Baron; durch eine Tapetenthür im Hintergrunde war er unbemerkt in das Zimmer gekommen; die Mittagstafel schien noch einen Schimmer vor Röthe auf seinem braunen Gesicht zurückgelassen zu haben; hinter ihm stand sein bärtiger Jäger, der Augen und Nase weit aufsperrte und dumm lächelte. Zu diesem kehrte sich der Junker und sagte:

„Jörgen!“

„Ja, Herr Baron!“

„Du merkst Dir wohl, was Du hier gesehen hast!“

„Ja, Herr Baron!“

„Dann geh!“

„Ja, Herr Baron!“

Als der Mensch for twar, wandte sich der Baron gegen das junge Mädchen, das noch mit dem Golde in der Hand bleich und versteinert dastand. Er knöpfte seine Jagduniform auf, steckte beide Daumen in die Armlöcher der Weste und betrachtete das Mädchen einige Augenblicke mit funkelnden Augen, während ein häßliches Lächeln unter dem schwarzen Schnurrbarte bebte.

„Nun, das kann mir gefallen, schöne Cousine!“ begann er in einem insolenten Tone; „also meines Vaters Louisd'or finden Ihren Beifall? Sie wollen sich davon zulangen? Nicht wahr? — Aber wissen Sie, was darauf steht? Sehen Sie, ich lasse jetzt gleich anspannen; Sie müssen eine kleine Fahrt zum Bezirksrichter mit mir machen. Ich begleite Sie und Jörgen auch. Wir beide haben ja Alles gesehen, und ein Paar Zeugen sind bei einem Diebesverhör nöthig.“

Das junge Mädchen zitterte bei diesen Worten, blickte aber nicht auf.

„Wie schlau stellten Sie es heut Nachmittag an, um diesen Schlüssel zu erhalten! Wie geschickt wußten Sie ihn von dem übrigen Bund zu trennen, welches mein Vater jetzt vollzählig in seiner Tasche zu tragen glaubt, der Aermste! Allein ich sah es! Sie sind noch nicht behend genug!"

Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung wollte das Fräulein das Gold von sich auf die Klappe des Sekretairs legen; es entfiel ihr aber und rollte auf den Dielen hin.

„Es ist, wie ich sage," fuhr der Jagdjunker fort, „Sie sind noch nicht behend genug; doch das kommt noch!"

Bei diesem grausamen Spott warf die junge Dame einen Blick auf den Unbarmherzigen, daß er mit einem Male wie verwandelt erschien. Der Ausdruck seines Gesichts blieb ernst, aber das Barsche und Höhnende war verschwunden, und seine Haltung nahm einen milderen Charakter an.

„Ja, eigentlich müßte ich," sagte er mit ruhiger Stimme, „ich müßte Sie angeben. Allein," fügte er mit einem lächelnden Blick und in zärtlich werdendem Tone hinzu, „ich bin nicht so hartherzig, als Sie vielleicht denken. Ich will schweigen, Jeanette, aber meine Verschwiegenheit fordert Dank. Hören Sie mich! Meinem einfältigen Jörgen rede ich ein, daß Alles ein Spaß gewesen sei; was ich will, das glaubt er. Und mir selbst können Sie dann den Mund so niedlich schließen, wenn Sie wollen, — soll ich Ihnen sagen, wie? — Ich verspreche Ihnen zu schweigen und Alles zu vergessen," wiederholte der Baron versichernd, indem er versuchte, seinen Arm um des Mädchens feine Taille zu legen, „aber, weiß Gott, auch nur unter der einzigen Bedingung, — daß Sie, mein süßes Mädchen!" — Hier sank seine Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern herab, als ob er sich selbst schäme, seine eigenen Worte zu hören.

Sie aber hörte diese Worte. Sie hörte deutlich jedes einzelne Wort und faßte des Ganzen Meinung. Sie wirkten auf sie wie ein Donnerschlag, wie ein plötzlicher, rasender Orcan. Sie hörte, — und alle Saiten ihrer Seele vibrirten krampfhaft. Zusammengesunken, wie vernichtet hatte sie bisher dagestanden, aber das Gräßliche, welches ihr so nahe getreten, äußerte eine wahrhaft elektrische Wirkung auf ihr ganzes Wesen. Sie erhob jetzt stolz den Kopf, ihre dunkelblauen Augen betrachteten den Jüngling kalt und fest; ihre Wangen erröteten nicht, die kleine schlanke Hebe stand in diesem Augenblicke da, streng und groß wie eine Juno.

„Lassen Sie anspannen, Herr Baron!" sagte sie mit fester Stimme; „geben Sie mich als Diebin an! — vernichten Sie mich auf welche Weise Sie wollen; ich bin vorbereitet auf Alles, ich bin ja durch Zeugen überführt und werde das Factum nicht läugnen. Allein Sie — Sie glauben es selbst nicht! — Sie wissen, daß Sie lügen, indem Sie mich beschuldigen. Soll ich Ihnen sagen, für wen ich einen so zweideutigen Schritt unternommen habe? Nur für Sie. Warum? Zu welchem Zweck? Das kann ich Ihnen nicht sagen! Nur das mögen und sollen Sie wissen — und ich kann es jetzt mit kalter Ruhe sagen — ich habe Sie geliebt! Meine ganze Seele hat Ihnen zugehört! Heimlich, wie in eines Bergwerks tiefstem Schachte lag hier meine Seele verborgen! Ich habe Sie geliebt, sage ich; denn jetzt ist es, als wäre es nie gewesen. Sie stutzen? Mein Geständniß setzt Sie in Erstaunen? Es wundert Sie, mich so kalt zu sehen?" fuhr das Fräulein fort, indem sie in der Leidenschaftlichkeit wider ihren Willen stieg, „ach, Sie kennen mich nicht! Sie haben selbst mein Herz ausgelöscht — für ewig! und ich stehe nun so da, daß ich tief auf Sie herabsehe! — Lassen Sie anspannen, Herr Baron! ich bin bereit, Sie und Jörgen zu begleiten! — Doch," fügte sie nach einem augenblicklichen Nachdenken hinzu, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, indem sie dem Junker einen seltsamen Blick zusandte — „lassen Sie sich in keinen Kampf mit mir ein: Sie siegen nicht! Es steht klar vor meiner Seele, was ich zu thun habe — mein Plan ist entworfen, und Sie sollen dieser Stunde eingedenk sein! Zuerst aber will ich selbst diesen Schlüssel in die Hände Ihres Herrn Vaters liefern!"

Mit diesen Worten schloß sie rasch und entschlossen den Sekretair, wandte dem Junker den Rücken und verließ das Zimmer.

Unter immer steigendem Erstaunen, schweigend und ganz überwältigt, niedergebeugt von der sicheren Macht einer stärkeren Persönlichkeit, hatte der Junker mit starrem Auge und bleicher Wange auf die Worte des Mädchens gehört. Die Frechheit war in ihrem innersten Wesen gelähmt, und es fiel ihm nicht einmal ein, sie zu unterbrechen und ihr zu widersprechen. Was er hörte, war ihm so neu, daß es eine ganze Welt von Gedanken in seiner Seele erweckte, eine Welt, in welcher er sich fremd und verwirrt vorkam. Und auch als sie sich entfernt hatte, stand er noch sprachlos da und starrte nach der Thüre hin, welche sich hinter ihr geschlossen hatte; das Blut stieg ihm zu Kopf, die Adern der Stirn schwollen ihm an, er schlug die geballte Faust gegen seine Brust, gleich als wolle er etwas wecken, was darin schlummerte, mit beiden Händen faßte er sein schwarzes, krauses Haar und mit einem tiefen Seufzer verließ er das Zimmer auf demselben Wege, auf dem er gekommen war. Im Hofe rief er nach seinem Jäger, dem er kurz und barsch ein Paar Worte sagte, ließ sich eine Büchse bringen, pfiff einen Hund zu sich und ging allein in den Wald hinaus.

Es war Abend. Im Gartensaale brannte eine Lampe auf einem großen runden Tische. Die Thür nach dem Garten stand offen und man hörte in der abendlichen Stille das Plätschern des Springbrunnens, so oft die gnädige Frau, die in einem anstoßenden dunklen Zimmer an einem Pianoforte saß, einen Ruhepunkt in der Anstrengung machte, mit welcher sie ihre starke, aber schmetternde und dünne Stimme in die weichen und schmeichelnden Schwingungen italienischer Musik zu zwingen versuchte. Der Thür entgegengesetzt, im dunkelsten Theile des Gartenzimmers, saß der alte Baron gemächlich in einen Lehnstuhl gestreckt,

auf einem gestickten Fußschemmel vor ihm Fräulein Jeanette, welche ihre beiden Arme auf seine Kniee stützte; während Beide mit flüsternder Stimme ein leises Gespräch führten, hielt er des Mädchens eine Hand in der seinigen und ließ seine andere bisweilen mit Wohlgefallen über ihre blonden Locken hingleiten.

„Wie ich Dir sage, Du hättest wirklich sehr wohl gethan, das Papier zu nehmen, Jeanette!" sagte der Baron mit leiser Stimme, „und es war im Grunde sehr gut bedacht, daß Du mir dieses Document entziehen und es doch aufbewahren wolltest. Käme es in die Hände seiner Mutter, meiner Frau, so wäre es vorbei mit dem ganzen Glück seiner Zukunft. Ihr Bruder hat — Gott weiß wie — Kunde von der Existenz dieses Papieres erhalten, und er legt es mit ganzer Macht darauf an, desselben habhaft zu werden; und sie — ist es nun aus übertriebener Liebe zu diesem Bruder, oder aus Furcht vor ihm, der immer ihren Willen tyrannisirt hat, — ist es eine unnatürliche Stimmung gegen Joseph — genug, sie würde kein Bedenken tragen, Letzteren für Jenen aufzuopfern. Du weißt selbst, welche Rücksichten mich bewegen, in einer solchen Sache nach Umständen zu Werke zu gehen! — Den einzigen Ausweg, der alles Unheil heben und Alles ausgleichen würde, kenne ich freilich wohl, allein —" hier zögerte der Baron mit einem Lächeln.

Ein Schauer durchrieselte den Körper des jungen Mädchens.

„Ja, mein liebes Kind!" fuhr der Baron ernster fort, „ich habe oft über die Sache nachgedacht, aber stets das Mittel verworfen. Nur — muß ich Dir doch sagen — es kam mir vorhin vor, als wenn Deine eigenen Aeußerungen beim Anfange unseres Gesprächs, wenn sie — mit Deiner Erlaubniß — doch irgend eine wahre Meinung haben sollten, einzig und allein zu diesem Resultat führen könnten. Oder hätte ich Dich gänzlich mißverstanden?"

Das Fräulein schwieg.

„Ich habe, wie gesagt, in diesem Punkte viele Bedenklichkeiten gehabt. Die größte und wichtigste war, daß Ihr wohl Beide Euch einem solchen Arrangement widersetzen und es zerstören würdet: Du — ach! ich bin nicht blind für Josephs große Mängel, und könnte Dirs nicht verdenken — und Er, mit seiner unbändigen Natur, er würde sich dagegen sträuben, weil er, wie ein Kind, es als einen Zwang, als ein Band seiner Freiheit betrachten möchte. Außerdem — ich habe meiner sterbenden Schwester versprochen, Dir das Leben so licht und eben zu machen, als es in meiner Macht stünde. Und das Mittel dazu sollte eine solche Ehe sein? Großer Gott!" seufzte flüsternd der Baron, indem er einen raschen Blick an die offene Saalthür warf, aus welcher die schmetternden Töne kamen. „Und eine solche Ehe!" Er schwieg.

Auch das Fräulein verblieb lange in Schweigen, die Augen auf den Boden geheftet. Auf einmal erhob sie sich, legte ihren Arm dem Baron um die Schulter und flüsterte ihm ein Paar Worte ins Ohr.

„Du willst? — Du glaubst?" — brach der Baron in Verwunderung und Entzücken aus, „nun, Gott sei gelobt, wenn es geschehen kann. Aber ach, ich fürchte seinethalben!"

„Wenn er will," sprach die junge Dame halblaut, „so unterwerfe ich mich Ihrem Willen; jedoch mache ich es zu einer unabweisbaren Bedingung, daß die Zeit, deren es bedarf, um unsere Verbindung vorzubereiten, ganz kurz sein muß, und daß unser äußeres Verhältniß sich in keiner Hinsicht verändert, daß es nicht einen gewissen Charakter annimmt," — hier hielt sie inne.

„Ich verstehe Dich! — Sei ohne Furcht, mein Kind!" wiederholte der Baron, „kenne ich meinen Joseph recht, so würde er selbst Alles dessen gern überhoben sein, was eine Verlobung bezeichnet — Alles dies — schon gut, ich verstehe Dich! Nichts, durchaus nichts soll Dir in den Weg gelegt werden, — wenn ich erst mit ihr gesprochen habe!"

Und er ging in das Seitenzimmer zu der Baronesse.

Das Fräulein war an die Lampe getreten, deren volles Licht ihr blasses Gesicht bestrahlte. Lange stand sie hier ernst und nachsinnend; wenn man der Wanderung ihrer Gedanken hätte folgen können, würde man deutlich den Weg aufgefunden haben, auf welchem sie zuletzt zu dem Schlusse kam: „Ich will es, und ich muß siegen!" der sich so malerisch in der kühnen Bewegung aussprach, mit welcher sie in der Stube auf und nieder zu gehen begann.

Beim Abendtische versammelte man sich. Die Baronesse war in Aufregung gewesen und ihre Augen trugen Spuren von Thränen; allein jetzt war sie ruhig und resignirt. Der Baron blickte zufrieden umher, wie einer, der sich zu einem gewonnenen Siege Zeugen wünscht.

Auch Joseph fand sich ein. Still und seiner Gewohnheit zuwider in sich selbst verschlossen, setzte er sich, genoß aber nichts. Mit Verwunderung schaute ihn seine Mutter an; die rohe, lärmende Lustigkeit, die ihr sonst so sehr an ihm gefiel und sie ergötzte, war verschwunden, und der alte Baron faßte nach Tische sogar den Muth, dem Sohne seine Pläne und Bedingungen vorzulegen. Zur großen Ueberraschung beider Aeltern hörte Joseph zwar ohne Freude, aber auch ohne Widerstreben auf ihre Worte, ging mit Besonnenheit auf jeden Vorschlag ein und unterwarf sich jeder Bedingung.

Zwei Monate nach diesem Tage wohnten Joseph und Jeanette auf einem Schlosse, welches ihnen eingeräumt worden war, und welches die junge Frau sich ganz nach ihrer Phantasie hatte einrichten lassen. Allein — man kann auch nur sagen, sie wohnten dort zusammen, denn leben konnte man es nicht nennen. Mit einer Feinheit und zähen Consequenz, deren sich kein Diplomat hätte zu schämen brauchen, hatte die junge Baronesse vom ersten Augenblicke an sich so einzurichten gewußt, daß Alles, was sonst nach und nach ein vertrauliches Zusammenleben anzuspinnen und fortzuweben pflegt, zwischen ihnen entfernt worden war.

(Beschluß folgt.)

Die Giftmischerei im siebzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Purnon gab die Thäter an, welche die Herzogin vergiftet hatten, läugnete aber, daß der Bruder des Königs von der That gewußt habe, und wurde darauf in der Stille wieder in Freiheit gesetzt.

Wie der Herzog von S. Simon erzählt, nahm der König einige Tage nach der zweiten Verheirathung seines Bruders die neue Herzogin bei Seite, erzählte ihr das oben Gemeldete und setzte hinzu, er wünsche sie zu überzeugen, daß er ein zu ehrenwerther Mann sei, als daß er seinen Bruder würde haben heirathen lassen, wenn er sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht habe. Die Herzogin benutzte diese Mittheilung auf ihre eigene Weise. Purnon war bis dahin als Haushofmeister noch immer in ihrem Dienste gewesen; allmälig stellte sie sich, als erkundige sie sich genauer nach den Ausgaben ihres Haushaltes und ärgerte Purnon dabei so, daß er freiwillig seinen Dienst niederlegte.

„Die Personen, welche den Plan entworfen hatten, Madame zu vergiften," sagt die zweite Herzogin von Orleans, „waren uneinig unter einander, ob sie ihn dem Herzoge mittheilen sollten oder nicht; Einer entschied die Frage dadurch, daß er sagte: „Nein, nein, er würde uns noch nach zehn Jahren dafür hängen lassen." Sie redeten dagegen dem Herzoge ein, daß die Holländer seiner Gemahlin ein langsam wirkendes Gift gegeben hätten, das erst so lange nachher seine Wirkung geäußert; denn daß sie Gift erhalten hatte, war durchaus nicht abzuläugnen, da man drei Löcher in ihrem Magen gefunden. Der Morelli, welcher das Gift aus Italien gebracht hatte, wurde zur Belohnung als Haushofmeister in meinen Diensten angestellt," sagt die zweite Herzogin, „und nachdem er mich auf jede mögliche Weise betrogen hatte, riethen ihm seine Gönner, seine Stelle zu einem hohen Preise zu verkaufen.

Man hat also keine Gründe zu der Annahme, daß der Herzog von Orleans von dem Plane gewußt habe, seine Gemahlin zu vergiften. Er hatte sie nie geliebt, weil er überhaupt die Fähigkeit zu lieben nicht besessen zu haben scheint, und die Intriguen ihrer Feinde vermochten ihn, sie unfreundlich zu behandeln und zu vernachlässigen. Eines Verbrechens scheint er nicht fähig gewesen zu sein. Er war schwach, aber nicht schlecht; die schändliche Politik Mazarins verlangte es, daß sein Geist schon von Kindheit an abgestumpft werde. „Wenn er besser erzogen würde als der König," sagte der Italiener, „so würde er bald die Pflicht des blinden Gehorsams vergessen." Seine Mutter scheint in diesen Plan eingegangen zu sein . . Als er schon erwachsen war, pflegte sie ihn wie ein Mädchen zu behandeln, und ihm zur Unterhaltung des Hofes Frauenkleider anzulegen.

Einige Schriftsteller läugnen oder bezweifeln wenigstens die Schuld des Chevaliers von Lothringen. So sagt Voltaire: „Die Leute bedenken nicht, daß der Chevalier sich damals in Rom befand und daß es für einen zwanzig Jahre alten Malteser Ritter in Rom nicht leicht war, den Tod einer Prinzessin zu erkaufen." Diese Vertheidigung ist sehr schwach, denn die Umstände, welche St. Simon und die zweite Herzogin von Orleans angeben, beweisen, daß er wohl seine Rache befriedigen konnte, nicht dadurch, daß er den Tod der Prinzessin erkaufte, sondern weil er Verbündete hatte, die den Tod derselben eben so sehr wünschten als er.

Auch der Umstand ist zu seinen Gunsten ausgelegt worden, daß er zwei Jahre nach der Ausführung seines Verbrechens wieder am Hofe erscheinen durfte, denn der König, sagt man, würde ihm die Rückkehr nach Frankreich nicht gestattet haben, wenn er schuldig gewesen wäre. Die Frau von Sevigné sagt in einem Briefe an ihre Tochter, die Frau von Grignan, Lothringen verdanke die neue Gunst bei dem Könige den dringenden Bitten des Herzogs von Orleans, dessen Freude, als er seine Bitte gewährt sah, so groß war, als seine Trauer über die Verbannung seines Lieblings gewesen war. Obgleich der König Lothringens Schuld kannte, so durfte er doch, nach der Art und Weise wie er Kenntniß davon erlangt hatte, nicht merken lassen, daß er etwas von der Sache wisse, und mußte deshalb Lothringen und dessen Mitschuldige so behandeln, als habe er von dem Geheimnisse nie etwas erfahren. Auch war die Rückkehr Lothringens dem Könige nützlich, denn da derselbe unbeschränkten Einfluß auf den Herzog hatte, so war er das geeignetste Werkzeug, ihn nach dem Wunsche des Hofes zu leiten.

Diejenigen, welche Lothringen von der Schuld freisprechen wollen, sind geneigt, sie auf die Gräfin von Soissons zu wälzen. Diese Italienerin war allerdings ein gefährliches Weib, haßte die Herzogin von Orleans tödtlich und war in die Thaten der La Vigoureux und La Voisin so sehr verwickelt, daß sie eilig nach Brüssel entfloh, als jene überführt wurden, Gift bereitet und verkauft zu haben, daß Ludwig von ihrer Rückkehr nach Frankreich nichts hören wollte, und sie wirklich im Auslande sterben ließ, ob er sie gleich als Gefährtin und Spielgenossin seiner Jugend sehr liebte. Er äußerte sogar bisweilen sein Bedauern, daß er sie habe entfliehen lassen, und sagte: „Ich fürchte, ich bin vor Gott verantwortlich, daß ich sie nicht habe verhaften lassen." Aus allem dem ergiebt sich allerdings, daß die Gräfin von Soissons jeder Schandthat fähig war, gleichwohl liegt aber kein Zeugniß vor, nach welchem sie an diesem Verbrechen Theil gehabt hätte.

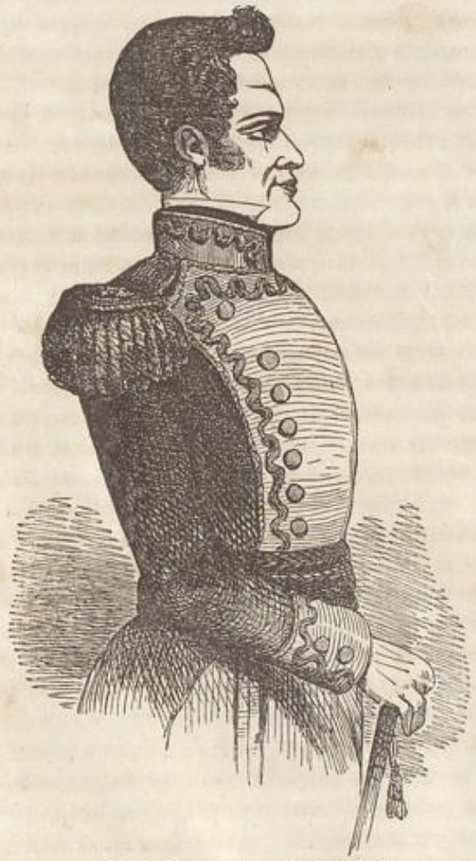
Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 31. 1844.

Santa Anna.

Der Präsident der Republik Meriko, Antonio Lopez de Santa Anna, steht gegenwärtig in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre, ohne jedoch durch seine äußere Erscheinung dieses reifere Mannesalter zu verrathen. Seine blasse Gesichtsfarbe, seine großen schwarzen Augen, sein noch schwärzeres lockiges Haar und seine hohe Stirn geben ihm eine ausdrucksvolle vornehme Miene und bereiten den, der sich ihm nähert, um mit ihm zu sprechen, auf seine elegante, fließende und einnehmende Anrede vor, die vorzüglich denjenigen gefällt, welche der so reichen und harmonischen spanischen Sprache kundig sind. Er verbindet mit dieser Beredtsamkeit die Kunst, die Herzen seiner Mitbürger zu gewinnen, und der Einfluß seiner Stimme ist unwiderstehlich.



(Santa Anna's Portrait.)

Er tritt zuerst im Jahre 1821 in der politischen Geschichte Merikos auf. In diesem frühen Alter befehligte er ein Insurgenten-Corps, an dessen Spitze er Vera Cruz einnahm, wo er zum Gouverneur ernannt wurde. Ein Günstling des Kaisers Iturbide, dem er mit allen seinen Kräften gedient hatte, wurde er wegen eines Subordinationsvergehens vor diesen gefordert; durch seine Entlassung, welche er vollkommen verdiente, beleidigt, kehrte er nach Vera Cruz zurück, redete seine Truppen an, empörte sich gegen die kaiserliche Autorität und erklärte Meriko für eine unabhängige Republik. Mit ihm vereinigte sich ein General, der zu seiner Bestrafung abgesendet worden war; die Städte Oajaca, Guadalajara, Guanajuato, Queretaro, San Louis Potosi und Puebla empörten sich gleichzeitig, und kaum war ein Jahr seit Santa Annas Schilderhebung verflossen, als sich Iturbide auch schon entthront sah. Wenige Monate nach Santa Annas Installirung in der neuen Republik empörte er sich indeß auch gegen die Autorität seines Congresses.

Dies war der Ursprung des merikanischen Präsidenten, dessen fernere Laufbahn jedoch für unsern beschränkten Raum zu reichhaltig an Begebenheiten ist.

Bei der Vertheidigung seiner bisher für unüberwindlich gehaltenen Feste San Juan de Ulloa im Jahre 1838 gegen die Franzosen verlor er das rechte Bein. Als Ersatz für diesen Verlust verschrieb er sich von Paris ein künstliches hölzernes Bein; der Postwagen, in welchem dasselbe von Vera Cruz weiter transportirt wurde, fiel in die Hände von Räubern, und unter anderem wurde auch das künstliche Bein gestohlen. Als Santa Anna dies erfuhr, ließ er durch alle räuberischen Distrikte die Bekanntmachung ergehen, daß, wofern er das Bein nicht binnen achtundvierzig Stunden zurück erhielte, er das Land durchsuchen und jeden eingefangenen Räuber hinrichten lassen würde. Dies wirkte; das Bein kam in der anberaumten Zeit in Meriko an und erfüllte alsbald seine Bestimmung.

Ein Correspondent der „Times" bezeichnet Santa Anna als einen militairischen Abenteuerer ohne wissenschaftliche Bildung, der mehr durch angeborene Schlauheit, wie man sie auch

bei Thieren antreffe, als durch irgend eine edlere Eigenschaft oder überlegenen Verstand sich zum Präsidenten von Mexiko emporgeschwungen habe, und der mit der Zeit als Dictator gebieten werde, da Niemand Macht und Ansehen genug besitzen dürfte, um sich seinem Willen zu widersetzen, ausgenommen es bräche eine neue Revolution oder Verschwörung aus, um diesen dem Spiel und jeder Art von Ausschweifung ergebenen Glücksritter zu stürzen. Wie sich von einem solchen Oberhaupte nicht anders erwarten läßt, ist der politische und gesellschaftliche Zustand des Landes im hohen Grade gebrechlich und mangelhaft; die ganze Regierung beruht auf einem System von Bestechungen, Erpressungen und Plünderungen, welche sich die Höchsten eben so gut wie die Niedrigsten erlauben, und Jedermann, der einen Regierungsposten bekleidet, hält sich, da die Gehalte sehr gering sind, für vollkommen dazu berechtigt.

Eine Rache.

Aus dem Dänischen von B. v. Rimberg.

(Beschluß.)

Eintheilung der Zeit, Beschäftigungen, getrennt bewohnte Zimmer — kurz, Alles hielt die junge Frau streng geschieden und hinderte sie, einander allein zu sehen. Nur in Gesellschaft mit Anderen sahen sie einander; an ihn richtete sie aber auch dann nicht ein Wort, nicht einen Blick. Von dem Augenblicke, wo sie ihre Aeltern am Hochzeittage verlassen hatten, öffnete sie ihre Lippen nicht mehr gegen ihn, und auf jede Anrede, die er in der ersten Zeit versuchte, verblieb sie stumm, wie eine Statue. Während Joseph, der sie zu verstehen glaubte, dies mit der Art von Resignation trug, welche eine Hoffnung auf bessere Zeiten im Hintergrunde hält, und durch ernsthafte anstrengende Beschäftigungen seinen Schmerz zu dämpfen und einzuholen suchte, was er früher verabsäumte, fand Jeanette Gefallen daran, einen Schwarm geistreicher Menschen, Herren wie Damen, um sich zu versammeln; sie zeigte sich in der Welt als diejenige, welche die leere Kunst, in der Welt zu leben, aus dem Grunde gelernt, auf der andern Seite aber sich mit gleicher Kraft und Wärme für alles das Schöne und Gute interessirte, was uns Kunst und Wissenschaft in ihrer höheren Sphäre darbieten. Sie malte selbst, musizirte, führte eine weitläuftige Correspondenz mit den verschiedensten, immer aber bedeutungsvollen Persönlichkeiten, sie stand ihrem Haushalte — so weit die von ihr selbst gestellten Grenzen reichten — mit einem so großen Eifer und solcher Kraft vor, daß sie allein dadurch sich bemerkbar gemacht haben würde. Zu ihrem Manne jedoch sprach sie niemals, auch nicht ein Wort; für ihn war sie dem Anscheine nach wie todt; für den aber, der die mindeste Kenntniß von dem innern Geheimnisse der Familien gehabt hätte, würde es klar gewesen sein, daß sie mit aller ihrer Macht, in Allem, was sie vornahm, nur ihn vor Augen hatte, daß sie just darum ihr ganzes Benehmen in das schärfste Licht stellte, um ihm recht in die Augen zu fallen.

Sie trug seinen Namen; allein dies war auch Alles! Wie sie sich so zu stellen vermocht hatte, was es für eine innere, unüberwindliche Gewalt war, durch welche sie sich frei gemacht, durch welche sie fast ohne Widerspruch ihren Eheherrn in so enge Schranken hatte zurückweisen können, in die sie ihn versetzt, und die er nie zu überschreiten versuchte oder wagte, das ist ein unentdecktes Geheimniß. Der aber, der die Möglichkeit davon bezweifeln will, kennt nur wenig von der unbeugsamen, dämonischen Eisennatur, die der Wille eines Weibes annehmen kann.

Joseph unterwarf sich, er war wie verwandelt. Das rohe, wilde Wesen war einer gewissen kalten Ruhe gewichen; unter dieser aber glühte die stärkste Leidenschaft und glimmte das schmerzlichste Feuer. Alle die bittersten Qualen einer hoffnungslosen Liebe lebte er durch; die Furien der Eifersucht belagerten sein Herz. Wenn sie in Gesellschaft sich der lebhaftesten oft kindlichen Heiterkeit hingab, wenn sie unter den Notabilitäten, welche sie umgaben, den oder jenen auffallend auszeichnete, dann litt er die ausgesuchtesten Qualen; sein Aeußeres jedoch blieb ruhig und verrieth nichts; denn er hatte doch noch eine Waffe, mit der er sich gegen die Verzweiflung wehrte — er hatte die Hoffnung.

Ein Jahr war so verflossen. An ihrem Hochzeittage trat Joseph am Morgen in das Arbeitszimmer seiner Frau, wohin er bis dahin nie seinen Fuß gesetzt hatte. Er war blaß, und mit schwermüthigem Blick betrachtete er die reizende, blühende Gestalt, welche jetzt vor ihm saß. Langsam und bescheiden näherte er sich ihr und sprach mit Thränen in den Augen und einer unaussprechlichen Wehmuth in der Stimme: „Sagen Sie mir, Jeannette, kann ich mein Vergehen abbüßen?"

Die junge Frau erwiederte nicht ein Wort; sie erhob sich aus der Bergere, in welcher sie saß, und betrachtete den Baron mit einem einzigen Blick. Es war ein Blick ohne Kälte, ohne Leidenschaft, ohne Zorn oder Haß; aber es war eine Leere darin, eine Oede, es lag in ihm eine Gleichgiltigkeit, es war wie ein Abgrund von Hoffnungslosigkeit, in den er mit eisigem Entsetzen hinabschaute; — und schweigend verließ sie das Zimmer.

So gingen fünf Jahre hin, und jedes Jahr an demselben Tage wiederholte sich dieselbe Scene. Auf die junge Baronesse schien inzwischen das Leben mit all' seiner Stärkung und Erweckung einzuwirken; ihr Geist war frisch und lebendig, der Purpur ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen erhielt sich ungebleicht und ungeschwächt. Des Barons Aeußeres veränderte sich; bleich und mager, schien er entkräftet und nur die rastlose Thätigkeit, in der er mit ihr zu wetteifern suchte, verrieth die Kraft, welche er noch besaß, und der Glanz seiner schwarzen Augen das Feuer, welches sein Wesen sowohl bewegte als verzehrte.

Der sechste Hochzeittag kam. Jeannette stand eben am Fenster ihres Zimmers und athmete mit Wohlbehagen die frische Morgenluft und den Duft von einer Menge Blumen, welche der Gärtner kürzlich hatte heraufbringen lassen. Da öffnete sich die Thür mit lärmendem Geräusch, sie wandte sich um und sah — ihren Mann springend hereinkommen. Auf dem Kopf trug er einen großen plumpen Kranz von Eichenblättern und in der Hand hielt er eine Flöte. Er kniete zuerst mit komischer Unterwürfigkeit vor der erstaunten jungen Dame, sprach eine lange lateinische Anrufung der Pomona her und begann darauf mit den wildesten Sprüngen und narrenhaftesten Kapriolen zu tanzen, während er der Flöte die gellendsten Mißtöne ablockte.

Ihre Arbeit hatte aufgehört — oder soll man lieber sagen — ihr Werk war vollendet: er war wahnsinnig.

Das Einzige, worauf sie in so langer Zeit ihre Gedanken gerichtet, nämlich sich zu heben und über dem zu stehen, der sie so tief hatte erniedrigen wollen, ihn ganz zu beherrschen, ohne selbst nur ein Haar breit zu weichen; dieses Triebrad, das alle ihre Kräfte in Schwung gesetzt; diese geheime Kraft, die ihre Seele in Einem fort und unausschließlich umspannt hatte; das einzige Ziel, auf welches ihre Augen, ohne zu ermüden, unablässig hingeblickt: Alles dies war jetzt entrückt, stillestehend, erschlafft, verschwunden. Es war, als wenn alle Stützen, auf welchen ihre Lebenskraft und ihr ganzes Sein ruheten, auf einmal unter ihr fortgezogen wären. Sie sank wie vernichtet zusammen und in unglaublich kurzer Zeit war sie nicht mehr.

Der Falkenstein.

(Zum beiliegenden Doppelstahlstich.)

Etwa anderthalb Stunden südlich von Ballenstädt, zwei Stunden nordöstlich von Harzgerode auf dem rechten Ufer der Selke, nicht gar fern von ihrem Austritt aus dem Gebirge, erhebt sich auf ziemlich hohem, in das Thal vortretenden Berge eines der wohlerhaltensten Bergschlösser des Harzes, der Falkenstein. Die Zeit der Gründung dieser Burg ist nicht genau bekannt. Einige behaupten, daß die Grafen von Falkenstein schon zu den zwölf hohen Familien gehört hätten, aus welchen Kaiser Carl der Große die Oberhäupter der Sachsen erwählte. Zu Anfang des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts soll der sächsische Edelmann Ecco oder Eskow von Repkow (Repkau) auf Veranlassung und mit Beihilfe des Grafen Hoyer auf der Burg Falkenstein den sog. Sachsenspiegel, eine Sammlung der alten niedersächsischen Gesetze, Rechte und rechtlichen Gewohnheiten, also des damals gebräuchlichen sächsischen Landrechts, zusammengetragen und zuerst in lateinischer, dann (1230) in deutscher Sprache geschrieben haben. Eine auf dem Schlosse zu Quedlinburg aufbewahrte Handschrift gilt für die ächte Urschrift dieses wichtigen Werkes. Das Geschlecht der alten Grafen von Falkenstein erlosch im 14. Jahrhundert. Graf Burchhardt († 1334), der Letzte seines Stammes, schenkte mittels einer vom 8. Jan. 1332 datirten, zu Quedlinburg ausgestellten Urkunde alle seine Besitzungen, mit Ausnahme einiger Forsten, dem Domstifte zu Halberstadt, wogegen ihm auf Lebenszeit ein Freihof in dieser Stadt überlassen ward. Im 15. Jahrhundert überließ das Stift die Burg Falkenstein den Gebrüdern Curd, Bernd und Busso von der Asseburg für 600 Mark löthigen Silbers, und diese Familie ist seitdem in ungestörtem Besitze der Herrschaft geblieben.

Der Falkenstein gewährt ein sehr klares Bild der inneren Einrichtung und äußeren Befestigung solcher Rittervesten im Mittelalter. Er ist von dem jetzigen Herrn Besitzer wieder in einen vollkommen wohnlichen Stand gesetzt, und fast unversehrt steigen seine Zinnen und Giebeldächer, vom stattlichen Thurme weit überragt, aus dem umgebenden Waldesdunkel empor. Ein weites Thor führt zunächst in den äußern Hof des Schlosses. Weiter schreitend gelangt man bald zu einem zweiten Thor und durch dieses in den Burgzwinger. Während man eine kurze Strecke in diesem dahin wandelt, hat man rechts die Burggebäude, links einen noch ziemlich wohlerhaltenen, mit Schießscharten versehenen Theil der Ringmauern. Durch mehrere Thore schreitend, gelangt man sodann zu einem Platz, auf dem ehemals Gebäude standen, und von hier durch einen gewölbten Gang in den inneren Burghof. Sieben Thore hatte ein Reiter auf diesem Wege zu passiren, ehe er ins Innere gelangte. Für Fußgänger führt vom Zwinger aus ein näherer Weg dahin, eine steile Treppe hinan zu einem engen Pförtchen in der dicken Mauer des Gebäudes, und durch dieses in die alte, düstere Burgküche, aus der man dann unmittelbar in den mit Rasen bedeckten, rings von Gebäuden umgebenen inneren Burg-

hof gelangt. Eine sehr ausgetretene steinerne Treppe führt zu den Wohnzimmern des Castellans, welcher jeden anständigen Fremden gern in den Sälen und Gemächern der Burg umherführt, von welchen mehrere noch ganz in ihrem alterthümlichen Zustande, andere durch den jetzigen Besitzer mit vielem Geschmack im Style der Vorzeit wieder hergestellt und eingerichtet sind. Bemerkenswerth sind besonders: der Rittersaal, der Frauensaal, das Fräuleinzimmer, die Kapelle, das Archiv, in dem vielleicht mancher historische Schatz verborgen liegt, und ein Laboratorium, in welchem ein alter Burgherr seinen alchymistischen Liebhabereien obgelegen haben soll. In mehreren Zimmern sind die tiefen gothischen Fenster geschmückt mit trefflichen alten Glasmalereien, Wappenschilde und Heiligenbildnisse darstellend, und in den meisten fesseln Kunstwerke und Naritäten verschiedener Art die Aufmerksamkeit des Beschauers. Werthvolle alte Gemälde schmücken die Wände, namentlich ernste Bildnisse der alten Asseburger, Ritter und Bischöfe, ein vorzügliches Bild von Lucas Cranach, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und dessen Mutter darstellend, ein Bild der Kaiserin Katharina von Rußland und das wackere Bild eines geharnischten Ritters von einem Künstler der Düsseldorfer Schule. Ferner sind bemerkenswerth: ein elfenbeinernes Kruzifix von Benvenuto Cellini, eine kleine Statue des gelehrten Otto von Freisingen von vergoldetem Silber, eine erzene Reiterstatue Gustav Adolfs, eine kostbare metallene, mit einem Bacchuszuge in halberhabener Arbeit verzierte Vase, welche von Napoleon aus Aegypten nach St. Cloud gebracht, von da als Beutestück des Siegeszuges nach Paris hierher kam, der mit einem Heliotrop geschmückte Ring des ersten Bischofs von Naumburg, drei Briefe der Königin Elisabeth von England, endlich ein sorgfältig verwahrter Becher von starkem, gelblich-grünem Glase, an welchen sich eine Familiensage der Asseburger knüpft, und mehreres Andere. — Aus den Fenstern mehrerer Zimmer, unter anderen aus den mit vielfarbigen Glasscheiben geschmückten eines kleinen Thurmcabinets und aus denen eines schmalen, mit stattlichen Geweihen verzierten Corridors hat man köstliche Ansichten der Umgegend; die schönste und ausgedehnteste aber erwartet den Besuchenden auf der Galerie des hohen Thurmes. Weit über das unter dem Burgberge sich hinschlängelnde, liebliche Selkethal und die waldreichen Berge in der Nähe hinaus schweift das Auge und erblickt bei hellem Wetter deutlich Bernburg, Zerbst, die Thürme Magdeburgs, den Ramberg mit der Victorshöhe und hoch und fern herüberschauend den alten Brocken. — Unsere Abbildung zeigt die Burg von der Südseite, wo sich auch der Eingang befindet, der aber auf unserem Standpunkte durch eine kleine Erhöhung verdeckt wird. Dieser ist möglichst nahe gewählt, um die Eigenthümlichkeiten der alten Burggebäude besser hervortreten zu lassen. Zwischen den Bäumen hindurch sieht man in der Ferne, über das Selkethal hinaus, die Victorshöhe auf dem Ramberge.

Mehrere Sagen knüpfen sich an den Falkenstein, unter welchen die von den drei Bechern der Familie Asseburg vielleicht die merkwürdigste ist. Vor vielen Jahrhunderten, so erzählt sie, lebte Frau Helene von der Asseburg, eine treue Gattin ihrem Gemahl, ihren Kindern eine sorgliche Mutter, eine nie ermüdende Wohlthäterin ihren Unterthanen. Einst, als der edle Burgherr, ein treuer Vasall seines Kaisers, mit diesem gen Wälschland gezogen war, und Helene in mondheller Winternacht mit ihren Kindern schlummernd lag im stillen Gemache, trat zu ihr ein Erdgeist in Gestalt eines zwerghaften Männleins und flehete sie an, einem kreisenden Gnomenweibe beizustehen in der schweren Stunde. Alsbald erhob sich die edle Burgfrau und folgte voll Gottvertrauen dem kleinen Führer durch viele unterirdische Gänge und Gemächer, sanft beleuchtet vom lichten Scheine hellflimmernden edlen Gesteins, zum Lager der Kreisenden, leistete die erbetene Hilfe und legte bald ein winzig kleines, aber überaus wohlgebildetes Knäblein in die Arme der glücklichen kleinen Mutter. Da überreichte ihr diese zum Danke drei Becher von gelblich-grünem Glase und in jedem derselben eine goldene Kugel, mit dem Verwarnen, diese Geschenke wohl zu bewahren, da an ihre Erhaltung fortan die Fortdauer und die Wohlfahrt ihres Geschlechts gebunden sei. Die drei Kugeln gingen im Laufe der Zeit verloren; aber die drei Becher befanden sich noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts vollzählig im Besitz einer verwittweten Frau von der Asseburg, welche auf Wallhausen saß und zwei rüstige Söhne hatte. Einst, bei einer Festlichkeit, begehrten diese auf das Wohl der geliebten Mutter aus den Bechern zu trinken, zerbrachen aber einen davon und — fanden gleich darauf ihren Tod in den angeschwollenen Fluthen der Helme. Dies Unglück ist im Kirchenbuche eingetragen, und seitdem werden die noch übrigen beiden Becher, der eine auf dem Falkenstein, der andere auf Hinneburg in Westphalen sorglich verwahrt gehalten.

Erinnert mag noch werden, daß auch Bürgers, des herrlichen Volksdichters, schaurige Ballade: „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" sich an den Falkenstein knüpft. Bürgers Großvater war Pachter zu Pansfelde, sein Vater Pfarrer zu Molmerschwende, wo auch der Dichter selbst geboren ward. Beide Orte gehören zu einem Majorate der Freiherren von der Asseburg, liegen in geringer Entfernung südlich vom Falkenstein, und jeder Bewohner von Pansfelde kennt und zeigt heute die verhängnißvolle Laube im Pfarrgarten, den Unkenteich, den Richtplatz ꝛc.; aber die Sage selbst findet gar keine historische Begründung und erscheint als eine bloße Erfindung des Bürgerschen Dichtergenius.

Dieser schöne Stahlstich ist dem für Reisende und Kunstliebhaber sehr empfehlenswerthen Werke: „Harzpanorama," im Verlage der Schweiger'schen Buchhandlung in Clausthal, entnommen, über welches wir uns im heutigen Tagesbericht näher aussprechen.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 32. 1844.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

1.

Die schäumenden Wellen brachen sich an den Steinplatten des Quais, und an dem noch heiteren Horizonte wurde ein kleines, anfangs kaum bemerkbares Pünktchen sichtbar, das sich mehr und mehr vergrößerte und bald zu einem drohenden, sturmverkündenden Gewölke bildete. Die Fischer schauten bedenklich nach jener umwölkten Seite hin und befestigten ihre leichten Barken sorgsamer an den eisernen Ringen.

Da drängte sich plötzlich durch das Gewühl der müßigen Gaffer, welche das bevorstehende furchtbar schöne Naturschauspiel eines Sturmes am Ufer versammelt hatte, ein Mann, in dessen aufgeregtem leidenschaftlichem Wesen Niemand den ehr- und bedachtsamen Herrn Jean Chapuis, Aufseher der Magazine des Großhandlungshauses Ferron und Comp., eines der angesehensten am Platze, erkannt hätte. Jean Chapuis, jetzt über sechszig Jahre alt, hatte mehrere Male die vier Welttheile im Dienste Ferrons bereist, und dabei öfters die Gelegenheit, sich zu bereichern, aus einem, vielleicht übertriebenen Rechtlichkeitsgefühl unbenutzt vorübergehen lassen, und so kam es denn, daß er noch immer nicht dazu gelangt war, ein selbstständiges Geschäft zu etabliren; jedoch war das Verhältniß, in welchem er zu Herrn Ferron, dem Chef des Handlungshauses, stand, mehr das eines theilnehmenden und rathgebenden Freundes, als eines blind gehorchenden Dieners. Ferron kannte den Werth seines Magazineurs und schenkte ihm ein unbedingtes Vertrauen.

Noch vor wenigen Minuten saß derselbe Jean Chapuis, der sich jetzt so hastig, mit dem obligaten Regenschirm unter dem Arme, zum Quai hindrängte, ganz gemüthlich zwischen Zuckerballen und Thee- und Indigokisten in seinem Magazine und dachte an ein oder das andere Abenteuer, das ihm auf seinen weiten Reisen, von denen er, nebenbei gesagt, viel und gern zu sprechen pflegte, begegnet war, als ein junger Mann, der Buchhalter Nicolas Lardier, hastig in das Magazin trat:

„Herr Ferron! Herr Ferron! Wo ist Herr Ferron? Sagen Sie ihm, daß ich ihn augenblicklich sprechen müsse."

„Das wird schwer oder unmöglich sein," entgegnete Jean Chapuis mit seiner gewohnten Ruhe. „Herr Ferron fuhr gestern Abend mit Madame auf sein Landgut nach Honfleur, um bis morgen früh dort zu bleiben."

„Dann ist Alles verloren," sagte der Buchhalter mit dem Ausdrucke dumpfer Verzweiflung. „Nach Honfleur ist eine gute Stunde Weges und der Devonshire wird trotz dem beginnenden Sturme in einem Augenblicke die Anker lichten."

„Als ich die Antillen bereiste," begann Chapuis eine wahrscheinlich auf einen ähnlichen Sturm Bezug habende Geschichte.

Lardier unnterbrach ihn: „Hören Sie den Signalschuß? Herr Ferron ist ruinirt."

„Ruinirt? Nicht möglich! Erklären Sie sich," rief der Magazineur, indem er seines gewöhnlichen Phlegmas ungeachtet aufsprang und den Buchhalter heftig am Arme faßte. „Ruinirt sagen Sie? Wie so und durch wen?"

„Durch den Sturm, der die heutige Nacht wüthete und so eben wieder von Neuem beginnt, und durch seinen spitzbübischen Compagnon, Herrn Hawkins. Die Schiffe La Quimbarde und Follet mit ihrer reichen Ladung sind gescheitert, und von ihrer ganzen Bemannung ist Niemand gerettet worden, als der zweite Lieutenant der Quimbarde, der vor einer Viertelstunde die traurige Nachricht brachte, die auch Herrn Hawkins so erschütterte, daß er sich jetzt mit den 180,000 Francs, die er in der Geschäftscasse fand, auf dem Devonshire nach Amerika einschifft."

„Nicht möglich! La Quimbarde und Follet gescheitert! Hawkins mit der Casse flüchtig, und morgen ist ein Wechsel auf 150,000 Francs fällig, Ferron überlebt die Schmach eines Bankerottes nicht. Und Sie wußten es, daß Hawkins fliehen will und hinderten ihn nicht daran?"

„Ich erfuhr es erst diesen Augenblick, und was konnte ich thun? Ich hatte keine Vollmacht und konnte daher Herrn Ferron nur benachrichtigen. Er ist unglücklicher Weise nicht hier, und das richtet ihn zu Grunde."

„Und das Alles sagen Sie so ruhig? Junger Mann," fuhr er beinahe feierlich fort, indem er seinen Hut und Regenschirm nahm, „junger Mann, geben Sie mir Ihr Wort, bis zu meiner Rückkehr über das unglückliche Ereigniß gegen Jedermann zu schweigen. Leben Sie wohl!"

„Was wollen Sie thun? Wohin gehen Sie?"

„Aufs Meer, dem Devonshire nach, um Hawkins seinen Raub zu entreißen," rief der Magazineur und verschwand,

während der Buchhalter ihm nachblickte und vor sich hinmurmelte:

„Der alte Mann verliert den Kopf! Den Devonshire einholen! Freilich ein großes Unglück das — Schöner Platz gewesen — Muß mich um einen andern bekümmern."

Wir überlassen Herrn Nicolas Lardier seinen nichts weniger als selbstsüchtigen Betrachtungen und kehren zu Jean Chapuis zurück, der sich dem Hafen zudrängte, in eine der Fischerbarken sprang und sie von dem Ringe, an dem sie befestigt war, loslöste. „He, Pierre," rief er dabei, „siehst Du dort das Schiff, welches schon beinahe vom Horizonte verschwindet."

„Ja, Herr, 's ist der Devonshire, ein guter Segler; hat erst vor 5 Minuten die Anker gelichtet."

„Funfzig Louisd'or, wenn Du ihn einholst."

„Unmöglich. Ehe eine halbe Stunde vergeht, bricht der Sturm in seiner ganzen Wuth los!"

„Desto besser, das wird den Devonshire aufhalten. Hundert Louisd'or, wenn Du den Muth hast, sie zu verdienen."

Pierre nahm schweigend das Ruder und stieß ab. Erst als er einige Ruderschläge gethan hatte, sagte er leise zu Jean Chapuis: „Herr, beten Sie ein Vaterunser; das ist gut für alle Fälle."

2.

Noch flüsterte man über die plötzliche mit augenscheinlicher Lebensgefahr verbundene Abreise des Magazineurs einander Bemerkungen und Vermuthungen in das Ohr und brachte sie mit dem Verluste der beiden Schiffe Quimbarde und Follet, der bereits anfing bekannt zu werden, in Verbindung, als ein neuer Gegenstand die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Von Honfleur herüber kam nämlich eine Barke von zwei kräftigen Schiffern mit aller Anstrengung durch die immer höher gehende See geführt, und darinnen stand Herr Ferron, der emsig beschäftigt war, mit seinem Hute das Wasser auszuschöpfen, welches die schäumenden Wogen in das Schifflein warfen, und dabei von Zeit zu Zeit mit besorgter Miene auf seine Frau blickte, welche gleichgiltig gegen die Schrecken des sie umtobenden Elementes in der Barke stand, und mit vorwärts gebeugtem Körper unverrückt, mit beinahe krampfhafter Aufregung, nach dem langsam sich nähernden Ufer schaute.

Madame Ferron war eine schöne Frau von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, aus einer alten normannischen Familie, welche jedoch mehr Ahnen als Besitzthümer zählte, so daß sich der Marquis de Chanal, wenn gleich mit tiefer Betrübniß, genöthigt gesehen hatte, den Ehecontrakt seiner Tochter Aloyse Honorée Fanny mit Herrn Ferron, Großhändler, zu unterzeichnen. Fanny zählte damals siebenzehn Jahre, Herr Ferron gegen funzig; aber nicht sowohl dieses Mißverhältniß des Alters gab ihrer Ehe einen leeren trostlosen Charakter, als Herrn Ferrons Individualität, der bei aller Rechtlichkeit, Herzensgüte und inniger Zuneigung zu seiner Gemahlin ein trockener Zahlenmensch war und blieb, der über seinen Hauptbüchern die junge Frau vergaß und sie oft Tage lang nicht sah. Fanny aber war jung und leidenschaftlich, und die Zärtlichkeit, deren Gegenstand ihr Mann nicht sein konnte, und die sie deshalb dem jungen Grafen von Landois zuwendetete, mußte einen um so leidenschaftlicheren Charakter annehmen, als sie derselbe mit aller Kraft seiner Seele erwiederte.

Wäre ihre Ehe mit einem Kinde gesegnet gewesen, so hätte sie dieses Glück vielleicht gerettet, denn sie hätte wahrscheinlich das allmächtige Bedürfniß zu lieben an den Liebkosungen eines Kindes befriedigt.

Herr Ferron, der selten aus seinem Comptoir herauskam, würdigte die häufigen, beinahe täglichen Besuche des jungen Grafen nicht der geringsten Aufmerksamkeit, ja er war froh, daß ihm Jemand das lästige Amt, seine Frau in Gesellschaften und das Theater zu begleiten, dem er sich doch zuweilen unterziehen mußte, abnahm, und so kam es denn, daß für ihn allein das ein Geheimniß blieb, was die ganze Stadt wußte, die ihn als angesehenen und rechtlichen Kaufmann achtete, aber über ihn als Ehemann lachte.

„Fanny," sagte er, als der Nachen endlich gelandet war, „Fanny, Du hattest Recht, es war grausam von mir, Dich gestern gegen Deinen Willen mit nach Honfleur zu nehmen, aber ich bitte Dich um Verzeihung, und glaube meinen Fehler dadurch wenigstens in etwas wieder gut gemacht zu haben, daß wir jetzt, Mittags, wieder in Havre sind und Du daher fast den ganzen Sonntag noch zur freien Verfügung hast."

„Mir ist unwohl," entgegnete Fanny, „laß uns nach Hause eilen."

Als sie an ihrem Hause ankamen, wunderte sich Ferron, das Magazin geschlossen zu finden, da sonst Chapuis an einem Sonntage zwar keine Feder anzurühren, aber doch auf einem Waarenballen sitzend und eine Cigarre rauchend im Magazine zu bleiben pflegte.

Zum Glück erinnerte sich Ferron, den Schlüssel zu einer Hinterpforte bei sich zu haben, die er denn öffnete. Er begleitete seine Gemahlin in ihr Zimmer, wo sie ihn bat, sie der Ruhe zu überlassen.

Ferron begab sich zu diesem Behufe an seinen liebsten Aufenthaltsort, in das an das Magazin anstoßende Schreibkabinet. Das erste, was ihm hier in die Augen fiel, war ein Brief, den er, ohne ihn näher zu besichtigen, wie die, die ihn alle Tage nach der Ankunft der Post an dieser Stelle erwarteten, aufbrach und las.

Der erste Eindruck war ein versteinernder; erst nachdem er den Brief mehrere Male gelesen, schien er ihn zu verstehen.

Zum Verständnisse müssen wir hier einschalten, daß, während Jean Chapuis sein verzweifeltes Unternehmen ausführte, und während Nicolas Lardier im Schreibkabinette seines Herrn seine Toilette in Ordnung brachte, um seine Bemühungen, einen neuen, wo möglich noch vortheilhafteren Platz zu bekommen, sogleich zu beginnen, der Jäger des jungen Grafen von Landois einen Brief an Madame Ferron brachte, den er, da er sie

nicht traf, dem Buchhalter mit der Bitte übergab, ihn Madame so bald als möglich zukommen zu lassen. Lardier nahm den Brief, legte ihn, um ihn nicht zu vergessen, auf den Schreibtisch und ging hinweg.

Und derselbe Brief war es, den Ferron jetzt gelesen. Er lautete:

„Mein Herz ist gebrochen in dem furchtbaren Kampfe, den ich heute gekämpft habe und in dem ich nicht erlegen bin. Mein Vater verbot mir, Dich je wiederzusehen, wenn ich nicht seinen Fluch auf mich laden wolle, und schrieb diesen Morgen an den Marquis d'Ainsberg, daß meiner Heirath mit dessen Tochter kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Diese Heirath wird nicht vollzogen werden, ich schwöre es, und müßte ich mich ihr durch den Tod entziehen."

„Wie furchtbar hat sich dieser Tag gestaltet, an dem ich mir so viel Glück versprach, an dem ich mit Dir zusammen sein sollte. Ich bin eingesperrt wie ein Verbrecher und kann die kostbaren Augenblicke, die mir Deine Liebe zudachte, nicht benutzen. Aber ich muß Dich sprechen, ich muß mich an Deinem Anblicke für die schrecklichen Scenen kräftigen, die meiner mit meinem Vater noch harren, und so bald es dunkel wird, werde ich Mittel finden, aus meiner Haft zu entkommen, um Dir meinen Entschluß, eher zu sterben als Dir zu entsagen, mündlich zu wiederholen."

Der Brief hatte weder Adresse noch Unterschrift, aber Ferron bedurfte deren auch nicht, um die furchtbare Ueberzeugung von der Rolle, die er schon seit geraumer Zeit spielte, zu erlangen. Jetzt konnte er sich den Widerstand seiner Frau, ihn gestern wie gewöhnlich auf sein Landhaus nach Honfleur zu begleiten, und ihr jetziges Unwohlsein erklären, wie tausend andere kleine früher unbemerkte Umstände in seinem Geiste eine traurige, leider nur zu richtige Bedeutung erhielten.

Sein Schmerz war um so tiefer, als er seine Frau wirklich, in so weit dieß sein Temperament zuließ, geliebt hatte, und das dumpfe beinahe bewußtlose Hinbrüten, in welches er nach dem Lesen dieses Briefes versunken war, wurde nur durch ein wiederholtes Klopfen an der Magazinthüre unterbrochen.

Verstört schwankte er hinaus, um zu öffnen.

Ein Knabe übergab ihm einen Brief; es war der zweite Unglücksbrief in dieser Stunde. Er lautete:

„Mein Herr und verehrungswürdiger Chef! Ich habe die Ehre, Ihnen durch diese Zeilen anzuzeigen, daß ich Ihren Dienst mit großem Bedauern verlasse, indem Ihr Benehmen gegen mich fortwährend ein rechtliches und freundschaftliches war. Ich trete von heute an bei dem Herrn Banquier Lenoir ein, welcher mir, als er hörte, daß die Ereignisse mich zwängen, einen Platz zu suchen, vortheilhafte Anträge machte."

„Ich hoffe, daß Sie mir ein gutes Zeugniß über meinen Eifer und meine Verläßlichkeit während der Zeit, in welcher Sie mich in Ihrem Comptoir verwendeten, ausstellen werden. Was mich betrifft, so werde ich Jedem, der mich anhören will, sagen, daß Sie trotz diesem unglücklichen Ereignisse der rechtschaffenste Mann unter der Sonne sind, und daß Ihr einziger Fehler darin bestand: Leuten Ihr Vertrauen zu schenken, die es so mißbrauchten. So war zum Beispiel dieser alte Chapuis, den ich als die Rechtschaffenheit selbst betrachtete, mit diesem elenden Hawkins einverstanden, da er demselben, wie man sagt, auf dem Devonshire nachfolgte, obgleich er gegen mich behauptete, er wolle ihn nur verfolgen, um Ihr Vermögen zu retten."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Skizzen aus dem Norden. Von Theodor Mügge. 2 Bände. Hannover, 1844. Verlag von C. F. Kius.

Der bei weitem größte Theil dieser zwei starken Bände beschäftiget sich mit Norwegen, das Mügge mit sichtbarer Vorliebe sehr ausführlich schildert, während er Dänemark und Schweden nur im Anfange des ersten Bandes und dann gelegentlich berührt. Er beschreibt die großartige Natur Norwegens, die gewaltigen Felsen, die Seen und die Wasserfälle, das Leben und Treiben der kräftigen, freiheitsstolzen Bewohner, die politischen Zustände ꝛc.; er giebt selbst naturhistorische Schilderungen und statistische Notizen über Handel, Fischfang ꝛc., so daß sein Werk ein ziemlich vollständiges Gemälde von Norwegen, durchflochten von seinen eigenen Reiseabenteuern, darstellt, das sicher viel dazu beiträgt, die Reiselust dem weniger bekannten Norden zuzulenken, obgleich der Verf. ironisch ausruft: „Welch' barbarisches Land! Welche fürchterliche Gemeinheit! Hier giebt es keine Bergschlösser, keine Grafenburgen, keine Edelhöfe, sondern nur Bürger, die unnobel denken und empfinden, die gar keine aristokratischen Formen und Manieren, gar keine noblen Passionen besitzen, Bürger und Bauern, große markige Gestalten, höflich, ehrlich, verständig, gesellig, gastfrei, aber fern von jeder Verfeinerung, fern vom Comfort des Lebens, in welchem allein der höher organisirte Mensch athmen kann. Und diese Bürger und Bauern, diese Männer ohne Adel, sie regieren den Staat. Dieser buntscheckige Haufe von Richtern, Geistlichen, Kaufleuten, Fabrikbesitzern, Handwerkern, Eigenthümer und Bauern in groben Jacken, sie bilden den Reichstag! ist das nicht zum Lachen oder zum Weinen?"

„Die Landestracht besteht seltsamer Weise aus einem Frack gewöhnlich von blauer Farbe, blanken Knöpfen und unbändig langen Schößen. Denkt man sich dazu den Mann oder Burschen

mit der rothen Zipfelmütze über den Ohren und den langen weiten Beinkleidern, so hat man den Bauer vor sich, wie er hinter dem Pfluge geht, auf seinem Pferde sitzt und Sonnabends zu seinem Liebchen auf der Alp reitet. Die Tracht ist abscheulich, sie hat etwas Städtisches und dabei sonderbar Verunstaltendes, denn man denke sich den Bauer im Frack mit den ungeheueren Schwalbenschwänzen, die hinter ihm herwandeln; allein dieser Frack mit seinem bestimmten Schnitt ist nichts destoweniger seit Jahrhunderten hier einheimisch und keineswegs etwa eine Modesache aus der vornehmen Welt. Weit eher könnte man glauben, diese Bauern hätten eigentlich den Frack erfunden, der ihnen allein gehörte, bis ein leichtsinniger schiffbrüchiger Franzose das Muster davon nahm und es nach Paris verpflanzte, wo man so gern fremdes Eigenthum als Erfindung der großen Nation ausgiebt.

„Aber die rothe Mütze? Das ist und bleibt die wahre norwegische Nationalkopfbedeckung, diese brennendrothe wollene Zipfelmütze, von der jährlich aus Elberfeld viele Tausend Dutzend kommen. Von Bergenstift an verdrängt die rothe Mütze immermehr den Hut und die Kappe, über die höchsten Fjellen fort geht sie durch alle Thäler und Gebirge bis zum äußersten Norden. Mag's regnen, stürmen oder schneien, der Bauer zieht die Jacobinermütze ein Paar Zoll tiefer über die Ohren. Er setzt sie auf, wenn er aus dem Bette steigt, er legt sie kaum ab, wenn er sich niederlegt. Sie ist sein Schutz gegen alle Ungunst des Wetters und sein Putz an Sonn- und Festtagen; denn dann kehrt er schlau das Innere nach Außen und zeigt sie von ihrer besten Seite, die er an Wochen- und Arbeitstagen verbirgt. Es soll ein gar wunderlicher und hübscher Anblick gewesen sein, als Karl XIV. in Drontheim gekrönt wurde. Zehntausend Bauern waren in die Stadt gekommen und nun standen sie dicht gedrängt und füllten die Straßen, durch welche der Krönungszug kam, aber auch nicht einer war ohne die rothe Mütze, von oben herab sah man nichts als diese glänzend rothe Saat. Daß die rothe Farbe die Farbe der Freiheit ist, wissen diese freien Bauern freilich nicht; sie lieben sie ihrer selbst wegen. Nie hat wohl ein König ein sonderbareres Krönungsgeleit gehabt."

„Wie alle Verhältnisse dieses Volkes einen Anstrich des Patriarchalischen haben, so ist es sogar bei dem Militairwesen. Der Capitain und die Offiziere stehen mit ihren Soldaten meist auf gutem Fuß und diese lassen sich viel gefallen, wenn sie nur sehen, ihr Vorgesetzter ist ein gerechter Mann; sogar körperliche Strafen werden erduldet, ohne daß sie die Anhänglichkeit verringern. Man erzählte mir einen Fall, der dies Verhältniß besonders klar macht. Ein sehr strenger Capitain war nichts destoweniger von seinen Soldaten sehr geliebt. Bei diesem Capitain erschien eines Tages eine Deputation seiner Compagnie. Capitain, sagte der Sprecher, wir haben gehört, daß Du eine Erbschaft gethan hast; warum trittst Du diese nicht an? — Weil ich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, einen kostspieligen Prozeß führen müßte, und die Mittel dazu nicht besitze, erwiederte der Hauptmann, der einige nähere Erklärungen hinzufügte. — Und wie viel Geld glaubst Du nöthig zu haben? fragten die Soldaten. Der Hauptmann nannte eine nicht unbeträchtliche Summe und die Soldaten kehrten zu ihren versammelten Cameraden zurück. Nach einiger Zeit erschienen sie wieder und brachten einen Geldsack mit. — Capitain, sagten sie, die Compagnie hat beschlossen, Dir zu Deinem Erbe zu helfen. Du bist ein strenger, aber gerechter Mann und wir lieben Dich darum. Du sagest, Du habest Niemanden, der Dir Geld vorstreckte zu Deinem Prozesse, Du hast aber uns. Wir haben die Summe zusammengeschossen, hier ist sie, nimm sie und gelange damit zu Deinem Rechte. Der überraschte und gerührte Offizier wollte es abweisen, weil er im Falle des Mißlingens das Geld nicht erstatten könne, aber die Soldaten ließen es nicht zu. — Verlierst Du, sagten sie, so verlieren wir Deinen Prozeß, gewinnst Du, so giebst Du unseren Vorschuß zurück. — Der Capitain gab nach, gewann und zahlte dankbar seinen Soldaten zurück, was sie ihm geliehen."

Johanna. Von George Sand. Aus dem Französischen. Leipzig, Otto Wigand, 1844.

Die berühmte Verfasserin hat mit diesem ihrem neuesten Romane die Erwartungen nicht erfüllt, welche man von ihr hegte, obgleich sich auch in ihm viele und reizende einzelne Schönheiten finden. Sie hatte den seltsamen Einfall, eine Art Jeanne d'Arc unserer Zeit zu schildern, ein keusches, frommgläubiges oder vielmehr abergläubisches, für das Vaterland begeistertes oder vielmehr von Haß gegen die Engländer erfülltes Landmädchen im Kampfe mit den Ideen der modernen Welt und mit der Liebe darzustellen. Ihre Johanna ist ein armes Hirtenmädchen, das einst auf einem Druidensteine schlafend von drei jungen Herren gefunden wird, die ihr jeder ein Geldstück in die Hand stecken. Sie glaubt, dieses Geld von Feen erhalten zu haben, legt, um den bösen Zauber zu bannen, das Gelübde ewiger Keuschheit ab und widmet sich ganz der heiligen Jungfrau, wie die „große Hirtin" (die Jungfrau von Orleans). So hofft sie den großen Schatz zu finden, der einer Sage nach in ihrer Heimath irgendwo vergraben liegen und hinreichen soll, alle Menschen reich zu machen und nebenbei ein Heer auszurüsten, welches England demüthigen soll. Später trifft sie mit jenen drei Herren wieder zusammen. Alle drei verlieben sich in sie, sie aber weist alle drei kalt zurück, springt, um dem Zudringlichsten zu entgehen, aus dem Fenster eines Thurmes und stirbt in Folge davon.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 33. 1844.

Papst Gregor XVI.

Das Portrait macht uns mit den Zügen des jetzigen Papstes Gregors XVI. bekannt. Gregor XVI., am 18. September 1765 zu Belluno im Gebiete von Venedig geboren, führte vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl (23. Februar 1831) den Namen Mauro Capellari. Schon als Camaldulenser Mönch eiferte er in seinen Schriften für Aufrechthaltung der Größe und Macht des Papstthums, und entfaltete bei dieser Gelegenheit eine eben so ausgebreitete als gründliche Gelehrsamkeit. In Rom, wohin er 1795 kam, wurde er zum Generalprocurator und spä-

(Papst Gregor XVI.)

ter zum Generalvicar seines Ordens erwählt. Auch ernannte ihn der damalige Papst Leo XII. zum Präfecten der Propaganda für Bekehrung der Heiden und Ausrottung der Ketzerei in der christlichen Kirche, und erhob ihn 1825 zum Cardinal. Nach dem Tode des letzten Kirchenoberhauptes Pius VIII. im November 1830 wurde Capellari von den im Conclave versammelten Cardinälen zum Papst erwählt, als welcher er den Namen Gregor zum Andenken an Gregor XV., den Stifter der erwähnten Propaganda, annahm. In Rom zeigte man sich indeß unzufrieden darüber, daß ein nicht im Kirchenstaate geborener Mönch zu der hohen Würde gelangt war, und es brachen an mehren Orten, sogar in Rom selbst, Unruhen aus, welche durch die österreichischen Waffen nicht völlig unterdrückt wurden. Gregor erließ 1832 eine Bulle, welche durch Androhung des Bannes einen ruhigern Zustand herbeizuführen beabsichtigte. Da derselbe den Wunsch nach Neuerungen und Verbesserungen im Staats- und Volksleben von der um sich greifenden Aufklärung ableitete, so suchte er diese durch Beschränkung des Unterrichts zu hemmen. Nicht nur im Kirchenstaate trat der Papst dem sich in allen Ländern regenden Geiste des Unfriedens entgegen; er erließ auch 1832 ein Kreisschreiben an alle Bischöfe, in dem er sich auf das Kräftigste über den Mangel an Ehrfurcht vor der Kirche, die verderblichen Früchte eines schamlosen Wissens und einer unbeschränkten Zügellosigkeit aussprach, und zum Festhalten am Alterthümlichen, zum Abwehren jeder Neuerung auffordert. In demselben Geiste hatte Gregor schon früher den polnischen Bischöfen empfohlen, den Gehorsam zu predigen, und er erklärte sich neuerdings sogar gegen die Bibelgesellschaften.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Ich hoffe, daß man Ihnen in Anbetracht Ihres Unglückes Ratenzahlungen zugestehen wird, und daß der Verlust der Quim-

barde und Follet nicht unersetzlich sein wird, wenn es anders, wie man sich jetzt erzählt, wahr ist, daß ein Theil der Ladung beider Schiffe geborgen sei. Wenn ich aber dem Glauben beimessen soll, was man sich andererseits erzählt, daß nämlich Herr Hawkins außer den 180,000 Francs, welche in der Casse waren, noch an 100,000 Francs in Anweisungen auf die Colonien mitgenommen habe, so wäre Ihre Lage viel mißlicher. Mein aufrichtigster Wunsch ist, daß dieses Gerücht unwahr und Sie durch Aufbietung aller Ihrer Hilfsquellen Ihre Verbindlichkeiten zu lösen im Stande seien. Herr Lenoir, der einen Wechsel von 12,000 Francs von Ihnen in Händen hat, versprach mir, Ihnen alle möglichen Erleichterungen zu Theil werden zu lassen, und ich werde gewiß das Meinige thun, ihn in dieser für Sie günstigen Stimmung zu erhalten. Mein Herr, ich habe die Ehre mich zu zeichnen als Ihren ergebensten Diener und vormaligen Buchhalter Nicolas Lardier."

P. S. „Auf dem Schreibtische Ihres Arbeitskabinetes werden Sie einen unadressirten Brief finden, der mir für Ihre Frau Gemahlin anvertraut wurde, und den ich derselben zu übergeben bitte."

Während der Zeit als Ferron diesen Brief las, war Fanny, in deren Seele das Klopfen an der Thüre eine süße aber trügerische Hoffnung erregt hatte, in das Magazin hinabgeeilt; als sie jedoch blos ihren Gemahl und den Knaben sah, fragte sie letzteren, ob er vielleicht einen Brief abzugeben habe, und als er bejahend antwortete, rief sie leidenschaftlich: „Wo hast Du ihn? Schnell! Gieb ihn her."

„Der Brief geht Dich nichts an, Fanny," sagte Herr Ferron, der ihn jetzt ausgelesen hatte, anscheinend kalt, jedoch vor innerer Aufregung das Papier in seinen Händen zerreibend. „Es ist ein Geschäftsbrief."

Fanny ging traurig in ihr Zimmer zurück und der Knabe beeilte sich, Herrn Lardier die richtige Bestellung seines Auftrages zu melden und die Paar Sous in Empfang zu nehmen, die ihm der Buchhalter für diesen Gang schenken mochte.

3.

Als Ferron allein war, überließ er sich ungestört seiner Verzweiflung. Er sah seine Wechsel protestirt, seinen Credit untergraben, sich selbst im Schuldengefängniß, ruinirt, entehrt. Die Aufregung über diesen letzten Brief war so groß, daß er den, den er einige Minuten früher gelesen, gänzlich vergessen hatte, denn hier galt es ja sein eigentlichstes und innerstes Wesen, seine kaufmännische Rechtlichkeit, den point d'honneur seiner Unterschrift. Ein Wechsel von Ferron und Comp. ausgestellt und nicht zur Minute eingelöst! Er glaubte diese Schmach nicht überleben zu können. Und doch hatte er morgen einen Wechsel von 150,000 Franks einzulösen und nicht 100 Louisd'or in der Casse. Freilich konnte ein Haus von so ausgedehnten Handelsoperationen trotz allen Verlusten nicht gänzlich zu Grunde gehen, ja es blieb nach einer Ueberschlagsrechnung Herrn Ferron, nach Tilgung seiner sämmtlichen Passiven noch so viel Vermögen, um ein ruhiges und selbst angenehmes Leben führen zu können; aber es handelte sich jetzt darum, bis morgen früh um 10 Uhr eine Summe von 150,000 Franks aufzubringen, und dieses gehörte bei dem, durch diese Unglücksfälle wahrscheinlich höchst erschütterten Credit des Hauses zu den Unmöglichkeiten.

Wie sehr bedauerte er jetzt, auf Hawkins Dringen ein so bedeutendes Papier ausgestellt zu haben, auf das Dringen desselben Hawkins, der jetzt treuloser Weise mit der Casse flüchtig wurde, und der sich früher nie um etwas anderes bekümmert hatte, als seine Dividenden zu erheben und ausländischen Tabak für seinen Gebrauch kommen zu lassen. Mitten in diesen trostlosen Reflexionen zuckte ein Hoffnungsstrahl durch sein Gemüth; Lardier war Hawkins persönlicher Feind und beneidete Chapuis um das Ansehen, in welchem dieser bei seinem Chef stand, vielleicht, daß ihm blos die Rachsucht zu dieser fürchterlichen Anklage hingerissen. Wie unwahrscheinlich diese Annahme auch war, so sucht sich doch ein Ertrinkender an einen Strohhalm zu klammern. An dem Verluste seiner beiden Schiffe Quimbarde und Follet, die er mit Waaren im Werthe von 300,000 Franks beladen von Martinique erwartete, konnte er leider nicht mehr zweifeln, denn das seltsame Betragen seiner Bekannten, welches er heute Mittag, als er sich mit seiner Frau über den Hafenplatz drängte, vor innerer Aufregung und Angst um das Wohlsein Fannys nicht bemerkt hatte, stand jetzt klar vor seinem Auge und die abgebrochenen Reden, die er damals überhört, tönten jetzt gellend in seinen Ohren.

Doch, wenn nur Hawkins und Chapuis Flucht sich nicht bestätigte, so war doch seine kaufmännische Unterschrift wenigstens für den Augenblick, wenigstens für morgen, gerettet, er konnte den Wechsel honoriren, und dann durch Realisirung aller seiner Hilfsquellen aus einem Stande, in dem er mit Ehren gelebt hatte, auch mit Ehren austreten.

Um übrigens das ganze Gewicht dieses furchtbaren Schlages für Ferron beurtheilen zu können, muß man seinen Charakter, sein ganzes Wesen und seine frühere Lebensgeschichte berücksichtigen. Ferron war so recht das, was man ein Kind seiner Werke zu nennen pflegt; er hatte seine Mutter nicht gekannt; sie war in Indien gestorben, wo sein Vater, als Factor eines Handlungshauses, sich mehrere Male bereicherte und wieder zu Grunde richtete. Ferron, im Handel aufgezogen, widmete sich demselben bald mit Leidenschaft, und hatte die Freude, seinen Vater kurz vor dessen Tode vor der Schmach eines Fallitments zu bewahren.

Als Ferron nun allein und selbstständig war, trafen ihn bald jene Unglücksfälle, welche durch Ordnung, Rechtlichkeit und Einsicht nicht immer zu vermeiden sind; aber er verdoppelte seine Anstrengungen, um ansehnliche Verluste einzubringen und dieser fortwährende Kampf mit den Ereignissen, mit dem Wechsel des Credits, mit den Launen des Meeres und den Betrügereien der Menschen nahm beinahe seine ganze Jugend in Anspruch. Er kam erst im Alter von 45 Jahren nach Frankreich, um sich eine häusliche Existenz zu gründen und

seine Handelsspekulationen auf einem beschränkteren aber sicheren Felde fortzusetzen. Er hatte sich ungefähr 200,000 Francs erworben, und Herr Hawkins, mit dem er sich zu einem Materialien-Geschäft im Großen vereinigte, brachte ihm eine gleiche Summe zu.

Und diese Verbindung gedieh, Dank sei es der Erfahrung Ferron's; der gemeinschaftliche Fond reichte hin, um den Kreis der Unternehmungen weiter auszudehnen, und das Haus Ferron et Comp. gelangte bald zu einem Ruf, der vielleicht selbst größer war als sein Reichthum und seine Wichtigkeit. Dies Alles war gestern, und nun ruinirt, bankerott! Herr Ferron konnte diesen Gedanken nicht ertragen und eben so wenig die Möglichkeit einer ehrenvollen Rettung herausfinden; er langte nach einem Pistol, das über seinem Schreibtische hing; da fiel sein Blick auf den Brief des Grafen von Landois an seine Frau, der noch immer dort lag, und er hielt inne.

Nach einigen Minuten tiefen Nachsinnens hing er das Pistol an seinen Platz, warf einen Mantel um, schloß die Thüre hinter sich ab und ging eine Opernarie trällernd von dannen.

Es war Dämmerung.

4.

Nachdem Herr Ferron fortgegangen war, ging Fanny in namenloser Unruhe in ihren Gemächern auf und ab, ihren Geliebten, oder wenigstens einen Brief von demselben, worin er ihr die Ursache seines Nichterscheinens mittheilte, erwartend. Freilich konnte er schon früh Morgens dagewesen sein und erfahren haben, daß sie gestern Abend mit ihrem Gemahl nach nach Honfleur gefahren sei, um den ganzen heutigen Tag dort zuzubringen.

Andererseits wußte sie aber auch von dem Heirathsplane des alten Grafen und von dem Zorn und der Verachtuug, mit welcher er seines Sohnes Verhältniß zu ihr betrachtete, und fürchtete daher, daß ihn sein Vater, wie er schon oft gedroht hatte, mit Gewalt von dem Umgange mit ihr abhalte.

Sie konnte diese Ungewißheit nicht länger ertragen und wollte eben ausgehen, um Jemanden aufzutreiben, der ihr einen Brief nach dem eine Stunde weit entfernten Schlosse Landois trage, als plötzlich ein Pochen an der Hinterthüre ertönte.

Sich die Thränen aus den Augen zu wischen, die Treppe hinab zu fliegen, die Thüre zu öffnen und einem schönen jungen Manne, der eintrat, in die Arme zu stürzen, war das Werk eines Augenblicks.

Lange lag sie sprachlos in seinen Armen, bis endlich Louis von Landois sich ermannte und seine schöne Last sanft in das an das Magazin stoßende Cabinet trug, welches Herrn Ferron zugleich zur Schreibstube und Casse diente.

„O, mein Freund," sagte Madame Ferron, als sie ihrer Stimme wieder mächtig ward, „was für ein schrecklicher Tag! warum hast Du mich so ohne alle Nachricht gelassen?"

„Ohne Nachricht!" rief Louis heftig erblassend, „ohne Nachricht? Hast Du meinen Brief von heute früh nicht erhalten? Wenn er in unrechte Hände gefallen wäre! Es wäre schrecklich!"

„Beruhige Dich, Louis," sagte Fanny, als sie die heftige Gemüthsbewegung ihres Geliebten bemerkte, „der Brief wird einem meiner Leute, die jetzt alle fort sind, übergeben worden sein, und so werde ich ihn erst erhalten, nachdem ich schon von Dir seinen Inhalt erfahren habe. Sage mir also, was Dich bis jetzt verhinderte, Deinem Versprechen gemäß zu kommen."

„Mein Vater," erwiederte der Graf, „hält fester als je an seinen Heirathsplänen und hat dem Marquis d'Ainsberg geschrieben, daß meine Hochzeit mit dessen Tochter unwiderruflich in 14 Tagen statt finden werde."

„Und Du sagst mir das so kalt," sprach Fanny vorwurfsvoll, indem sie eine Thräne in ihrem schönen Auge zerdrückte, „mir, die ich Dir Alles geopfert habe, meine Pflichten, meine Ruhe, meine Ehre."

„Du thust mir Unrecht, Fanny. Ich kann es Dir so kalt sagen, weil mein Entschluß gefaßt ist, weil diese Heirath nie stattfinden wird, und weil ich mich ihr, wenn sich kein anderes Mittel findet, durch den Tod entziehen werde."

„Vergieb mir meinen Verdacht," sagte Madame Ferron zärtlich, indem sie die Hand ihres Freundes fester in den ihrigen drückte, „ich weiß, daß Du mich liebst, aber man will uns trennen und Du bist so schwach. Doch erzähle mir das Weitere."

„Heute früh eben, als ich mich fertig machte, um nach Havre zu reiten, trat plötzlich mein Vater zu mir in das Zimmer. Ich erschrak über sein unvermuthetes Erscheinen, denn ich wußte, daß er schon seit mehreren Tagen von heftigen Gichtschmerzen geplagt das Bett hüten mußte, und es jetzt ohne ganz hergestellt zu sein verlassen hatte. Aber horch, mich dünkt, ich höre Jemanden in dem Gange gehen und einen Schlüssel in der Hinterthüre umdrehen. Sind wir auch wirklich allein?"

„Ganz allein," versetzte Fanny zerstreut; sie hatte das Geräusch nicht gehört und nahm zu sehr Theil an der Geschichte, die Louis erzählte, als daß ihr nicht jede unnütze Unterbrechung äußerst unangenehm sein sollte. „Weiter, weiter!"

„„Wohin willst Du?"" „fragte mein Vater, als er mich zum Ausgehen bereit sah." „„Wahrscheinlich nach Havre.""

„Ich bejahte es."

„„Um bis heute Abend dort zu bleiben?"" „fuhr mein Vater spöttisch fort."

„Ich sagte, es sei möglich, daß ich dort durch Freunde zurückgehalten würde."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 34. 1844.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„„Ich kenne die Freundschaften, die Dich dort zurückhalten,““ „sagte mein Vater,“ „„und ich verbiete Dir heute, nach Havre zu gehen. Da Du jedoch seit langer Zeit meinen Befehlen entweder Trotz zu bieten, oder sie zu umgehen pflegst, so sehe ich mich genöthigt, Dich, um denselben mehr Nachdruck zu geben, für eine bestimmte Zeit in Zimmerarrest zu erklären. Zugleich zeige ich Dir an, daß Du Dich zu Deiner bevorstehenden Vermählung vorbereiten mußt. Fräulein Ainsberg wird morgen hier ankommen, dann werde ich Dich in Freiheit setzen, und vierzehn Tage werden hinreichen, mit Deiner künftigen Frau nähere Bekanntschaft zu machen.““

„Damit kehrte er mir den Rücken, schloß die Thüre hinter sich ab und überließ mich meiner Verzweiflung.“

„Und Du erklärtest Deinem Vater nicht sogleich fest und bestimmt, daß Du nie in diese Heirath einwilligen würdest?“ fragte Madame Ferron gespannt und fast athemlos.

„Was hätte das genützt, liebe Fanny? diese Erklärung hätte nur dazu gedient, das Gewitter, welches sich über meinem Haupte sammelt, früher, als es nöthig ist, zum Ausbruch zu bringen. Genug, daß ich den festen Entschluß habe, daß ich Dir schwöre, Dir nie zu entsagen.“

„Ach,“ seufzte Fanny, „Du bist so schwach! Gleichviel, ob es nütze oder nicht, Du hättest Deinen Vater nicht einen Augenblick an Deinem Widerstande zweifeln lassen sollen, Du hättest ihm in zugleich energischen und ehrfurchtsvollen Ausdrücken erklären sollen, daß Du weder Fräulein Ainsberg, noch eine andere heirathen würdest, und wenn sie noch schöner sei und ein noch größeres Heirathsgut hätte, mit einem Worte, Du hättest ihn überzeugen sollen, daß Du mich wahrhaft liebst.“

„Zum Beweise dessen bin ich jetzt hier und hätte schon früher zu kommen versucht, wenn ich nicht gefürchtet hätte, meinen Vater durch offenbaren Ungehorsam und Trotz zum Aeußersten zu treiben. Ich schrieb daher jenen unglückseligen Brief, den Du nicht erhalten hast, und welchen nicht vorsichtiger gestellt zu haben, ich mir jetzt die bittersten Vorwürfe mache. Ich wartete dann den Einbruch der Dämmerung ab, wo ich mich in den Schloßgarten schwang und von da über die Gartenmauer springend auf die Heerstraße kam, wo ich den Weg bis hierher zu Fuße und im vollen Laufen zurücklegte. Aber horch, mich dünkt, ich höre wieder Schritte. Gott, wenn es mein Vater wäre!“

„Ich könnte in demselben Tone antworten, wenn es mein Gemahl wäre,“ versetzte Fanny ungeduldig über ihres Geliebten Aengstlichkeit, „wenn er uns zu dieser späten Stunde hier allein überraschte.“

„Dein Gemahl ist doch nicht in Havre?“

„Freilich ist er es; habe ich es Dir noch nicht erzählt? er führte mich gestern Abend gegen meinen Willen mit nach Honfleur, als er aber sah, wie mich die Gewaltthätigkeit angriff, kehrte er heute früh während dem größten Sturme wieder mit mir zurück; ich stellte mich unwohl, bat ihn, mich allein zu lassen, und er entfernte sich vor einigen Stunden.“

„Gott! Herr Ferron in Havre! das wußte ich nicht,“ sagte Louis erschrocken, indem er mit einem Male seine gefährliche Lage übersah und an das wiederholte Gehen und Schlüsseldrehen an der Hinterpforte, so wie an seinen in der Eile der Flucht äußerst ungeordneten Aufzug dachte. „Aber,“ setzte er, sich fassend und Fannys Hände in den seinigen drückend, hinzu, „Du hast meinethalben gelitten, hast meinethalben in Lebensgefahr geschwebt und ich wußte nichts davon!“

In diesem Augenblicke ertönten von draußen zwei mächtige Schläge an den Laden des Magazins und Herr Ferron pfiff eine Melodie.

Mechanisch ergriff Fanny ihren vor Schreck beinahe bewußtlosen Geliebten am Arme und zog ihn zur Hinterpforte.

Sie war verschlossen.

„Wir sind verrathen! verloren!“ jammerte Louis.

„Es giebt nur noch ein Mittel,“ sagte Fanny, indem sie ihren Geliebten in das Magazin führte und Herr Ferron draußen heftiger pochte und pfiff, „verbirg Dich hinter einem dieser Fässer, ich werde Herrn Ferron hinaufführen und dann unter irgend einem Vorwande herabkommen und Dich hinauslassen.“

„Aber wenn er mich entdeckt!“

„Er wird es nicht, und dann, — wir haben jetzt keine Wahl mehr.“

Louis verbarg sich hinter einem kolossalen Indigofasse, und Fanny öffnete Herrn Ferron, der noch von draußen fragte, ob er die ganze Nacht vor seinem Hause zubringen müsse.

„Ach Du bist es, der durch einen solchen Lärm die ganze Nachbarschaft in Aufruhr bringt," sagte Madame Ferron scheinbar erstaunt.

„Du erwartest mich wohl nicht?" fragte der Kaufmann bitter.

„Ich schlief," entgegnete Fanny, indem sie mit Unruhe das düstere und aufgeregte Wesen ihres Mannes bemerkte. „Es muß schon spät sein."

„Bald 11 Uhr," sagte Herr Ferron, indem er in sein Cabinet ging und sich an seinem Schreibtisch niedersetzte als wollte er noch arbeiten.

„Schon 11 Uhr und Du willst noch schreiben?"

„Geh' nur schlafen, Fanny, ich werde diese Nacht aufbleiben, es ist morgen der Letzte und eine so große Wechselschuld fällig, daß ich, wenn ich das Geld nicht hier in meiner Kasse hätte, bei dem bloßen Gedanken daran verrückt würde, 150,000 Francs; ich war nicht klug, im Handel muß man auf Alles gefaßt sein."

„Ach, Du bist zu furchtsam," sagte Fanny leichthin. „Da Du das Geld nun in der Kasse hast, was hast Du noch zu besorgen?"

„Was zu besorgen? Hast Du die Magazinthüre sorgfältig verschlossen? Man weiß in der Stadt, daß ich morgen bedeutende Zahlungen zu machen habe, und kennt mich als zu pünktlich und genau, als daß ich nicht den Abend zuvor schon darauf vorbereitet sein sollte. Alle meine Leute sind fort. Zwei entschlossene Schurken, ja auch nur ein einziger, wenn er sich während des Tages hereinschlich " —

„Du machst mich zittern, und ich wage es nicht, in mein Zimmer zurückzukehren, wenn Du mich nicht dahin begleitest. Wenn Du hier bleibst, so bleibe ich mit Dir hier, denn Du hast mich mit Deinen Räubergeschichten so erschreckt!"

„Ich wäre lieber aufgeblieben, aber da Du es durchaus nicht willst, da Du mir drohst, auch zu wachen, wenn ich wache, so will ich — aber, halt! ich muß doch noch erst einen Blick in meine Casse werfen."

Mit diesen Worten öffnete er eine schwere in die Wand gemauerte Truhe und nahm ein grünledernes Portefeuille heraus, welches er öffnete und mit einem Schrei des Entsetzens auf den Tisch warf.

„Bestohlen! ich bin bestohlen, ruinirt, entehrt!" rief Herr Ferron mit dem Ausdrucke des wahrhaftigsten Schmerzes und Entsetzens.

„Nicht möglich," rief Madame Ferron, welche einen so lebhaften Antheil an dem Unglücke ihres Mannes nahm, daß sie auch ihren Geliebten, der einige Schritte davon versteckt war, Alles anhörte und die furchtbarste Todesangst ausstand, gänzlich vergaß.

„150,000 Francs!" rief der Kaufmann; „es waren 150,000 Francs in Bankbillets in diesem Portefeuille; sie haben Alles genommen, Alles! Aber horch!"

„Was giebt es?" sagte Fanny, die jetzt wieder an den Grafen von Landois dachte, indem sie mit dem Deckel der Casse ein Geräusch machte, um nur die Aufmerksamkeit ihres Mannes abzulenken.

„Es ist Jemand hier, die Diebe sind noch nicht entflohen, es hat sich etwas im Magazine gerührt. Fürchte Dich nicht, Fanny! ich habe Waffen," setzte er hinzu, indem er eine Pistole ergriff.

„Du täuschest Dich, es kann Niemand sein! Gott im Himmel! — Pistolen — Ferron!"

„Halte mich nicht auf," sagte der Kaufmann, indem er den Hahn der Pistole spannte und in das Magazin stürzte, „der Erste, den ich finde, ist verloren."

„Um Gotteswillen kein Unglück," rief Fanny, indem sie auf die Kniee sank und die Arme gegen ihren Gemahl ausstreckte, der beschäftigt war, das ganze Magazin zu durchsuchen. „Gnade! Gnade! Tödte ihn nicht."

„Da ist einer," rief der Kaufmann, indem er Louis entdeckte, welcher hinter seiner Tonne gekauert blieb, und keinen Schritt zur Flucht machte, als Herr Ferron auf ihn anschlug.

„Elender, Du hast mich also bestohlen? gieb mir meine 150,000 Francs zurück oder Du bist verloren."

„Nun wohl, erschießen Sie mich," rief der junge Mann, indem er aus seinem Verstecke trat. Er war so bleich und angegriffen, daß ihn sein Vater nicht erkannt hätte. „Erschießen Sie mich auf der Stelle," wiederholte er, indem er seine Brust der tödtlichen Kugel bloß gab, „aber ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht bestohlen habe."

„Sie sind es, Graf Louis de Landois," sagte Herr Ferron mit gut geheucheltem Erstaunen. „Sind Sie es wirklich?"

„Auf was warten Sie?" murmelte der junge Mensch, „erschießen Sie mich, ich bitte Sie darum als um eine Gnade!"

Madame Ferron blieb vernichtet in dem Cabinet, die Worte, die zwischen ihrem Gemahl und ihrem Geliebten gewechselt wurden, schlugen nur unbestimmt und undeutlich, wie aus einer weiten Entfernung, an ihr Ohr. Sie konnte nur beten, daß die für Louis bestimmte Kugel ihre Brust durchbohren möge.

„Was machen Sie bei mir zu dieser Stunde, junger Mann," sagte Herr Ferron streng, indem er ihn, wie den Angeklagten vor dem Gerichtshof, auf einen Stuhl wies, „Sie haben sich heimlich in mein Haus eingeschlichen, in welcher Absicht?"

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen, mein Herr," entgegnete Louis mit Festigkeit, „ich habe nichts zu meiner Vertheidigung zu sagen."

„Dann sind Sie es also, der mich bestohlen hat," rief der Kaufmann entrüstet, „es kann Niemand als Sie sein."

„Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich an der That, deren Sie mich anklagen, unschuldig bin," sagte der junge Mann feierlich, der außer sich war, für einen Dieb

gehalten zu werden, zugleich aber zitterte, den wahren Grund seines Hierseins zu entdecken.

„Ich verstehe, Sie waren nicht allein. Sie haben Mitschuldige, die mit ihrer Beute entkommen sind," sagte der Kaufmann, der sich Gewalt anthun mußte, seine schmerzliche Zerstreuung zu bemeistern, „aber Sie werden mir mit Ihrer Ehre diesen abscheulichen Verrath an einem Freunde bezahlen. Ich übergebe Sie dem Schicksale, das Sie verdienen."

„Wie kannst Du nur glauben," sagte Madame Ferron, die sich nun zitternd näherte, aus Furcht, ihre heftige Gemüthsbewegung zu verrathen, „wie kannst Du nur glauben, daß Herr von Landois eines Diebstahls fähig sei, eines Diebstahls, der niedrigsten und gehässigsten Handlung?"

„Ich bin bestohlen worden und habe den Dieb in meiner Gewalt," sagte der Kaufmann mit Entschiedenheit, „das ist Alles, was ich glaube, und jetzt will ich um Hilfe rufen."

„Rufen Sie nicht," schrie Louis in Verzweiflung. „Tödten Sie mich, aber machen Sie Niemanden zum Zeugen von dem, was hier vorgeht."

„Nicht wahr, ich sollte Sie frei und ungestraft zu Ihrem Vater zurückkehren lassen? Wo haben Sie mein Geld hingethan?"

„Dieses Geld, ich habe es nicht, wie ich Ihnen schon beschworen habe, und ich erkläre noch ein Mal feierlich, daß ich Sie nicht bestohlen habe."

„Gestehen Sie es ein," sagte der Kaufmann milder, „sagen Sie, Sie hätten das Geld in einem Spielhause verloren, und seien jetzt wieder hierher gekommen, um sich noch eine Summe zur Fortsetzung des Spieles zu nehmen, Sie hätten mir es aber nur genommen und hätten Alles wieder zu ersetzen gehofft. Gestehen Sie es ein und ich werde Ihnen verzeihen, weil ich Sie liebe, und weil ich mit einem durch seine Leidenschaft verblendeten Spieler Mitleid habe, aber gestehen Sie es, sonst sind Sie verloren."

„Mein Gott, gestehen," rief Louis, zu Allem entschlossen, um nur seine Geliebte zu retten, „gestehen, daß ich ein Dieb bin!"

„Du weißt doch," sagte wieder Madame Ferron, zwischen der Furcht, sich selbst anzuklagen, und dem Schmerz, ihren Geliebten wegen eines eingebildeten Verbrechens angeklagt zu sehen, schwankend, „Du weißt doch, von welcher Familie Herr von Landois ist, und daß er Dich eher mit seinem Vermögen unterstützen würde, statt —"

„Und Du weißt nicht," entgegnete Herr Ferron ungeduldig, „daß Du seine und meine Lage durch Deine unberufene Einmischung nur verschlimmerst."

„Mein Herr," nahm traurig aber entschlossen der junge Mann wieder das Wort, indem er seine ganze Lage mit Einem Blick überschaute, „mein Herr, da es sein muß, da Sie mich dazu zwingen, so will ich gestehen —"

„Daß Sie mir 150,000 Francs gestohlen haben?" fuhr Herr Ferron schonungslos fort, da er sah, daß der junge Mann nicht die Kraft hatte, sein Geständniß zu vollenden.

„150,000 Francs," wiederholte Louis mit einem tiefen Seufzer, „und ich verpflichte mich auf mein Ehrenwort, sie Ihnen zurückzugeben, sobald ich über mein Vermögen werde verfügen können."

„Da kann ich 15 bis 20 Jahre warten," sagte der Kaufmann, indem er Schreibmaterialien zurechtlegte; „und Ihr Wort, das Wort eines Diebes, genügt mir nicht, Sie müssen mir die Bestätigung des Diebstahls und der Schuld schriftlich geben."

„Mein Herr," rief der Graf von Landois, indem er um einen Schritt zurücktrat, „ich soll so etwas schreiben, ich soll so etwas unterzeichnen? Auf keinen Fall! Ich werde es nie im Stande sein."

„Sie haben zu wählen," sagte Herr Ferron kaltblütig, „entweder Sie schreiben, was ich Ihnen dictire, oder ich mache Lärm, ich rufe Leute, ich nenne Sie, man führt Sie ins Gefängniß, Ihr Prozeß wird eingeleitet, und wenn man Sie verurtheilt —"

„Mein Herr, ich werde schreiben, was Sie befehlen," sagte Louis von Landois in düstrer Ergebung. „Ich habe keine Wahl."

„Louis schreibe nicht, erkläre die Wahrheit," rief Madame Ferron, indem sie die Hände faltete und ihren Geliebten mit einer Art schmerzlicher und doch zugleich stolzer Bewunderung betrachtete.

„Es sind blos 2 Zeilen, die ich zu meiner Sicherheit verlange," unterbrach der Kaufmann seine Frau, indem er ihr durch eine drohende Geberde Stillschweigen gebot.

„„Ich Unterzeichneter —""

„Schreiben Sie?"

„„Ich Unterzeichneter gestehe und bekenne, nächtlicher Weile in das Haus des Herrn Ferron eingedrungen zu sein, die Casse daselbst mittelst falscher Schlüssel eröffnet und eine Summe von 150,000 Francs in Bankbillets daraus entwendet zu haben, welche ich noch in selber Nacht im Spiele verlor. Für dieses Geständniß, welches die Reue allein mir erpreßt hat, erhielt ich von Herrn Ferron das Versprechen, daß er mich nicht den Gerichten übergeben werde.""" „Haben Sie geschrieben? Gut! Jetzt datiren und unterzeichnen Sie."

„Schrecklich," schrie Madame Ferron außer sich. „Louis, Du hast diese Lügen nicht geschrieben, Du wirst sie nicht unterzeichnen, ich verbiete es Dir!"

Louis Graf von Landois hatte mit convulsivisch zuckender Hand das Manifest der Schande unterzeichnet; das Opfer war vollbracht.

„Madame," sagte Herr Ferron mit mühsam verhaltener Wuth, indem er seine Gemahlin am Arme faßte und in den Lehnstuhl drückte. „Madame, nehmen Sie sich in Acht, daß ich Sie nicht für mitschuldig halte."

„Madame Ferron wußte nicht, daß ich hier versteckt war," sagte Louis, indem er dem Kaufmann das Blatt übergab, „ich habe keinen Mitschuldigen."

„Erwarten Sie jetzt meine Rückkehr," sagte Herr Ferron, indem er sich zum Fortgehen anschickte. „So! Junger Mann, Sie sind mein Gefangener bis morgen früh!" und mit diesen Worten schloß er die Thüre hinter sich zu.

5.

Der alte Graf von Landois hatte einen so heftigen Gichtanfall gehabt, daß er seit seiner früher erzählten Unterredung mit Louis wieder das Bett hüten mußte, aber seine physischen Leiden, so heftig sie waren, machten ihm den Seelenschmerz, den ihm sein eigensinniger und widerspenstiger Sohn verursachte, nicht vergessen. Und diese Heirath mußte Statt finden, sie war seit Jahren sein Lieblingsproject gewesen, nicht zu gedenken des Vortheils, von welchem das reiche Heirathsgut des Fräulein Ainsberg für die zerrütteten finanziellen Verhältnisse seines Hauses sein würde. Hatte er doch schon früher diesen Plan seinem Sohne mitgetheilt, welcher damals nichts Erhebliches dagegen einzuwenden hatte, denn erstens war seine Braut damals noch ein Kind, und die Ausführung desselben lag daher noch in weiter Ferne, und zweitens existirte die Haupturſache seines jetzigen Widerstandes, seine Leidenschaft für Madame Ferron noch nicht.

Und diese unbezwingliche Leidenschaft war es, die seinen Vater zur Verzweiflung brachte, und an der alle Pläne und alle Maßregeln dagegen scheiterten. Nicht daß Herr von Landois die gesetzwidrige Liebe seines Sohnes aus strengen moralischen Gründen mißbilligt hätte, dazu war er selbst in seiner Jugend zu sehr Weltmann gewesen, aber er wollte sie als das behandelt wissen, was sie seiner Meinung nach war, als eine Zerstreuung, als das muthwillige Spiel eines jungen Edelmanns mit der Ehre und dem Glücke einer rechtlichen Familie. Für seinen Sohn hingegen war das Verhältniß zu Fanny eine ewige, heilige Liebe, der er nur mit seinem Leben entsagen zu können glaubte. Es war gegen Mitternacht. Die Schmerzen des Grafen hatten etwas nachgelassen, der alte Diener Gaucherot saß an seinem Bette, indem er den jungen Herrn Louis, den er als Kind auf seinen Knien gewiegt und liebgewonnen hatte, gegen den Grafen, der fortwährend die heftigsten Schmähungen und Verwünschungen gegen seinen Sohn ausstieß, so viel als es ihm sein Verhältniß als Diener erlaubte, zu entschuldigen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Mit Freuden haben wir in den letzten Tagen gelesen, daß man zweien der berühmtesten deutschen Männer, dem einen im Inlande, dem andern im Auslande, verdiente Huldigungen dargebracht hat. Spohr hatte nach langjährigen vergeblichen Bitten endlich die Erlaubniß erhalten, Paris zu besuchen, und der hochverdiente Mann fand dort einen Empfang, der Frankreich wie unsern großen Meister ehrt. Das Conservatorium nämlich, bekanntlich die erste Capelle in der Welt, versammelte sich aus freien Stücken, obwohl es mitten im Sommer war, wo keine Conzerte stattfinden, um den großen fremden Tondichter mit einer Aufführung der Pastoralsymphonie Beethovens und der von dem Gefeierten selbst componirten Symphonie zu überraschen. — Als Heinrich Zschokke in Kissingen, wo er sich zur Stärkung seiner Gesundheit aufhielt, zum ersten Male an der Mittagstafel erschien, fand er seinen Platz am Tische mit einem Lorbeerkranze belegt und alle Tafelgäste erhoben sich, um den verehrten ächt deutschen Dichter zu begrüßen.

In London wurde kürzlich die Gemäldegalerie eines Herrn Pernice versteigert, die aus — zehn Stücken bestand und der Erlös belief sich auf beinahe 100,000 Thlr. „Das Urtheil des Paris" von Rubens wurde für die Nationalgalerie mit 27,000 Thlrn., „Loth und seine Töchter" von Guido mit 10,000 Thlrn., „die Flucht nach Aegypten", Landschaft von Claude Lorrain mit 5000 Thlrn., „Bauern vor einer Schenke" von Teniers mit 12,000 Thlrn., die „Ehebrecherin" von Titian mit 10,000 Thlrn. bezahlt, ein Bild von Ostade für 15,000 Thlr. erstanden ꝛc.

An der belgisch-französischen Grenze wollte sich ein Handwerksmann in einem kleinen Flusse ertränken; da der Fluß aber gerade nicht viel Wasser hatte, so mußte der Lebensmüde lange nach einer Stelle suchen, wo das Ertrinken möglich war. Kaum hatte er diese gefunden, so erschien ein Grenzaufseher, der die Absicht des Mannes errieth, sein Gewehr auf denselben anlegte und ihn zu erschießen drohete, wenn er nicht aus dem Wasser herausgehe. Der Mann, der den Tod suchte, muß eine besondere Vorliebe für das Wasser gehabt haben, oder das kalte Bad hatte ihn bereits wieder auf andere Gedanken gebracht, denn er — fürchtete sich vor dem Erschossenwerden, folgte der Aufforderung des Grenzaufsehers, trat aus dem Wasser heraus und ging nach Hause, um sich zu trocknen.

In Paris gehört es jetzt zum guten Tone, eine Kapelle im Hause zu haben, und die vornehmen Frauen erhalten leicht die Erlaubniß, eine solche Kapelle anlegen zu dürfen, wenn sie eine gewisse Summe zahlen. Die Erlaubniß wird aber nur auf ein Jahr gegeben und muß dann von neuem erbeten werden.

Der türkische Gesandte in Spanien, Fuad Effendi, hatte die Absicht, das Land nach allen Richtungen hin zu durchreisen; um aber recht sicher zu gehen, begab er sich zu dem Bischofe von Barcelona und ersuchte denselben um — den Segen. Der ehrwürdige alte Bischof gab der Bitte des Türken nach und ertheilte ihm den Segen, was vielleicht auch noch nicht dagewesen ist.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 35. 1844.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Da wurde heftig an das Schloßthor gepocht und Gaucherot, der sich entfernte, um nach dem späten Ruhestörer zu sehen, kehrte nach wenigen Minuten zurück, um Herrn Ferron zu melden, welcher den Grafen in einer wichtigen Angelegenheit augenblicklich sprechen müsse.

„Seltsam und verdrüßlich," murmelte dieser, „aber sage Herrn Ferron, daß ich zu seinen Diensten stehe."

Herr Ferron, der bleich aber entschlossen in das Zimmer trat, und der Graf von Landois betrachteten sich einen Augenblick stillschweigend und gegenseitig. Ferron, welcher nachgedacht hatte, wie er seinen Gegenstand zur Sprache bringen sollte, sah sich um, ob Gaucherot sich zurückgezogen habe und ob sie Niemand hören könne, dann setzte er sich mit verschränkten Armen auf einen Stuhl neben das Bett des Grafen.

„Herr Graf," sagte er nach einer Pause, „ich danke dem Himmel, daß ich kein Kind habe, denn wenn ich eins hätte, ich würde es so lieben, wie Sie Ihren Sohn lieben."

„Und wie alle Eltern ihre Kinder lieben," sagte der Graf, erstaunt über diesen seltsamen Eingang, „wenn man einen Namen fortzupflanzen hat, so ist dieser ein köstliches Pfand, das man ihnen anvertraut."

„Und was machen sie mit diesem Pfande?" sagte der Kaufmann. „Den Namen, den sie makellos empfangen haben, sie beflecken, sie entehren ihn."

„Pah," erwiederte der Graf, welcher in diesen Worten eine Anspielung auf das Verhältniß seines Sohnes mit Madame Ferron zu finden glaubte, „ein junger Mensch ist nicht entehrt, wenn ihn eine Frau liebenswürdiger findet, als einen alten mürrischen Gemahl. Diese Thorheiten sind nun einmal der Jugend eigen, und ich würde meinen Sohn sehr bedauern, wenn er nicht dasselbe Glück bei Frauen hätte, welches ich in frühern Jahren besaß. Später hört das auf. Man verheirathet sich — beiläufig gesagt, da kann ich Ihnen auch die baldige Heirath meines Sohnes mit der Tochter des Marquis d'Ainsberg anzeigen."

„Der Marquis d'Ainsberg wird seine Tochter keinem Diebe geben," erwiederte der Kaufmann, erbittert über diese rücksichtslosen und frivolen Aeußerungen im Munde eines Greises.

„Ein Dieb?" schrie der Graf, erdrückt von dieser unerwarteten Anklage, „ein Dieb?" fuhr er mit erstickter Stimme fort. „Wer sagt das?"

„Ich sage es, und werde es beweisen können, Herr Graf. Ja, ich werde Herrn Louis Grafen von Landois als des Diebstahls mittelst Einbruchs schuldig, belangen, und komme, um Sie zu benachrichtigen, daß ich mich gezwungen sehe, noch heute meine Klage dem Staatsanwalt zu übergeben."

„Dachte ich mir es doch gleich, als Sie sich zu so ungewöhnlicher Stunde melden ließen, daß Sie nicht recht bei Sinnen seien," sagte der Graf verächtlich.

„Ich wäre Ihrer Ehre und meines Vermögens wegen froh, wenn ich den Verstand verloren hätte, ich wollte, daß mich meine Sinne getäuscht, ach, ich wollte, daß die niederträchtige Handlung Ihres Sohnes nicht meinen Ruin herbeigeführt hätte."

„Das, was Sie da sagen, mein Herr, ist unmöglich, ganz unmöglich, denn, wenn es wahr wäre, so würde ich meinen Sohn hier vor Ihren Augen ermorden."

„Sie würden ihn ermorden? wirklich?" sagte Herr Ferron mit bitterer Ironie; „das würde aber ihm nicht seine verlorene Ehre wiedergeben, und mir nicht das, was er mir gestohlen hat."

„Und was hat er Ihnen denn gestohlen?" sagte der Graf gebieterisch, welcher sich seinen Sohn nicht als Verbrecher denken konnte, und in dieser seltsamen Anschuldigung die blinde Wuth eines hintergangenen Gatten zu sehen glaubte.

„Er hat mir 150,000 Francs in Bankbillets aus meiner Kasse entwendet, welche dort für eine morgen früh zu leistende Zahlung bereit lagen," sagte der Kaufmann, welcher diese verläumderische Klage nicht ohne tiefes inneres Widerstreben und ohne einen Augenblick gezaudert zu haben, vorbringen konnte.

„150,000 Francs aus Ihrer Casse gestohlen?" sagte der Graf, welcher nicht mehr an einem Irrthume zweifelte, in den gewisse Umstände den Kaufmann so leicht geführt haben konnten. „Jetzt werde ich Sie als Verläumder festhalten und verurtheilen lassen, jetzt werde ich Sie dafür bestrafen, den ehrenhaftesten Namen in der ganzen Normandie beschimpft zu haben."

„Wir wollen sehen, Herr Graf, ob die Gerechtigkeit nicht diesem stolzen Namen ein unauslöschliches Schandmal aufdrükken wird. Ihr Sohn soll mir diesen Streich mit zwanzig Jahren Galeerenstrafe bezahlen."

„Mein Sohn zwanzig Jahre auf den Galeeren?" schrie der Graf außer sich, indem er mit aller Gewalt die furchtbare Ueberzeugung, welche sich seiner durch die Sicherheit des Kaufmanns und seiner Drohungen bemächtigen wollte, von sich stieß, „Gott, Gott, wenn das wahr ist, was Sie da sagen, Gnade für ihn, Gnade für meinen Sohn!"

„Ich sage Ihnen, daß ich schriftliche Beweise des Diebstahls habe, geschrieben und unterzeichnet von Ihrem Sohn, als ich ihn auf der That ertappte."

„Das ist einmal etwas, was ich nie glauben werde," sagte der Graf. „Mein Sohn würde seine und meine Schande unterzeichnet haben? Eher hätte er sich den Kopf an der Mauer zerschmettert. Ueberhaupt glaube ich von der ganzen Geschichte gar nichts. Ich würde es nicht glauben, und wenn ich die That gesehen hätte. Mein Sohn 150,000 Francs aus der Kasse eines Kaufmanns stehlen! Nicht möglich! Er ist reich, oder wird es wenigstens sein durch seine Heirath mit Fräulein Ainsberg, und auch durch seine Erbschaft, denn es bleiben mir noch mehr als 30,000 Livres jährlicher Einkünfte."

„Ich wollte, daß Sie deren 100,000 hätten, Herr Graf," sagte Ferron einlenkend, „die Rückerstattung würde Ihnen dann weniger schwer fallen."

„Die Rückerstattung? O, gern, augenblicklich, vorausgesetzt, daß man mir diesen angeblichen Diebstahl beweis't, vorausgesetzt, daß man mir meinen Sohn als schuldig zeigt. Ja, ich würde nicht nur 150,000 Francs, ich würde Alles, was ich besitze, opfern, um die Ehre meines Namens und meiner Familie zu erhalten."

„Ich kannte Sie dafür, Herr Graf," sagte der Kaufmann begütigend, „und deshalb kam ich hierher, Ihnen eine geheime Ausgleichung vorzuschlagen, ehe ich Ihren Sohn den Händen der Gerechtigkeit übergebe."

„Welche Ausgleichung?" fragte der Graf vernichtet, „Sie verlangen Ihre 150,000 Francs zurück? Sie sollen sie haben, aber geben Sie mir doch nur um Gotteswillen nähere Umstände an und vor Allem Beweise! Beweise!"

„Lesen Sie diese Zeilen," sagte Ferron, indem er vor Aufregung zitternd dem Grafen das Geständniß seines Sohnes zeigte, ohne es ihm jedoch zu übergeben.

„„Ich Unterzeichneter bestätige — mit Hilfe falscher Schlüssel — eine Summe von 150,000 Francs — im Spiele verloren. Louis de Landois.""" murmelte der Graf, das Papier starr betrachtend, „o, der Elende! der Vatermörder!"

(Fortsetzung folgt.)

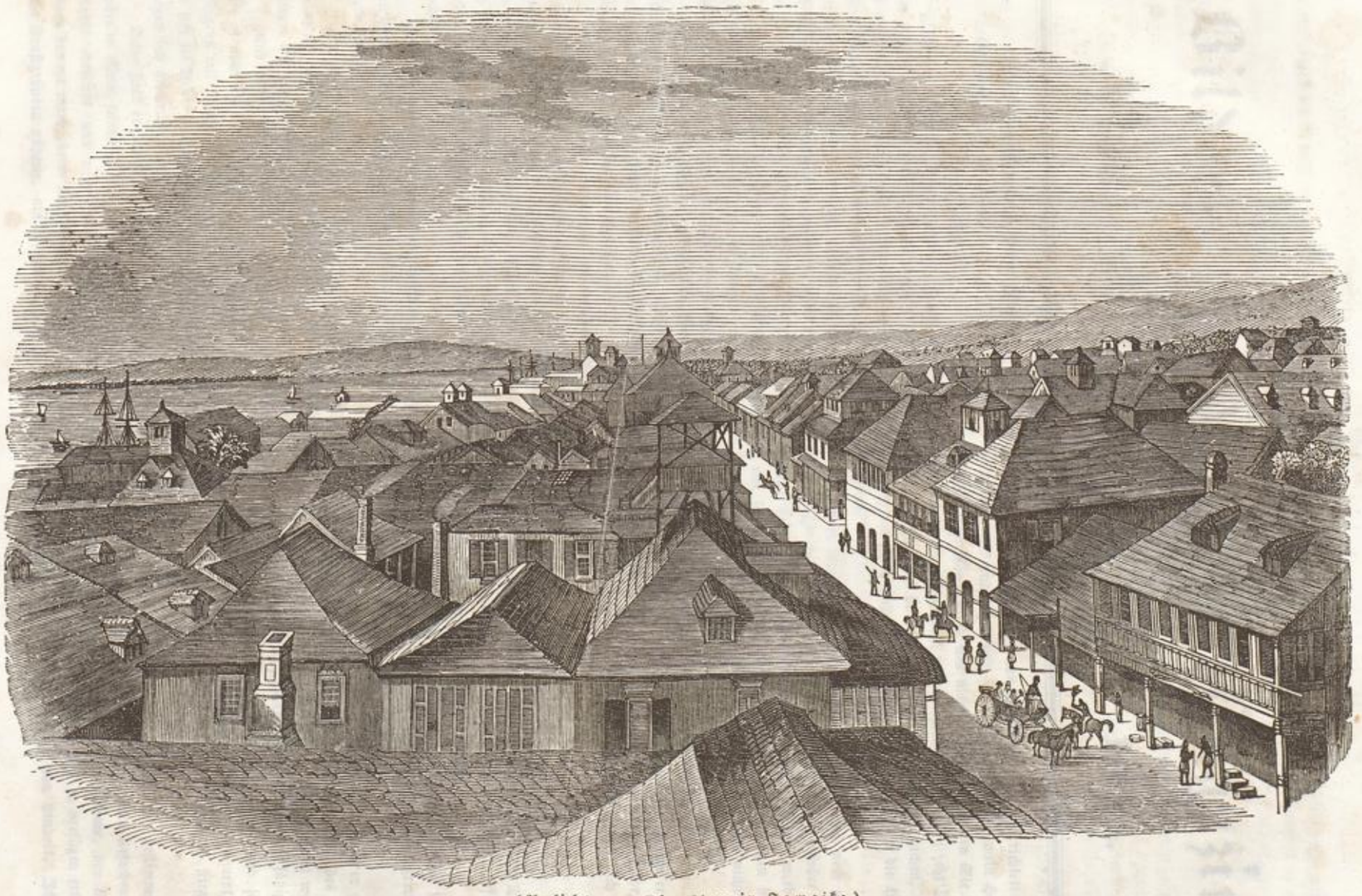
Kingston in Jamaika.

Wir legen unsern Lesern eine Ansicht der Stadt Kingston in Jamaika vor, welche bekanntlich am 26. August vorigen Jahres durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht wurde. Kingston, die Hauptstadt der Insel, liegt in der Grafschaft Surrey auf einem sanft geneigten Abhange, der ziemlich eine englische Meile lang und im Süden von einem großen Wasserbecken begrenzt ist, durch welches alle Schiffe heransegeln müssen, beherrscht von den Batterien von Port Royal. Die ausgedehnte geneigte Ebene, auf deren Saume Kingston sich hinzieht, ist im Norden von der Firste Liguana, der höchsten der blauen Berge, eingeschlossen; diese Firste bildet einen Halbkreis und endet östlich mit einem Eng-Paß, Namens Rock Fort; von da erstreckt sich ein langer Streifen Land weithin bis Port Royal, die Südseite eines schönen Hafens bildend. Westlich begrenzt den Halbkreis ebenfalls ein sehr schmaler Paß, am Rande einer seichten Lagune; von hier aus läuft das Land im Bogen bis Port Henderson und zu den vorspringenden Salzhügeln, und bildet so einen Hafen, in welchem Europas Flotten sicher vor Anker liegen können. Etwa neun englische Meilen im Umkreise von Kingston ist eine angeschwemmte Ebene, umgeben von einer Reihe unregelmäßiger, stets in Wolken gehüllter, gleichsam aus mehren übereinander gethürmten Hügeln bestehender Berge, mit mannichfaltigen Thälern und Schluchten, welche einen vulkanischen Ursprung oder irgend eine andere gewaltige Naturerscheinung, der sie ihr Entstehen verdanken, muthmaßen lassen.

Kingston ist eine ansehnliche Stadt mit beträchtlichem Verkehr und einer buntscheckigen Bevölkerung von mehr als 33,000 Köpfen. Die Straßen von Unter-Kingston sind lang und gerade, mit mathematischer Regelmäßigkeit erbaut; die Häuser sind gewöhnlich zwei Stock hoch mit Verandahs oder Balcons oben und unten. Die englische und schottische Kirche sind sehr schöne Gebäude, vorzüglich die erstere, welche an einer malerischen Stelle liegt, von wo aus man die Stadt, die umliegenden Ebenen, die in der Gestalt eines Amphitheaters sich erhebenden Berge und den schönen Hafen Port Royal überblicken kann. Eine Ebene auf dem höchsten Theil des Abhangs, auf welchem Kiugston erbaut ist, nehmen die trefflichen Baraken ein, welche den Namen Up Park Camp erhalten haben; und nicht weit von da an einer noch mehr in die Augen springenden Stelle erhebt sich die Residenz des Admirals.

Nach einer in den Times mitgetheilten Nachricht sind durch die im Eingange erwähnte Feuersbrunst gegen sechshundert Häuser, Magazine u. s. w., also mehr als der zehnte Theil der Stadt in Asche gelegt worden, und der dadurch erlittene Verlust wird wird auf 300,000 Pfd. Sterl. geschätzt.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



(Ansicht von Kingston in Jamaika.)

Bilder- Magazin

№ 36. 1844.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Ich danke Ihnen, Herr Ferron," sagte der Graf nach einer Weile, indem er heiße Thränen vergoß, „Sie haben sich als ein edler Mann benommen. Ich habe glücklicherweise in diesem Augenblicke 150,000 Francs bei meinem Notar in Havre deponirt. Es ist das Heirathsgut, welches ich dem Elenden bestimmt hatte. Aber diese Heirath wird nicht statt nden und sein Heirathsgut soll ihn von den Galeeren retten."

„Aber ich muß diese Summe noch diesen Morgen erhalten," sagte Ferron, „denn sie war dazu bestimmt, eine heilige Verpflichtung, einen von mir unterzeichneten Wechsel einzulösen."

„Sie werden sie erhalten, sobald Sie es wünschen. Ich will Ihnen ein Billet an Herrn Gendras, unsern beiderseitigen Notar, mitgeben, der Ihnen sogleich die Summe übergeben, und überdies als Dankbarkeitsbezeugung —"

„Ich werde nichts annehmen, als die 150,000 Francs," unterbrach ihn Ferron, welcher die heftigsten Gewissensbisse empfand, und an den Verrath Louis von Landois denken mußte, um die Stärke zu erlangen, seinen Entschluß, diese grausame und eigennützige Wiedervergeltung, durchzuführen, „der Diebstahl geschah erst in dieser Nacht und ich habe daher keine Zinsen zu fordern."

„Scheint Ihnen diese Anweisung bestimmt genug?" fragte der Graf, indem er ihm das Blatt, das er indessen geschrieben hatte, zeigte.

„Ja, Herr Graf," sagte Ferron, dessen Augen vor Freude glänzten, während er das Blatt überlas, „es bleibt uns nun Einem wie dem Andern nichts anderes übrig, als zu vergessen."

„Und das abscheuliche Geständniß des Diebes, geben Sie mir es nicht als Tausch?" fragte der Graf ängstlich und empfing es mit zitternder Hand, und vergoß Freudenthränen, als er sich im Besitz der furchtbaren Waffe sah, die sein Sohn selbst gegen sich geschmiedet hatte.

Dann sank er in seine Kissen zurück und überließ sich, als wäre er allein, seinem Schmerze. Als sich ihm Ferron, dessen von Natur ehrliches und mitleidiges Gemüth von Schmerz und Reue bewegt ward, beim Anblicke dieses verzweifelnden Vaters mit Trostgründen näherte, als er von jugendlichem Leichtsinn, von schlechter Gesellschaft, von Verführung prach, richtete sich der Graf auf und sagte kalt: „Ah, Sie sind es, mein Herr, was wollen Sie? Sind Sie nicht befriedigt? Haben Sie mir vielleicht noch eine Schrift zu verkaufen? Sie haben jetzt Ihre 150,000 Francs, und werden über ein Ereigniß lachen, das Ihnen die Ehre einer der angesehensten Familien in die Hand lieferte."

„Herr Graf, ich verliere bei dieser Sache doch noch mehr als Sie," sagte der Kaufmann traurig, „aber ich schwöre Ihnen, daß Niemand dieses Ereigniß von mir erfahren wird, so wie ich Ihnen schwöre, daß ich, wenn ich die Folgen dieses Schrittes auf Sie vorausgesehen hätte, Ihren Sohn nicht angeklagt, und mich lieber in meinen Ruin gefügt hätte."

Und jetzt sprach Herr Ferron die Wahrheit.

„Sie sind ein edler Mann," sagte der Graf, indem er ihm die Hand drückte, „und ich, ich habe keinen Sohn mehr, ich werde einsam sterben; — aber, verlassen Sie mich, ich muß allein sein."

6.

Als der Graf allein war, verlor er sich in düstere Träumereien, welche nur durch die Hufschläge des Pferdes, auf dem Ferron sich entfernte, unterbrochen wurden.

Dann entfaltete er das Papier, das die Schande seines Sohnes bestätigte, knitterte es wieder zusammen und zerriß es in tausend Stücke, indem er murmelte:

„Meinen Namen, den Namen meiner Ahnen, den er unbefleckt empfing, unter diesem Zeugniß der Schande und des Verbrechens? Aber, Ferron hat Recht, er muß verführt worden sein, er ist von selbst keiner solchen Niederträchtigkeit fähig."

Nach einer Weile erhob sich der Graf wieder und schrieb mit beinahe unleserlichen Charakteren folgendes Testament, auf das er seine Lebenskraft verwandte, denn die Gicht stieg ihm zum Herzen und erstickte ihn:

„Ich, Athanase Bonvier Graf von Landois, bestimme, da ich mich in Lebensgefahr befinde, aus geheimen Ursachen und zur Abbüßung einer That, welche ich verabscheue, den Armen des Bezirks Alles, worüber das Gesetz mir zu verfügen erlaubt, zum Nachtheile meines Sohnes Louis von Landois. Ich be-

daure, nicht mein ganzes Vermögen wohlthätigen Zwecken widmen zu können. Zur Bestätigung dessen unterzeichne ich mich.

Bonvier Graf von Landois.

Gegeben auf meinem Schlosse Landois bei Havre,
den — — 18—.

In dem Augenblicke, als der Sterbende das Testament beendet hatte, hörte er eine Stimme; es war die Stimme seines Sohnes, den Gaucherot nicht eintreten lassen wollte. Louis schleuderte aber den alten Diener von sich und stürzte auf die Kniee an das Bett seines Vaters.

„Vatermörder!" rief der Graf, der im Augenblicke des Verscheidens der Stimme wieder mächtig wurde, „der Himmel schickt Dich, um den Fluch —"

„Mein Vater, mein Vater!" rief Louis, „um Gotteswillen halten Sie ein; ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, man hat Sie betrogen und ich bin unschuldig."

Der Graf konnte diesen Schwur, der mit einem unwiderstehlichen Ausdrucke der Wahrheit ausgesprochen wurde, noch hören, seine Züge glätteten sich, ein mildes Lächeln schwebte auf seinen Lippen, er versuchte die unglückliche Schrift, welche seinen Sohn enterbte, mit den Zähnen zu zerreißen, dann streckte er seine Arme gegen Louis aus, der, sich selbst verfluchend, in dieselben stürzte.

Der Graf war todt, aber er hatte verziehen.

7.

Herr Ferron mochte sich wiederholen, so oft er wollte, daß der Verrath des jungen Grafen an ihm, seinem Freunde, ihn zu dieser Wiedervergeltung berechtige, sein Gewissen ließ sich nicht beruhigen, und wenn er sich das Bild dieses verzweifelten Vaters, der eigentlich am meisten gelitten, ohne etwas gegen ihn verschuldet zu haben, vorstellte, so verfluchte er seine Grausamkeit, seine höllische List und ihr nur zu glückliches Gelingen, das vielleicht mit dem Leben dieses Greises erkauft wurde.

Aber es war zu spät. Herr Ferron war zu weit gegangen, um jetzt noch zurücktreten zu können, und die Erniedrigung eines Geständnisses wäre nicht weniger unerträglich gewesen, als die, sich vergeben zu lassen. Uebrigens gestattete auch die Lage, in welche ihn die Flucht seines treulosen Compagnons gesetzt hatte, keinen Rücktritt und keine Zögerung. Er mußte vor allem anderen die 150,000 Francs erheben, damit nicht ein Wechsel der Firma Ferron und Comp. uneingelöst bliebe. Diese Nothwendigkeit schien ihm von Neuem so gebieterisch, so unumgänglich, daß er sein Gewissen durch alle erdenklichen Spitzfindigkeiten und Sophismen zum Stillschweigen zu bringen trachtete.

In diesem Augenblicke kam er bei seinem Hause vorbei, welches gänzlich unbewohnt zu sein schien. Die Vorhänge der Fenster und die Laden des Magazins waren geschlossen, obwohl es schon Tag war, und in den benachbarten Häusern, so wie auch am Hafen schon reges Leben und Treiben herrschte. Mehrere Schiffe, die durch den gestrigen Sturm zurückgehalten wurden, schickten sich jetzt an, bei steigender Flut in die offene See hinaus zu stechen.

Ferrons Blick flog über die Wimpel der verschiedenen Schiffe, die sich in wenigen Stunden in alle Weltgegenden zerstreuen sollten, und blieb endlich an einer amerikanischen Flagge haften, und wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn der Gedanke, noch heute nach New-York zu reisen. Dieser Plan erleichterte seine Brust, indem er so hoffen durfte, sich niemals wieder weder dem Weibe, das ihn hintergangen, noch dem Manne, den er bestohlen hatte, gegenüber zu finden.

Er begab sich geraden Weges zu dem Notar, übergab ihm die Schrift des Grafen und sagte ihm, daß gewisse Handelsinteressen und die Flucht seines Compagnons Hawkins seine Abreise erheischten und ihn zu einer durchgängigen Liquidation seines Vermögens nöthigten.

Herr Gendras, welcher, so wie ganz Havre, die Flucht Hawkins und den Untergang der Schiffe Quimbarde und Follet wußte, legte seiner Neugierde nach näheren Umständen Zaum an, und verlangte nicht viele Aufschlüsse, um in den Plan Herrn Ferrons einzugehen. Er bewunderte den Muth und die Rechtlichkeit dieses Kaufmanns, welcher von so erschütternden Schlägen niedergebeugt, dennoch an nichts anderes dachte, als seine Verpflichtungen zu halten.

Was das Blatt des Grafen anbelangte, so glaubte er, die Großmuth und Wohlthätigkeit desselben komme dem rechtlichen schwergebeugten Kaufmanne durch ein Anlehen zu Hülfe, und gebe demselben, um seinen Credit zu schonen, in den Augen Anderer diese außergewöhnliche Gestalt.

„Mein theurer Gendras," sagte Ferron, und seine Augen füllten sich mit Thränen, „ich spreche jetzt zu Ihnen nicht blos als zu meinem Anwalt, sondern zugleich als zu meinem Freunde. Ich verlasse Frankreich noch heute, um nie wieder zurückzukehren. Ein sehr trauriges Ereigniß, ein Ereigniß, welches ich mein ganzes Leben lang beklagen werde —"

„Das niederträchtige Verschwinden Herrn Hawkins?" unterbrach ihn der Notar.

„Hawkins hat nur mir allein geschadet," sagte der Kaufmann, „weil ich Alles ausgleichen und keine Gläubiger zurücklassen werde. Aber ein unersetzlicherer Verlust —"

„Der der Martiniquefahrer Quimbarde und Follet?" fragte Herr Gendras wieder.

„Man hat mehr als die Hälfte der Ladung gerettet," sagte Ferron, „und mein Activstand ist noch bedeutend genug, um den Verlust von 100,000 Francs zu verschmerzen. Aber ein Ereigniß, welches mein Lebensglück zerstört und mein Alter entehrt hat, durch das der Rest meiner Tage, an dem es nagt, der Reue und den Gewissensbissen verfallen sein wird —"

„Gewissensbissen, Herr Ferron?" fragte der Notar, der jetzt an das Verhältniß der Madame Ferron zu Louis dachte.

„Dieses Ereigniß also," fuhr der Kaufmann fort, „nöthigt mich zu meinem freiwilligen Exil, denn, wenn ich nur einen

Augenblick länger hier bliebe, ich würde zum Selbstmörder oder wahnsinnig."

„Herr Ferron," nahm Gendras das Wort, indem er die Hand des unglücklichen Mannes ergriff, „ich nehme den lebhaftesten Antheil an Ihrem Mißgeschick und wollte, es gäbe ein anderes Mittel dagegen als Ihre Abreise."

„So haben Sie mich verstanden?" fragte Ferron, indem er das Haupt senkte.

„Ich wußte Alles," entgegnete wichtig der Notar, welcher der Meinung war, sein Amt gäbe ihm das Vorrecht, sich um Alles zu bekümmern, was in den Familien vorgeht.

„Sie wußten es?" rief Ferron, welcher der Meinung war, daß Niemand scharfsichtiger als er gewesen sei. „Sie wußten es? Und warum warnten Sie mich nicht?"

„Ein Notar muß hundert Augen und Ohren haben, aber kaum einen Mund'" entgegnete Gendras geheimnißvoll thuend.

„Ich reise also ab," fuhr der Kaufmann fort, „und bitte Sie um einen Freundschaftsdienst, welcher wohl der letzte sein wird, den Sie mir erweisen können."

„Vor Allem bitte ich Sie, jetzt in mein Comptoir zu gehen und diese 150,000 Francs dem Commis, der Ihnen einen Wechsel in diesem Betrage präsentiren wird, zu übergeben. Dann haben Sie die Güte, in meiner Abwesenheit die Liquidirung meines Vermögens zu übernehmen. Hier ist eine bündige Uebersicht meines Activ- und Passivstandes. Sie sehen, daß mir nach der Liquidation ohngefähr 250,000 Francs übrig bleiben werden."

„Von denen ich dem Herrn Grafen von Landois die 150,000 Francs, die er Ihnen geliehen hat, zurückgeben soll," ergänzte der Notar, der selten eine Gelegenheit, sich in ein Geheimniß einzuschleichen, unbenutzt vorübergehen ließ.

„Mein Herr, woher wissen Sie dies," rief Ferron erschreckt und bestürzt, in der Furcht, der Notar habe den Ursprung des von dem Grafen erpreßten Schreibens errathen.

„Wir Notaren wissen Alles," sagte Gendras entzückt von seiner Scharfsichtigkeit.

„Nachdem diese 150,000 Francs also dem Grafen zurückgegeben worden sind," sagte der Kaufmann, auf die Meinung des Notars eingehend, die zugleich seinem Gewissen etwas Beruhigung versprach, „bleiben Ihnen also noch 100,000 Francs. Diese, so wie überhaupt Alles, was nach Tilgung sämmtlicher Schulden an baarem Gelde übrig bleibt, gehören Madame Ferron durch freiwillige Schenkung."

„Ich verstehe," sagte Gendras, dem das Vertrauen seines Clienten Befriedigung für seine unersättliche Neugierde gewährte, „Sie haben mir jetzt nur Ihre Bevollmächtigung auszufertigen, ich werde mich derselben nach Ihren Absichten bedienen. Sie hatten Recht, auf meinen Eifer und meine Verschwiegenheit zu bauen, das sind Eigenschaften, durch welche man sich in meinem Stande auszeichnen kann; wenn ich nicht so verschwiegen wäre, Sie würden staunen über die Menge von den, dem Ihrigen ähnlichen Fällen, in welchen man sich schon an mich gewandt hat. Da war der zu Grunde gegangene Rheder Beaumont —"

Herr Ferron, welcher Eile hatte, sowohl den Notar zur Einlösung der Wechselschuld fortgehen zu sehen, als auch selbst auf dem ersten Schiffe, welches nach Amerika segelte, abzureisen, stellte unterdessen die Vollmacht aus.

In einem eigenen Documente wurde dann Herr Gendras ermächtigt, dem Grafen von Landois eine Summe von 150,000 Francs aus dem Liquidationsfonds zurückzuerstatten, welche dieser Herrn Ferron, ohne Verschreibung oder Schuldschein, geliehen habe.

Der Rest wurde Madame Ferron als Lebensunterhalt eigenthümlich angewiesen.

Als diese wichtigen Anordnungen vollendet waren, war es 8 Uhr Morgens, und der Kaufmann, welcher fürchtete, daß der Wechsel heute vielleicht früher präsentirt, und der Commis, da Jean Chapuis dem öffentlichen Gerücht nach seinem Mitschuldigen, Hawkins, gefolgt war, weder Casse noch Cassirer finden wurde, ließ den Notar nicht mehr zu Athem kommen, und wandte sich erst, nachdem er denselben mit der nöthigen Summe versehen in sein Comptoir hatte eintreten sehen, beruhigter nach dem Hafen.

8.

Als Herr Ferron am Hafen stehend die buntfarbigen Flaggen lustig im Winde flattern sah, und eben im Begriff stand, ein Boot zu miethen, um sich zu dem Amerikafahrer, der alle Anstalten zur Abfahrt getroffen hatte, heranführen zu lassen, fiel es ihm zum ersten Male ein, daß er bei der Disposition über sein Vermögen doch gar zu wenig an sich selbst gedacht habe, und daß er jetzt, von allen Hilfsmitteln entblößt, vielleicht nicht einmal so viel bei sich habe, um die Ueberfahrt nach Amerika bestreiten zu können.

Seine Lage war eine schwierige, er wollte keinem der an seinem Vermögen Betheiligten etwas entziehen, und konnte es auch für den Augenblick nicht, da kein baares Geld vorhanden war, sondern nur Papiere, die vielleicht erst in Monaten realisirt werden konnten. Indem er so völlig rathlos nach dem segelfertigen Schiffe trüben Blickes hinschaute, bemerkte er ein Boot, das, von kräftiger Hand gesteuert, sich rasch dem Hafen näherte.

Herr Ferron traute seinen Augen nicht, aber er konnte nicht länger zweifeln, in dem Boote stand — Jean Chapuis, den obligaten Regenschirm unter dem Arme, den Hut schwingend, die ganze Gestalt hoch aufgerichtet und ohne Unterlaß grüßend und winkend.

Die erste Bewegung des Kaufmanns war auf Jean Chapuis, sobald er den Fuß an das Land setzte, zuzustürzen und ihn festzunehmen, um ihn für seine Mitwirkung an dem schändlichen Verrathe bestrafen zu lassen, der ihn zu dem Verbrechen, das ein ganzes früher so rechtliches und unbescholtenes Leben vergiftete, getrieben hatte.

Aber er konnte seinen Entschluß nicht ausführen, denn schon war Jean Chapuis aus dem Boote gesprungen und hatte sich mit dem Ausrufe: „Ich komme noch zu rechter Zeit!" in die Arme seines Prinzipals gestürzt.

Herr Ferron war sprachlos vor Erstaunen, und mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn die Ahnung der Wahrheit, und er fühlte mit brennender Scham, daß er sich noch ein Verbrechen, aus dem das andere entstanden sei, vorzuwerfen habe, nämlich das, an der felsenfesten Treue seines Magazineurs gezweifelt zu haben.

„Sahen Sie Hawkins?" stammelte er endlich.

„Friede seiner Asche," sagte Chapuis ergriffen, „er hat schlecht an Ihnen gehandelt, aber der Tod sühnt Alles."

„Er ist todt?" fragte Ferron.

„Lassen Sie sich die Sache der Reihe nach erzählen," sagte der Magazineur.

„Als mir der Buchhalter die furchtbaren Neuigkeiten überbracht hatte, stürzte ich sogleich nach dem Hafen, um Herrn Hawkins nachzusetzen.

„Der Sturm brach eben in seiner ganzen Heftigkeit aus, und ich hatte Mühe, Pierre durch Bitten und Versprechungen zum Abstoßen zu bewegen; beiläufig gesagt, seine Barke liegt auf dem Grunde des Meeres, und ich habe ihm außer den 100 Louisd'or auch noch ein größeres und schöneres Boot auf Ihre Rechnung versprochen.

„Die Wogen gingen hoch, und ich und Pierre glaubten, unser letztes Stündlein habe geschlagen, wobei ich jedoch noch immer an den heute fälligen Wechsel und die Unmöglichkeit, ihn einzulösen, denken mußte.

„So kam der Abend, und als es dunkel wurde, bemerkten wir in der Entfernung von zwei Meilen Licht; es kam, wie ich sogleich vermuthete, von den Signallaternen, welche der Devonshire aufgesteckt hatte.

„„Rüstig drauf los gerudert,"" sagte ich zu Pierre, während ich, so gut es ging, das Wasser mit meinem Hute aus dem Boote schöpfte.

„In drei Stunden hatten wir den Devonshire erreicht, und in dem Augenblicke, als wir den Fuß auf die Schiffsleiter setzten, ging unser Boot unter.

„Die erste Person, die ich auf dem Devonshire sah, war Herr Hawkins, er sah bleich und verstört aus, und fuhr bei meinem Anblicke wie von dem Stiche einer Viper zusammen.

„Ich faßte ihn beim Arme und bat ihn, mich in seine Cajüte zu führen.

„Er that es.

„„Herr Hawkins,"" sprach ich ernst und entschlossen, „„ich bin von Herrn Ferron bevollmächtigt, Ihnen vollkommne Verzeihung zuzusichern, wenn Sie Ihren Raub bis auf 5000 Francs, die Sie zur Deckung Ihrer Reisekosten behalten mögen, herausgeben, und versprechen wollen, den Boden Frankreichs nie wieder zu betreten. Widrigenfalls habe ich richterliche Vollmacht bei mir, um vom Capitain Ihre Auslieferung zu erlangen.""

„Gott verzeihe mir diese Lüge; ich hielt sie für nothwendig.

„Herr Hawkins sprach nicht ein Wort, und übergab mir sogleich die 150,000 Francs, und erst auf meine Bemerkung, daß er 5000 davon behalten könne, sagte er, das sei nicht nöthig, indem er noch einiges Privatvermögen bei sich führe.

„Ich verließ ihn sogleich, weil ich dachte, mein Anblick müsse für ihn verletzend sein, und weil ich mir vom Capitain ein Schiffsboot zur augenblicklichen Rückkehr ausbitten wollte.

„Indem ich noch mit dem Capitain darüber sprach, entstand ein Getümmel unter dem Schiffsvolke, Boote wurden ausgesetzt und mit Matrosen, die sich mit Stangen und Tauen versehen hatten, bemannt.

„Hawkins hatte sich durch die Cajütenluke ins Meer gestürzt.

„Die Matrosen boten alle ihre Kräfte auf, aber die See war zu stürmisch und die Nacht zu dunkel, als daß die Rettungsversuche erfolgreich sein konnten.

„Nach einer halben Stunde brachten sie seine Leiche.

„Ich bedauerte den Unglücklichen, mußte mir jedoch das Zeugniß geben, gegen ihn ehrenhaft und, wie ich hoffe, in Ihrem Sinne gehandelt zu haben.

„Der Capitain, dem ich diese traurige Geschichte natürlich mittheilen mußte, verkaufte mir nach langem Bitten dieses alte morsche Boot, in dem wir, wenn der Sturm sich nicht gelegt hätte, sicher zu Grunde gegangen wären.

„So aber bin ich hier, es ist noch nicht neun Uhr früh, der Wechsel kann noch nicht präsentirt sein, und die Unterschrift unseres Hauses ist gerettet."

Ferron stand vernichtet; er hatte sein Verbrechen zwecklos begangen.

Nach einer Weile sagte er zu Chapuis, indem er ihm die Hand gab: „Ich danke Ihnen, aber der Wechsel ist bereits eingelöst. Geben Sie mir 10,000 Frcs. von dem geretteten Gelde und behalten Sie das Uebrige als Zeichen der Anerkennung Ihrer Treue und Hingebung. Alle meine Angelegenheiten sind geordnet; ich reise noch in dieser Stunde für immer nach Amerika."

Nun war die Reihe zu erstaunen an Chapuis, als aber alles Staunen und Bitten um Erklärung nichts half, dachte er an Herrn Ferrons unglückliches Familienverhältniß, das auch ihm bekannt war, und darin einigen Aufschluß findend, sagte er rasch entschlossen:

„Nun wohl. Ich bin allein und selbstständig. Ich reise mit Ihnen."

Herr Ferron umarmte gerührt den treuen Freund und Pierre führte sie zu dem Amerikafahrer, um reich beschenkt und neugierig über die Ursachen dieser eiligen See-Expeditionen in den Hafen zurückzukehren.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 37. 1844.

Mahmud Schah.

Wir legen unsern Lesern hierbei die Portraits des gegenwärtigen Beherrschers von Persien und seines ersten Ministers vor. Das Bild gewährt zugleich einen Blick in das königliche Audienzzimmer, wo der Schah Mahmud, umgeben von den Luxusgegenständen und Behaglichkeiten des asiatischen Lebens, sich mit den höchsten Beamten seines Reichs zu berathen pflegt.

An das Wort Persien knüpfen sich Erinnerungen jener frühen Zeit, wo das Land, welches diesen Namen führt, der Sitz einer der mächtigsten Monarchien Asiens war. In der Nähe seiner Herrschaft waren die großen Monarchien Assyrien und Babylon, und die Namen Cyrus, Darius, Xerxes und Alexander schließen die wichtigsten Epochen seiner Geschichte ein. Aber nicht blos jene großartigen geschichtlichen Erinnerungen sichern Persien gerechte Ansprüche auf unsere Beachtung und Theilnahme, sondern auch die politische Wichtigkeit, welche es, obgleich bei weitem nicht mehr ein so mächtiger Staat wie damals, in Bezug auf seine Nachbarstaaten und entferntermaßen

(Mahmud Schah, der gegenwärtige Monarch von Persien.)

auf die Angelegenheiten Europas behauptet. Englands großer Einfluß auf den Orient und seine Besitzungen in Ostindien, und Rußlands Bestrebungen, seine Macht immer weiter über Asien zu verbreiten, verleihen den zwischen Indien und den russisch-asiatischen Staaten gelegenen Ländern einen hohen Grad von Bedeutsamkeit. Wollte Rußland zu Lande eine Armee nach Afghanistan und Ostindien senden, so müßte diese klein sein und dürfte keine Artillerie mit sich führen, denn Persien würde eine große Truppenmasse nicht ernähren können, und sein Terrain würde den Transport von grobem Geschütz nicht gestatten, da es ihm durchaus an fahrbaren Straßen gebricht. Napoleon suchte in freundschaftlichen Verkehr mit Persien zu treten, so wie dies gegenwärtig von Rußland behauptet wird; denn die Straße nach den östlichen Besitzungen Englands führt durch Persien; allein der zuletzt verstorbene schlaue und habsüchtige Schah kannte und benutzte die wirkliche Beschaffenheit seines Landes in Bezug auf Truppen-Durchmärsche. Dieser wachsame, hellsehende Fürst wußte nur zu gut, daß kein europäisches Heer sein Reich, so wie es jetzt beschaffen ist, durchziehen kann, daher er sich auch nie dazu verstand, die Communicationsmittel in seinen Staaten zu verbessern oder zu vermehren, und seine Antwort auf die Anträge und Vorstellungen zu diesem Behuf lautet stets: „Nein, nein, wir Perser können uns bewegen, wie unsere Vorfahren; nur die Ungläubigen ziehen auf gebahnten Wegen." Er legte also keine Straßen an.

Die Ereignisse der jüngsten Zeit, insbesondere der Zug gegen Herat, eine dem Schah von Persien Tribut zahlende Stadt, und die Operationen in Afghanistan, haben Persien ein erhöhtes Interesse verliehen. Dieselben Afghanen, über welche die Engländer in den letzten Jahren die entscheidendsten Siege erfochten haben, verwüsteten Persien im vorigen Jahrhundert durch Feuer und Schwert. Diesen Einfall rächte später Nadir Schah, der, unter dem Namen Kouli Khan, die persischen Waffen siegreich nach Indien trug. Sein Tod führte, da kein legitimer Nachfolger vorhanden war, zu einer Reihe neuer Kämpfe, und die Ansprüche der verschiedenen Häuptlinge verwickelten das Land in einen Bürgerkrieg, der fast eben so verderbliche Folgen hatte, als der Einfall der Afghanen. Einem von Nadirs Feldherrn glückte es, sich der Krone zu bemächtigen; ihm folgte Aga Mahomed, ein Hidnuh, der sich große Verdienste um die gesetzliche Verfassung Persiens erwarb.

In Persien hat man keinen Begriff von einem constitutio-

nellen System. Das Schwert herrscht allein; und der gegenwärtige Schah Mahmud, dessen persönliches Aeußere der beigefügte Holzschnitt vergegenwärtigt, ist ein despotischer Monarch im vollsten Sinne des Wortes. Er entscheidet, den Vorschriften des Korans entsprechend, willkürlich über das Leben und Besitzthum seiner Unterthanen, und kein Gesetz beschränkt seinen Willen. Unter seinen Titeln behaupten die: König der Könige und Asyl der Gläubigen den ersten Rang. Schah Mahmud steht in der Blüte seiner Jahre, er ist ein trefflicher Reiter, in Führung der Waffen sehr geübt und vorzüglich stolz auf sein Heer.

Der Kaufmann von Havre.

(Frei nach dem Französischen.)

(Beschluß.)

9.

Madame Ferron und Louis sahen sich nicht wieder.

Sie wußten, daß ihre verbrecherische Leidenschaft dem Grafen von Landois einen verzweiflungsvollen Tod bereitet, und das bis dahin vorwurfsfreie Leben Herrn Ferrons durch eine schmachvolle Handlung vergiftet hatte, und dieses Bewußtsein war die unübersteigbare Schranke, die zwischen sie gefallen war.

Louis Graf von Landois reiste sogleich nach den Begräbnißfeierlichkeiten seines Vaters ab und nahm Dienste in Afrika, wo er nach wenigen Monaten, geschmückt mit dem Kreuze der Ehrenlegion, einen ruhmvollen Tod fand.

Madame Ferron lebte still und eingezogen von ihrer Rente, deren größten Theil sie jedoch auf milde Werke verwandte, so daß man ihre frühere Verirrung, deren furchtbare Folgen Niemand ahnete, vergab und vergaß, und sie allgemein achtete und liebte.

Nach einigen Jahren erhielt sie folgenden Brief aus Westindien:

„Liebe Fanny!

„Wenn Du diesen Brief erhalten wirst, wird die Hand, die ihn geschrieben, bereits verwest sein. Ich sterbe!

„Ich verzeihe Dir, so wie ich hoffe, daß Gott mir verzeihen wird.

„Ich theile hiermit zwischen Dir und meinem treuen Jean Chapuis die Früchte einer angestrengten Arbeit, in der ich nur meine Gewissensvorwürfe vergessen und mich betäuben wollte.

„Nun ist es, Gott sei Dank, bald vorüber! Alter, Reue und das brennende Clima haben ihr Werk, leider erst jetzt, vollendet."

„Ich habe die Bestimmung getroffen, daß Dir dieser Brief erst nach meinem Tod zugleich mit der amtlichen Bestätigung desselben überschickt werde, damit Du andere Bande, zu denen Jugend und Schönheit Dich berechtigen, schließen könnest.

„Lebe glücklich und vergiß auch jene schreckliche Nacht.

„Dies wünscht Dein aufrichtiger Freund

Charles Ferron."

„Ferron-House, den — — 18—."

Madame Ferron vergoß heiße Thränen über diese einfachen und ergreifenden Zeilen.

Die beigeschlossene bedeutende Summe aber wandte sie einer wohlthätigen Anstalt zu und setzte ihre frühere einfache und zurückgezogene Lebensweise fort.

Sie ist noch schön, diese bleiche Frau in dem Trauergewande, das sie nie wieder ablegte, aber der Beobachter muß erkennen, daß tiefe Seelenleiden einen schweren Kampf mit der Jugendkräftigkeit dieses Körpers kämpfen, die ihnen auch früher oder später erliegen muß.

Ein Polizei-Bericht
aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

(Nach dem Französischen.)

In dem hübschen Städtchen Barbezieur, den französischen Gutschmeckern durch seine Trüffeln und Kapaunen lieb und werth, lebte vor dem Jahre 1789 die Familie de Jurry, welche sich vom Anfange der französischen Revolution an durch ihre Anhänglichkeit an den König und die Monarchie bemerklich machte, dafür aber auch sehr bald büßen mußte. Herr de Jurry sah sich genöthigt, mit seiner Frau und einzigen 10 Jahre alten Tochter seine Geburtsstadt zu verlassen und auszuwandern. Sie wendeten sich nach England mit den falschen Erwartungen, welche damals ihre Partei nährte; allein bald mußten sie alle die Trübsale kennen lernen, welche das Exil mit sich bringt, Verlassensein, Elend und Demüthigungen. Das junge Fräulein Olympia, verwöhnt durch den bisherigen Wohlstand und selbst Luxus, empfand noch fühlbarer als ihre Eltern die neuen Entbehrungen. Sie vermißte mit Unbehagen ihr Kammermädchen, ihre seidenen Kleider, ihre Näschereien, Dinge, zu deren Erlangung es in ihren frühern Verhältnissen kaum eines Wortes bedurft hatte. Lebhaft und sinnlich, wie sie war, liebte sie einzig das Vergnügen und den Putz. Madame de Jurry, weit entfernt, diese gefährlichen Neigungen auszurotten, begnügte sich, mit der Tochter gemeinschaftlich über zu Grunde gegangenes Vermögen und verlorene Stellung zu klagen.

Als der 9. Thermidor die Hoffnungen der Emigranten neu belebte, beeilte sich Herr de Jurry, diesen Moment der Ruhe zu benutzen und mit seiner Familie nach Frankreich zurückzukehren, ohne selbst erst seine Ausstreichung aus der Verbannungsliste abgewartet zu haben. Er nahm seine Wohnung in Paris, woselbst man ihn unbeachtet in einer Vorstadt leben ließ, ohne aber den Schritten, die er that, um seine Güter wieder zu erlangen, nur die geringste Folge zu geben. Alle Versuche dieser Art waren fruchtlos. Er schleppte sich mehrere Jahre lang in einem der Armuth sehr nahen Zustande hin, und starb endlich, wie seine Frau, ohne etwas Anderes zu hinterlassen, als eine nun 18jährige Tochter, die nichts besaß, als

eine ausnehmende Schönheit und einen eben so ausnehmenden Hang zum Vergnügen. Olympia verlebte im fünften Stock eines von dem Mittelpunkte der Stadt weit entlegenen Hauses ihr Trauerjahr bei einer alten Nähterin, der sie von ihrer sterbenden Mutter anvertraut worden war. Allein nach Ablauf desselben zögerte sie nicht, den sie beherrschenden Wünschen und angeborenen Neigungen, sowie ihrem Widerwillen gegen Arbeit und Mühe nachzugeben und sich dieser ohnehin unzulänglichen Ueberwachung zu entziehen.

Die Zeit, von der wir sprechen, gewährte nur zu viel Freiheit, eine Freiheit, die in Zügellosigkeit ausgeartet war. Man befand sich unter dem Direktorium, und es schien, als wollte man mit Gewalt die blutige Krisis vergessen machen, die man eben überstanden hatte. Die Bälle, die nächtlichen Feste jagten und häuften sich; jedes Stadtviertel hatte seinen geheimnißvollen Garten, jede Straße ihren nächtlichen Vereinigungspunkt. Unter solchen Verhältnissen war es schwer, daß Olympia nicht in den allgemeinen Strudel mit hineingerissen wurde, zumal wenn man bedenkt, welch leichtes Spiel die Verführer damals hatten, indem die Zulässigkeit der Scheidung eben durch ein Gesetz eingeführt worden war, so daß sie, wie echte Don Juans, nicht anstanden, den Gegenständen ihrer Liebe die Ehe zu versprechen. Dieses Gesetz, dies Mittel der Treulosigkeit, wurde denn auch reichlich genug ausgebeutet, so daß eine Ehe oft kaum einige Wochen dauerte, und daß es Männer gab, die sich in einem Monate drei Mal trauen und zwei Mal scheiden ließen.

Olympia wurde von einem Stutzer, dem Herrn Ducantel, Sohn eines Lieferanten, bemerkt und geheirathet, weil er nicht anders in ihren Besitz gelangen konnte. Nun begann für die junge Frau das Leben, wie sie es seit ihrer Kindheit geträumt hatte, ein Leben des Luxus, der Zerstreuung und des Vergnügens. Sie wurde zu den hübschesten Frauen ihrer Zeit gezählt; sie glänzte in allen öffentlichen Gesellschaften; sie gab Feste und hatte ihre Anbeter; Herr Ducantel war nicht eifersüchtig, und, da er verliebt war, zahlte er, ohne zu zählen. Dieses Leben war indeß zu süß, als daß es hätte lange dauern können. Die Finanzen des Lieferanten hatten einen Stoß bekommen, die Liebe des Sohnes war erloschen. Der junge Ehemann interessirte sich für eine kleine hübsche Schauspielerin am Theater de la Republique, und fing jetzt an, ein scharfes Auge auf die Ausgaben Olympias zu richten. Diesem folgte bald eine größere Reform. Die junge Frau konnte sich nicht entschließen, mit ihrer Putzmacherin zu handeln, oder ihre Meubles und Pferde nicht wenigstens alle Monate zu wechseln. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die wahre Ursache der Staatsumwälzungen allein das Geld ist; die Regierer verlangen davon mehr, als die Regierten zu geben geneigt sind; man unterläßt, sich zu verständigen, und endlich giebt es Spaltungen; eben so ist es in den Haushaltungen.

Die Bedürfnisse der Madame Ducantel, die Klagen, die abschlägigen Antworten des Gemahls führten zu ärgerlichen Auftritten; die Frau warf dem Manne seine Untreue vor, der Mann fand den und jenen Hausfreund verdächtig; man gestand sich, daß eine unbesiegliche Gemüths- und Launenverschiedenheit das Zusammenleben unerträglich mache, und man schied sich endlich mit derselben Eile, mit der man sich vereint hatte.

Die Bürgerin Olympia konnte wieder heirathen; es durfte sich nur irgend ein Reicher finden, der geneigt war, seinen Schätzen eine neue Gemeinschaft zu gönnen, unter der Bedingung, eine schöne Frau zu haben. Bewerber zeigten sich in Masse, aber unter allen diesen Leuten fanden sich weder Lieferanten, noch Lieferantensöhne; es waren entweder junge Männer, sehr ehrenwerth, aber ohne einen Heller, oder Männer von gesetztem Alter, welche dem Director Barras Bittgesuche vorzutragen hatten, und dazu einer hübschen Frau bedurften, um ihren Gründen mehr Nachdruck und ihrem guten Rechte mehr Augenscheinlichkeit zu geben. Olympia schlug alle diese Anträge aus; sie war jung und hübsch; sie hatte Zeit, zu warten. Jedoch lebte sie mit der Freiheit, welche das damalige Gesellschaftsleben charakterisirte, sah geschiedene Frauen, wie sie selbst, bewohnte ein hübsches Logis, empfing viel Besuche und machte Schulden. Das Directorium löste sich auf und machte dem Consulate Platz; man fing an, mehr Materielles, mehr Reifes in seine Neigungen zu legen; man dachte nicht mehr allein an seine Vergnügungen, sondern auch an seinen Wohlstand; jetzt hätte Olympia klug gethan, einen Souslieutenant zu heirathen; allein sie war zu wenig in die Zukunft sehend, beschäftigte sich zu wenig mit Bonaparte und mit der glänzenden Aussicht, welche diejenigen erwartete, die sich seinem Geschick anschlossen, und ließ die Gelegenheit vorüber. Im Gegentheil führte sie der Zufall, oder alte Erinnerung mit Emigranten zusammen, Leuten, die zwar dem neuen Regimente huldigten, die aber nicht Lust hatten, Madame Ducantel, die geschiedene Frau eines Lieferantensohnes, zu heirathen.

Im Anfange des Kaiserreiches befand sich Olympia in der zweideutigen Stellung einer Frau ohne Beschützer, welche durch alle Verbindungen und Bekanntschaften compromittirt und deren einfachste Handlung grausam ausgelegt wird. Sie war aber auch noch mit ehernen Banden gefesselt, sie hatte Schulden. Schulden haben, das will nichts sagen bei einem Geschäftsmanne, der die Kunst besitzt, sie zu mindern, ohne sie zu bezahlen, während eine hübsche Frau, die Schulden hat, verloren ist durch das höllische Genie der Geldverleiher, an welche sie sich wenden muß, wie durch die Natur ihrer Gläubiger. Je mehr sie abzahlt, desto mehr wird sie schuldig.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 38. 1844.

Ein Polizei-Bericht aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Der Augenblick kam endlich, wo ihre Freiheit bedroht wurde. Ein Gerichtsdiener erschien, um die Meubles in Beschlag zu nehmen und sich ihrer Person zu versichern. Es wäre unnütz gewesen, an Herrn Ducantel sich zu wenden, weil er für immer ihrer entsagt hatte; sie erwartete also das unvermeidliche Schicksal. Eine schöne Frau, welche ausgepfändet wird und ins Gefängniß geht, verliert die Hälfte ihrer Reize. Uebrigens hatte sie in ihrer Unordnung und Unwirthlichkeit eine gewisse Grenze nicht überschritten; sie durfte demnach hoffen, sich noch zu retten, und ersuchte den Gerichtsdiener um einige Stunden Frist, um bei einigen Freundinnen anzuklopfen.

„Warum nur einige Stunden?" antwortete galant der Beamte, „viel mehr als das, wenn Sie wollen; es handelt sich nur um Anerkennung und Unterzeichnung dieses Papieres!"

Nachdem das Papier unterschrieben war, athmete die junge Frau wieder auf; sie hatte Zeit gewonnen. Eines Tages, als sie wiederum ihre Lage bedachte und einen Ausweg suchte, brachte ihre Kammerfrau ein versiegeltes Kästchen, welches ein Livréebedienter so eben abgegeben hatte. Olympia fand darin eine Summe Geldes, welche hinreichte, ihre Schulden, wenigstens zum größten Theile, zu decken. Sie eilte zum Gerichtsdiener, gab demselben eine Abschlagszahlung und erlangte nun wieder ein wenig Ruhe; es blieb nur zu ermitteln, welchem freigebigen Freunde sie diese so gelegene Hilfe zu danken habe.

Die Regierung, die sich nach einer langen und blutigen Revolution bildete, und alle Parteien besiegt hatte, sah sich natürlich von Feinden und Gefahren umgeben. Ist aber die Regierung, wie die Napoleons, eine unbeschränkte, so findet sie überall Hilfsmittel, sich zu erhalten und zu befestigen, und eins von denen, welches am Liebsten und zuerst angewendet wird, ist die Spionierei. Und eine solche Regierung hat es in der That nöthig, sich in Kenntniß von dem zu erhalten, was im Geheimen gesponnen wird, sie muß wissen, daß selbst der Freund dem Freunde nur zitternd traut; sie muß dem Unzufriedenen in Nacht und Dunkel zu folgen wissen, und nicht blos von dem geheimsten Treiben, sondern auch von den verborgensten Wünschen der Staatsbürger unterrichtet sein. Zu der Zeit nun, von welcher wir sprechen, stand an der Spitze der Polizei des Kaisers ein Mann von ungemeiner Umsicht, von seltenem Scharfblick, ein Mann, der sich vor keinem Opfer scheute, wenn ein Ziel zu erreichen war, und der Alles, was er unternahm, mit eben so großer Feinheit als Geschicklichkeit zu beginnen wußte. Oft war Jemand sein Diener, ohne es selbst zu wissen, und wenn er es wußte, wenn er den Lohn erhielt, mit welchem Fouché (von ihm ist die Rede) Verrath und Ehrlosigkeit bezahlte, dachte er nicht daran, eine entehrende Handlung gethan zu haben. Die thätigsten Werkzeuge des Polizeiministers waren die Frauen; durch sie gelangte er zur Kenntniß der wichtigsten Geheimnisse, und durch sie wurde er mehr und mehr in seiner Meinung bestärkt, daß die gefährlichsten Feinde des Kaisers nicht die Republikaner, sondern die Royalisten wären. Uebrigens wußte Fouché Kunstgriffe anzuwenden, die eben so einfach als kühn waren, die man aber durchaus nicht als unmoralisch bezeichnen kann.

Fouché wollte z. B. den Einfluß der Madame de R . . . untergraben, bei der man schlecht vom Kaiser sprach; er sagte daher eines Tages zur Herzogin von X . ., einer geistreichen Dame, welche er um keinen Preis zu compromittiren gewagt haben würde: „Ihr Gemahl besucht regelmäßig die Soiréen der Madame R . . ."

„Ja, bisweilen!"

„Sagen Sie ihm, er möge sich in Acht nehmen."

„Wie so? Hat man — —"

„Ich sage nichts, ich mache Ihnen nur zur Pflicht, Ihren Gemahl zu warnen, den ich achte, den ich liebe; ich gebe Ihnen nur anheim, ihm Vorsicht zu empfehlen, wenn er sich bei Madame R . . . befindet; ich glaube selbst, er würde besser thun, wenn er gar nicht mehr hinginge."

„Aber die Personen dort gehören doch zu Ihrer Partei —"

„Das will ich nicht sagen."

„Sie machen es ihr ja möglich, den ungemeinen Luxus ihres Hauses zu erhalten?"

„Ich sage dies nicht, und bitte Sie, mir ein Geheimniß zu lassen; ich spreche als Freund zu Ihnen und bitte um Verschwiegenheit."

„Die verspreche ich Ihnen," antwortete die Herzogin; „ich werde jenes Haus nie wieder betreten."

Das Geheimniß Fouchés wurde, trotz dem Versprechen sicherer Bewahrung, bald in ganz Paris bekannt. Bei der nächsten Soirée der Madame R . . . blieben ihre Zimmer leer. Kurze Zeit darauf begegnete diese Dame dem Polizeiminister in der Oper.

„Mein Herr," sagte sie zu ihm, „Sie haben geäußert, daß ich von der Polizei besoldet würde; das ist eine Niederträchtigkeit!"

„Madame," entgegnete Fouché so laut, daß er von allen Umstehenden gehört werden konnte, „ich habe nicht gesagt, daß Sie von der Polizei besoldet würden; wenn dies in der That der Fall wäre, so kenne ich meine Pflicht zu gut, als daß ich davon spräche."

Nach dieser so deutlichen Erklärung hatten die Soiréen der Madame R . . . für immer ihr Ansehen verloren.

Mit Olympia schlug Fouché, wie man sehen wird, einen anderen Weg ein, und es war dies bei einer jungen Dame mit Schulden ganz natürlich. Einige Tage nach Empfang des Kästchens erschien bei Olympia ein Herr Poncel, der ohne Umstände eintrat.

„Madame," sagte er, „Sie haben von der Regierung eine Hilfe erhalten, welche nicht gelegener hätte kommen können."

„Wie?" rief Olympia aus; „die Regierung —?"

„Ja, die Regierung bemüht sich, das Unglück zu lindern, welches seit zehn Jahren so viele Familien heimgesucht hat; sie wünscht sich die Personen zu verpflichten, welche, wie Sie, durch die Revolution ruinirt worden sind."

„Seine Majestät der Kaiser hat die Gnade gehabt, an mich zu denken?"

„Se. Majestät ist unausgesetzt mit zu großen und wichtigen Dingen beschäftigt, als daß es ihm möglich wäre, Alles mit eignen Augen zu schauen; aber der Herr Polizeiminister —"

„Der Polizeiminister!"

„Ja, Madame, er selbst! Und er wird seine Freigebigkeit nicht auf eine solche Kleinigkeit beschränken. Der Herr Minister weiß, daß Sie dem Kaiser ergeben sind, und alle Diejenigen als Feinde Frankreichs betrachten, welche gegen ihn operiren."

„Ohne Zweifel!"

„Es wimmelt in Frankreich," fuhr der Agent Fouchés fort, „von Verschworenen; es wimmelt von Aufwieglern, Unruhstiftern, Thoren und — Einfaltspinseln, welche sich durch die Versprechungen Englands täuschen ließen, und von der Rückkehr der ausgewanderten Königsfamilie träumen, von der Frankreich nun einmal nichts mehr wissen will. Diese Leute sind nicht gefährlich für uns; sie würden sich nur selbst schaden, und die Regierung sucht sie auch wirklich vor ihrer eigenen Narrheit zu schützen; deswegen aber muß man sie kennen. Der Regierung in dieser Nachforschung behilflich zu sein, ist gewiß ein schöner, ein ehrenvoller Auftrag; zumal wenn die Regierung Ihnen den verlorenen Reichthum zurückgiebt."

Olympia schlug die Augen nieder und antwortete nicht; sie hatte verstanden.

Herr Poncel erhob sich, überblickte das Zimmer, in dem er sich befand, und erlaubte sich die Bemerkung, daß die Wanduhr veraltet, die Meubles abgenutzt und die Vorhänge verblichen wären.

„Wahrscheinlich," sagte er, „haben Sie keine Diamanten; vielleicht wäre es Ihnen auch angenehm, eine ähnliche Equipage zu haben, wie Sie ehedem besaßen? Dies Alles ist möglich, dies Alles kann wiederkehren, und was verlangt man von Ihnen dafür? Etwas ganz Ehrenhaftes; wir können sofort uns darüber einigen; etwas, das stets geheim bleiben wird, das nur drei Personen wissen werden, der Herr Minister, Sie und ich. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß der Herr Minister und ich nie davon sprechen werden, unser eigenes Interesse bürgt Ihnen dafür. — Viele Frauen wünschen das, was ich Ihnen biete, ohne es erlangen zu können."

Olympia war ohne alle Mittel; die tiefste Armuth klopfte bereits an ihre Thür. Sie liebte das Vergnügen und den Luxus und besaß jene Leichtfertigkeit der Sitten, jene Flüchtigkeit des Charakters, welche bisweilen unmerklich zur Ehrlosigkeit führen. Als Poncel sie verließ, war sie in Fouchés Händen.

Die Versprechungen Poncels verwirklichten sich nicht auf der Stelle; Olympia bekam weder Diamanten, noch Equipage; man machte ihr bemerklich, daß so große Gunstbezeugungen nothwendig durch irgend einen namhaften Dienst verdient werden müßten, man säumte aber nicht, ihr Gelegenheit zu geben, ihre Gewandtheit und Ergebenheit zu zeigen. Poncel sagte eines Tages zu ihr:

„Madame, kennen Sie den Herrn Adolph de Courcillon?"

„Nicht im Geringsten!"

„Es ist ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, welcher Alles aufgeboten hat, um sich aus der Emigrantenliste streichen zu lassen; eben ist er in Paris angekommen. In England, wo er zehn Jahre gelebt hat, verkehrte er viel mit dem Bruder des Thronprätendenten."

„Besucht er Gesellschaften?" fragte Olympia.

„Sehr wenige, und gerade das beunruhigt uns. Ein zerstreuungs- und vergnügungssüchtiger Mensch ist nicht gefährlich. Nur Einer, der sich selten sehen läßt, der sich einschließt, sich absondert, kann geheime Pläne hegen. Wir wissen, daß Herr de Courcillon die Regierung nicht liebt, und es liegt uns daran, genau zu erfahren, was er in Paris will. Der Herr Minister beauftragt Sie mit diesem Geschäft."

„Mich?"

„Ja, Madame!"

„Aber, da ich diesen Herrn gar nicht kenne, so sehe ich nicht ein, wie —"

„Hier ist ein Billet zur Oper; Herr de Courcillon besitzt ein gleiches, er hat es diesen Morgen im Bureau entnommen;

jedenfalls bedient er sich desselben. Gehen Sie also in die Oper, Madame; Sie werden allein mit ihm sein; das Uebrige findet sich."

Olympia gehorchte. Um 7 Uhr war sie in der Loge in der Oper. Herr de Courcillon hatte sich noch nicht eingefunden. Madame Ducantel stand damals in der Blüte ihrer Schönheit, sie war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und ihr leichtsinniger Gemahl würde sie nicht haben anblicken können, ohne den Verlust des Schatzes zu bereuen, dem er freiwillig entsagt hatte. Ueber ihre anmuthige Stirn schien noch keine Wolke des Unmuths oder des Kummers hinweggegangen zu sein, und ihr reizendes Gesicht zeigte noch den neckischen Ausdruck, welcher sie in ihrer Kindheit ausgezeichnet hatte; kurz, nichts an ihr gab dem geringsten Verdachte Raum, welcher dem klügeren Manne zuruft, auf seiner Hut zu sein.

In der Mitte des ersten Actes endlich öffnete sich die Thür, und Herr Adolph de Courcillon trat ein. Er grüßte die junge Frau mit viel Anstand, ließ sich neben ihr nieder und schien seine ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuzuwenden. Olympia dagegen hörte und sah nichts von dem Schauspiele; ihre Blicke hafteten nur auf Herrn de Courcillon, der in der That eine so ausdauernde Musterung verdiente. Er war ein schöner, großer, wohlgestalteter Mann, und in seinen Gesichtszügen, in der Haltung des Kopfes glaubte Olympia etwas Vornehmes und Nobles zu bemerken, welches nothwendig, ihrer Ansicht nach, die Blicke der Frauen auf ihn lenken mußte; die ihrigen waren unablässig auf ihn gerichtet und konnten sich nicht abwenden.

„Er muß mich ansehen," dachte sie endlich bei sich, „ich werde ihn dazu zwingen."

Allein Herr de Courcillon verfiel mehr und mehr in tiefes Sinnen; er hörte auf, sich mit der Oper zu beschäftigen. Sein Geist war anderwärts. Olympia ließ den Fächer fallen; der junge Mann hob ihn auf, gab ihn galant zurück und verfiel wieder in sein Träumen. Die Frauen glauben stets, wenn sie einen Mann traurig und melancholisch sehen, nur die Liebe könne die Ursache dieses seines Seelenzustandes sein.

„Er wird jetzt in Gedanken in London sein," dachte Olympia; „wahrscheinlich denkt er an ganz andere Dinge, als an die politischen Lappalien, welche den Herrn Minister beunruhigen; ihn beschäftigt die Geliebte, die er jenseits des Meeres gelassen hat, und nicht die Sache der Bourbons."

Sie bemühte sich fortwährend seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nicht um den Anweisungen Fouchés zu genügen, sondern aus Koketterie. Inzwischen endigte das erste Stück, und Olympia hatte noch kein einziges Wort der Höflichkeit erlangt. In jener Zeit affectirten die Frauen gern eine ungemeine Empfindsamkeit; die Melancholie stand hoch in Ehren, und Nervenzufälle gehörten zum feinen Tone, Olympia konnte also ganz wohl ihre Zuflucht zu diesem Mittel nehmen, um womöglich die starre Eisrinde an dem Herzen des Herrn de Courcillon zu schmelzen. Sie stieß also einen schwachen Schrei aus, ihre schönen Hände begannen zu zittern, ihr Gesicht erblaßte.

Herr de Courcillon drehte sich zu ihr um und fragte: „Was ist Ihnen?"

„O . . nichts, — die Hitze — ich habe sehr reizbare Nerven" — antwortete sie, und versuchte vergebens, ihren Beutel zu öffnen, um das Riechfläschchen herauszunehmen. „Die frische Luft wird mir wohlthun, ich will mich entfernen." Herr de Courcillon mußte ihr seinen Arm bieten, um sie an ihren Wagen zu führen. Olympia hatte aber, wie man wohl weiß, keinen Wagen; es regnete; Herr de Courcillon bot ihr den seinigen an, brachte sie nach ihrer Wohnung, übergab sie dort den Händen ihrer Kammerfrau und bat um die Erlaubniß, sich am anderen Tage erkundigen zu dürfen, wie Madame die Nacht zugebracht haben werde.

Madame Ducantel schlief nicht. Sie erwartete den kommenden Tag in fieberhafter Ungeduld. „Wird er kommen?" Ist er, wie Fouché meint, ein geheimnißvoller Mensch, so kommt er nicht; ist er, wie Olympia meint, verliebt, so wird er noch weniger kommen und einen Vorfall vergessen, dem er keine Folge geben darf, und die Zusage seines Besuches war nichts, als eine gewandte Art Abschied zu nehmen. Trotzdem verweilte Olympia über zwei Stunden bei ihrer Toilette.

Gegen Mittag endlich erschien Herr de Courcillon, und sein Besuch währte länger, als ein bloßer Höflichkeitsbesuch; er vergaß sich Olympia gegenüber, und zeigte gar nichts von dem geheimnißvollen Charakter, von welchem Herr Poncel gesprochen hatte; im Gegentheil, er sagte sehr offen, daß er in England in vertrauten Verhältnissen mit dem Prinzen der vertriebenen Königsfamilie gelebt habe, und daß er nach Frankreich zurückgekommen sei, weil das Exil ihn langweile. Nach dieser vertraulichen Mittheilung glaubte er Olympia fragen zu dürfen, wer sie sei. Als er vernahm, daß er die Ehre habe, Mademoiselle de Jurry, den einzigen noch übrigen Sprößling einer edlen Familie von Barbezieux vor sich zu sehen, wünschte er sich Glück zu einem Begegnisse, welches er dem Zufalle zu verdanken habe, und wurde noch mittheilender.

„Ah, Madame," sagte er, „wie glücklich bin ich, daß Sie zu den Unsrigen gehören!"

„Zu den Ihrigen? Wie verstehen Sie das?"

„Da Sie adelig sind, wie ich, so werden Sie gewiß in Ihrem Herzen die Liebe bewahrt haben, welche wir Alle unseren vielgeliebten Prinzen schuldig sind, und wie alle guten Franzosen für die Rückkehr derselben beten."

„Ohne Zweifel," erwiederte sie, „denn ich habe mit der Milch schon die Grundsätze eingesogen, von denen Sie sprechen; allein die Zeiten haben sich geändert, und der Kaiser —"

„Dem Korsen," antwortete lachend Herr de Courcillon, „giebt man ein Regiment, wenn er sich gut benimmt bei der Revolution, die sich vorbereitet."

Die politische Unterhaltung endigte hier, und der Emigrirte entfernte sich nicht, ohne die Erlaubniß gesucht und er-

halten zu haben, die gnädige Frau wieder besuchen zu dürfen. Kaum war er fort, so erschien Herr Poncel.

„Sehr gut," sagte er zu Olympia, „sehr gut! Ich habe Sie gestern beobachtet; Sie haben sich meisterhaft benommen.— Was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts Bedeutendes; es ist dies auch ganz natürlich. Wenn Herr de Courcillon Pläne gegen die Regierung hegt, wenn er eine Verschwörung beabsichtigt, so muß er einsehen, daß er in einer Frau keine große Hilfe findet, und bevor er mir vertraut, muß er mich doch erst genauer kennen."

„Sie haben Recht; aber Madame, Sie werden bald seine Vertraute sein."

„Glauben Sie?"

„Gewiß!"

„Und warum?"

„Weil er Sie liebt."

„Welcher Unsinn!"

„Glauben Sie mir, ich täusche mich selten in dergleichen Sachen. Ich habe gestern Alles gesehen, selbst das, was Ihnen entging — und übrigens, Madame," fügte er galant hinzu, „wer sollte Sie nicht lieben, wer würde nicht durch Ihre Reize verführt! — Herr de Courcillon ist gefangen; in kurzer Zeit werden Sie Herrin aller seiner Geheimnisse sein. — Aber, Madame, ich werde jetzt weniger oft die Ehre haben, Sie zu sehen; ein Verliebter ist eifersüchtig, man darf keinen Verdacht erwecken."

Poncel verließ Olympia und versprach ihr mehr, als je, die hohe Protektion des Ministers. Herr de Courcillon ermangelte nicht, bald wieder zu kommen und, wie der Polizeiagent es vorhergesehen hatte, sprach er von seiner Liebe, er gestand Olympia, daß er vom ersten Augenblicke an, wo er sie in der Oper gesehen, eine ihm ganz neue Empfindung gefühlt habe; er hatte fliehen wollen, weil er sich von einer Leidenschaft erfaßt fühlte, die sein ganzes Leben dauern würde; allein — er hatte nicht die Kraft dazu; er war überwunden, unterjocht — er liebte.

Wenn bei einem solchen Geständnisse die Frauen mit Offenheit antworten könnten, wenn Olympia ihren Gefühlen gemäß hätte sprechen dürfen, so würde der junge Graf Adolph mit der Neigung zufrieden gewesen sein, die er eingeflößt hatte; bisher war Olympia kokett, leichtsinnig gewesen; aber sie hatte nie geliebt; sie hatte Herrn Ducantel geheirathet, ohne für ihn eine wahre Neigung zu fühlen; sie hatte mit zu viel Leichtsinn ohne Zweifel die Stutzer angehört, die Ungläubigen, welche ihr den Hof gemacht, aber ohne jemals die unüberwindliche Leidenschaft empfunden zu haben, welche ein junges Herz ohne Widerstand erfaßt. Diesmal liebte sie wahrhaft, und sie hatte nicht lange die Kraft, diese Neigung zu verbergen; Alles, was sie versuchte, war, ein Geständniß zu verzögern, welches zuletzt doch und zwar auf den Knien und mit einer Grazie, einem Gefühl, geschah, wie sie von Niemand gesehen. Olympia gab nach, und bald hatte Herr de Courcillon keine Geheimnisse mehr vor ihr.

„Meine süße Freundin," sagte er, „Sie, die Sie mir nöthiger sind, als die Luft, welche ich athme, Sie, die Sie mich die Süßigkeit des Lebens kennen gelehrt haben, Sie sind ein gefährliches Weib!"

„Ich?" antwortete Olympia erröthend.

„Ja, ich vergesse Alles bei Ihnen — bei Ihnen erinnere ich mich an nichts, weder an meine Pflichten, noch an meine Versprechungen; nur an meine Liebe denke ich."

„Haben Sie Andern außer mir Schwüre geleistet?" fragte Olympia schüchtern.

„Ja, Olympia; ich habe geschworen, meinen Arm, mein Leben dem Dienste meines rechtmäßigen Königs zu weihen; aber Sie entmuthigen mich ohne Zweifel bei Erfüllung der Sendung, welche ich übernommen habe."

„Sie haben eine Sendung übernommen?"

„Ich habe sie nachgesucht und man hat meinen Muth erproben wollen."

„Ich will Ihr Geheimniß nicht wissen, Adolph; theilen Sie mir es nicht mit."

„Mein Gott, Sie wissen es ja bereits! Sie kennen mein Gelübde, meine Meinungen, den Zweck meiner Reise nach Paris!"

„Nein, nein! Ich weiß, daß Sie nach Paris gekommen sind, weil der Aufenthalt in England Ihnen unleidlich geworden war; ich weiß, daß Sie reich genug sind, um angenehm leben zu können, und daß Sie mich lieben — das ist Ihre einzige Sendung."

„Nein, Olympia, ich habe noch eine andere, und ich werde sie erfüllen; aber wenn im verhängnißvollen Momente ich des Muthes ermangelte, wenn mein Geist schwankte, wenn mein Arm zitterte, so wären Sie, Sie es allein, die mich entmuthigt hätte, und doch könnte ein einziger Ihrer Blicke meinen Muth entflammen."

„Nein, niemals, Adolph! Im Namen des Himmels, schweigen Sie!"

„Ich begreife Sie nicht, Olympia; haben wir nicht Eine Seele? Haben wir nicht gleiche Wünsche? Ach, wenn ich den kühnen Schlag ausgeführt haben werde, den ich beabsichtige, werden Sie allein die Ehre und den Lohn mit mir theilen."

„Welchen Schlag?"

„Ich will den Kaiser ermorden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 39. 1844.

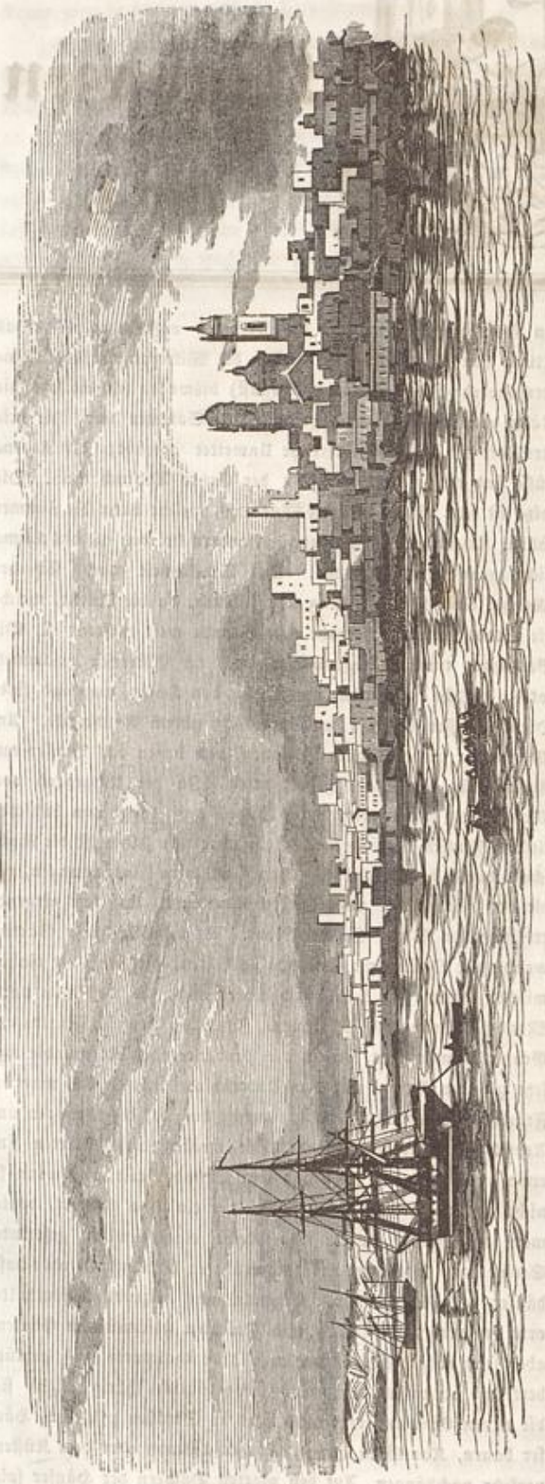
Montevideo.

Montevideo, die Hauptstadt der Republik Uruguay, ist in neuester Zeit der Schauplatz einiger der wichtigsten Bewegungen in Südamerika gewesen. Der brasilianische Minister zu Montevideo hatte sich geweigert, die Blockade dieses Hafens durch Admiral Brown anzuerkennen; es stand zu erwarten, daß dieses zu ernsten Schwierigkeiten zwischen Brasilien und der argentinischen Republik, wovon Buenos Ayres die Hauptstadt ist, führen würde. Am 15. September vorigen Jahres fand ein mörderisches Gefecht im Angesicht von Montevideo statt, in welchem die Mannschaften unter Rivera, 2000 an Zahl, von einigen wenigen Compagnien der belagernden Truppen mit einem bedeutenden Verluste an Todten und Verwundeten zurückgeschlagen wurden.

Montevideo ist der beste Hafen an der breiten Mündung des La Plata-Flusses, und durch seine Lage bestimmt, eine große Seestation zu werden, und es laufen schon jetzt daselbst sehr viele Schiffe von allen Gegenden der Welt ein. Die Stadt ist im Ganzen gut gebaut, die Straßen sind breit und gerade und durchschneiden einander unter rechten Winkeln; sie sind gepflastert und haben Trottoirs. Die Häuser zeichnen sich im Allgemeinen durch geschmackvolle Bauart aus und haben platte Dächer mit Brustwehren.

Die Bevölkerung von Montevideo belief sich vor 1810 auf 30,000 bis 36,000 Seelen, sank aber in Folge des Krieges und einer Belagerung, die es gegen die Brasilianer auszuhalten hatte, auf 15,000 herab; gegenwärtig soll sie indeß durch europäische Einwanderer wieder auf 35,000 Köpfe angewachsen sein. Montevideo treibt bedeutenden Handel, der sich auf eine Menge verschiedener Artikel erstreckt, und dessen Hauptabzug immer das vierzig Stunden davon entfernte Buenos Ayres gewesen ist.

Die Bewohner von Montevideo verdanken ihrem häufigen Verkehr mit den Fremden ein gewandtes artiges Benehmen, und sie zeigen sich um so gefälliger, wenn sie nicht von politischen oder religiösen Vorurtheilen beherrscht werden. Ihr Aeußeres nimmt für sie ein. Ihre von Natur sehr liebenswürdigen, sehr geistreichen und sehr lebhaften Frauen haben bisweilen in ihrer Haltung und ihrem Gange etwas Stolzes, weshalb einige Reisende ihnen Affectation zugeschrieben haben, die man aber über der wirklichen Grazie leicht vergißt, mit welcher sie ein Gespräch führen und die Fremden aufnehmen. — Das Klima von Montevideo ist feucht; die Witterung in den Wintermonaten (Juni, Juli und August) bisweilen schlecht und die Kälte gewöhnlich ziemlich heftig. Im Sommer wird die heitere Luft oft durch fürchterliche Unwetter getrübt; die Regengüsse sind oft so stark, daß sie der Ernte Abbruch thun. Die Hitze ist sehr lästig, und die Muskitos, welche dann die Zimmer füllen, steigern die Ermattung, besonders bei den an das Klima nicht gewöhnten Personen. Bei Trockenheit macht sich der Mangel einer Wasserleitung sehr fühlbar, da die Quelle, welche die Stadt versorgt, beinahe eine Stunde weit entfernt ist. Die Bewohner trinken Regenwasser, das in Cisternen gesammelt wird, welche zu diesem Zwecke in den Höfen angelegt sind. Dieses Wasser ist rein und von sehr gutem Geschmacke. Am Meeresufer giebt es auch Brunnen, von denen das Wasser auf Karren für die Stadt geholt wird. In der Umgegend von Montevideo findet man kleine Hügel und lange von hübschen kleinen Flüssen bewässerte Thäler; aber nur selten ist die Landschaft durch Anbau belebt. Man sieht keine Einzäunungen, als die der Gärten der vornehmsten Kaufleute, und fast nirgends erblickt man Wald. In der Nähe giebt es viele große Gärten, welche alle Obstbäume Europas enthalten, die selbst die einheimischen Bäume der Zahl nach übertreffen, so daß man unter Mandel-, Orangen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aepfel-, Feigen- und Granatbäumen geht, sich in die Provence oder Normandie versetzt glauben kann, mit dem Unterschiede indeß, daß man die Früchte nicht anrühren darf, welche bis auf die Orangen und Aepfel nicht viel werth sind. Die meisten dieser Gärten sind etwa zwei Stunden lang und eine Stunde breit, und wenn sie nicht eine Hügelkette, ein Bach oder ein Thal scheidet, deutet man die Grenze durch eine Reihe eigenthümlich geformter Steine an. Vor dem Kriege gewährten die Quintas oder Lusthäuser der Reichen ihren Eigenthümern reizende Aufenthaltsorte in den mit Blumen und Früchten geschmückten Gärten; aber sehr viele dieser angenehmen Aufenthaltsorte sind geplündert und verwüstet worden. — Vorzüglich thätig zeigen sich die neuen Einwanderer; man sieht sie Straßen pflastern, Häuser bauen, Kaufläden öffnen, Gärten anlegen oder dem Küstenverkehr nachhängen. Auf den platten Dächern der Häuser spielen Kinder und des Abends versammeln sich ganze Familien da-



(Ansicht von Montevideo.)

selbst, um die erquickende Abendluft zu genießen. Hierdurch erscheint Montevideo auf den ersten Anblick sehr freundlich und heiter, aber nichts kann weniger einladend, weniger malerisch sein als sein Inneres und die Küste.

Ein Polizei-Bericht
aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Bei dieser fürchterlichen Mittheilung schrie Olympia laut auf und fiel ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Jetzt war es kein Nervenanfall, sondern eine Ohnmacht, eine wirkliche und natürliche, aus welcher sie Courcillon nur mit großer Mühe zu erwecken vermochte. Als sie wieder zu sich gekommen war, bot Olympia ihre Beredtsamkeit auf, um ihn von diesem schrecklichen Vorhaben abzubringen.

„Der Kaiser, stellte sie ihm vor, ist stets von ergebenen Beamten umgeben und von gewandten Agenten, welche in den Gesichtszügen Derer lesen, die sich ihm nahen. Seit dem Attentate mit der Höllenmaschine treibt man die Vorsichtsmaßregeln bis ins Kleinliche. — Vielleicht sind Sie schon jetzt verdächtig."

„Wie so?" rief Courcillon.

Sind Sie nicht ein Emigrirter? Glauben Sie, daß man Ihre Verbindungen in London nicht weiß? — Sie werden nicht glücklich sein, Adolph, Sie werden elendiglich untergehen, wie ein Meuchelmörder."

„Ich bin meiner gewiß und des Mittels, welches ich anwenden werde," antwortete Herr de Courcillon.

„Nun wohl," rief Olympia, immer mehr geängstigt; „ich will es annehmen, es sei gelungen, was haben Sie dann für Ihre Prinzen gethan? Nichts!"

„Nichts? Olympia, ich habe sie von ihrem gewandtesten und gefährlichsten Feinde befreit."

„Ich glaubte," sagte die junge Frau, „daß Sie gegen den Kaiser nichts beabsichtigten; Sie äußerten einmal, aus ihm einen Obristen machen zu wollen."

„Ich habe Ihnen mein Geheimniß nicht auf ein Mal kund geben wollen."

„Und," versetzte Olympia, „wenn nun der Kaiser todt ist, glauben Sie, daß die französische Nation sich der Bourbons erinnerte und sie zurückrufte? Das glauben Sie nicht — Sie werden ein unnützes Verbrechen begangen haben, was den Bourbons keinen Vortheil bringen wird, und dessen einziges Opfer Sie sein werden. Wenn Sie mich lieben, geben Sie diesen Mordplan auf, welcher unsere Liebe und unser Leben endet, denn ich sterbe mit Ihnen, ich könnte Sie nicht überleben, Adolph."

Allein nichts vermochte Courcillon zu erschüttern; nicht allein, daß er bei seinem Vorhaben verharrte, er wollte sogar Olympia zu seiner Gehilfin machen, und setzte ihr wohlgefällig

alle Mittel auseinander, die er in Anwendung zu bringen gedachte.

Noch an demselben Tage erschien Poncel ins Geheim bei Olympia.

„Wissen Sie Etwas?" fragte er.

„Ja, Herr de Courcillon war als Feind nach Paris gekommen; aber er hat mich gesehen, er liebt mich und seine große Liebe zu mir hat ihn vermocht, allen seinen Planen zu entsagen."

„Sehr gut!"

Den Kaiser ermorden! Schon der Gedanke daran erstarrte das Blut in Olympias Adern und — ein einziges Wort aus ihrem Munde mußte Courcillon verderben. Sie war weit entfernt, davon zu sprechen, denn sie haßte jetzt Fouché, sie schauderte bei dem bloßen Anblicke Poncels, und zwanzig Jahre ihres Lebens würden ihr ein nicht zu hoher Preis gewesen sein, hätte sie sich damit von der Last befreien können, welche sie drückte. Dies war freilich unmöglich; sie fühlte es, und gab die Hoffnung auf, den Entschluß Courcillons zu ändern, oder wenigstens den Kaiser zur Armee abreisen zu sehen, ein Ereigniß, welches der Moniteur als bevorstehend ankündigte. Es handelte sich demnach darum, Zeit zu gewinnen, die Wachsamkeit Poncels einzuschläfern, und Courcillon dermaßen zu beschäftigen, daß er von seinen gefährlichen Planen abgelenkt werde. Sie hatte die Mittheilung dieses inhaltschweren Geheimnisses zu hindern sich bemüht; aber jetzt, da sie Kenntniß davon hatte, schien es ihr nöthig, es ganz und vollkommen kennen zu lernen; denn sie begriff wohl, daß ihr Geliebter nichts allein unternehmen werde; dann aber konnte er durch einen Theilnehmer mit fortgerissen werden, und in diesem Falle mußte es ihr unmöglich sein, ihn zu retten.

Trotz dieser angstvollen Bemühung Olympias, Courcillon zu retten, trotz der Bedrängniß, in der ihr liebendes Herz sich befand, beklagte sich doch der junge Mann über Mangel an Liebe zu ihm.

„Sie lieben mich nicht," sagte er zu ihr; „wenn Sie mich wahrhaft liebten, so würden Sie in meine Absichten eingehen und sich mit mir zu Ausführung meines Vorhabens verbinden."

„Nein, Adolph, nein! Ich will nicht von dem Schauder sprechen, welchen natürlich dieser Mord erregen muß, aber ich frage Sie, wie Sie von Liebe sprechen können? Kann jemals ein Meuchelmörder erwarten, der Gegenstand einer zärtlichen Neigung zu sein? Ist der Kaiser etwa Ihr Nebenbuhler? Wünschen Sie, daß wir uns eine Probe gegenseitiger Liebe geben? Ich bin bereit dazu: verlassen wir Paris, selbst Frankreich, wenn Sie wollen; wir wollen unser Glück in irgend einem Winkel der Erde verbergen, in einer Wüste. — Kommen Sie!"

Courcillon, ohne es einzugestehen, daß es in der Welt noch Anderes gebe, als die Liebe, schlug es aus, in einer Wüste zu leben, und da Olympia seinen Entschluß nicht billigte, so weigerte er sich unausgesetzt, ihr zu sagen, ob er Mitgenossen habe oder nicht.

„Ich sehe, wie die Sache sich verhält," sagte Olympia zu ihm; „Sie wollen mich schrecken; Sie glauben vielleicht, der Mann müsse, um sich zum Herrn aller Gefühle einer Frau zu machen, ihre Einbildungskraft fesseln, indem er dieselbe mit einem einzigen Gedanken beschäftige und sie für das Leben desjenigen zittern lasse, welchen sie liebt. O, wie falsch beurtheilen Sie mich, Freund! Sie sind mir theuer — auch ohne dieses Mittel!"

Courcillon antwortete auf diesen letzten Beweis ihrer Liebe zerstreut, wie Jemand, der seinen Weg zu verfolgen entschlossen ist und mit seinem Vertrauen hinfort vorsichtig umgehen will. Olympia weinte, als Poncel erschien. Sie hatte den Agenten Fouché's seit langer Zeit nicht gesehen und sich enthalten, seine Geschenke in Anspruch zu nehmen. Poncel, obgleich immer artig, hatte nichts destoweniger etwas Unfreundliches an sich, was ihm sonst keineswegs eigen war.

„Madame," sagte er zu Olympia, „Sie wissen nichts?"

„Nichts, mein Herr," antwortete Olympia kalt, „außer etwa, daß Herr de Courcillon mich noch mit derselben Ergebenheit liebt, daß er sich mit Vergnügungen beschäftiget. — Morgen muß er mich auf den Ball begleiten."

„Das ist Schade, Madame! Schade um Ihretwegen; denn Sie müssen endlich, um die Wohlthaten des Herrn Ministers zu verdienen, ihm nützlich werden."

„Mein Herr —"

„Ja, Madame! Herr de Courcillon hat Absichten gegen die Regierung."

„Sie sind im Irrthume!"

„Die Nachrichten, welche ich hätte von Ihnen erhalten sollen, werde ich Ihnen mittheilen. Herr de Courcillon hat Absichten auf das Leben des Kaisers. — Es ist ohne Zweifel Verschwiegenheit von Ihrer Seite gewesen, ich will Sie dessen nicht anklagen, nur bedauere ich, daß Sie nicht sein ganzes Vertrauen erlangt haben — Es hat nichts zu sagen; ich werde Ihnen sogleich ein leichtes Mittel angeben, Sr. Maj. dem Kaiser Ihre Ergebenheit zu beweisen. Werden Sie Herrn de Courcillon heute Abend sehen?"

„Ja, ich erwarte ihn."

„Um welche Stunde pflegt er sich zu entfernen?"

„Gewöhnlich um Mitternacht."

„Halten Sie ihn eine Stunde länger auf; ich verlange etwas Geringes von Ihnen."

„Ohne Zweifel, mein Herr; es wird nichts leichter sein, als das. Aber darf ich nach der Ursache fragen?"

„Die ist sehr einfach, Madame; zwischen halb 1 Uhr und 1 Uhr werden wir ihn verhaften."

„Hier?"

„Ja, Madame; auf diese Weise wird es weniger Aufsehen machen, als in seiner Behausung, und bei Verschwörungen

pflegt Se. Maj. der Kaiser gern Aufsehen zu vermeiden. Madame, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!"

Hiermit legte Poncel eine reichlich mit Bankbillets gefüllte Brieftasche auf den Tisch und entfernte sich. Das war ein Glück für Olympia, die sich sonst verrathen haben würde. Also verlangte man doch von ihr, daß sie den Mann ihrer Liebe ausliefere? Der Preis für sein Blut lag da vor ihr, und Poncel hielt die ganze Sache für so einfach, daß er ihren Gehorsam nicht einmal in Zweifel zog. Das Herz bebte ihr in der Brust. Was kümmerten sie Poncel, Fouché und selbst der Kaiser! — Sie mußte Courcillon retten, und zwar um jeden Preis, wenn es überhaupt noch möglich war. Was sollte sie thun? Zu ihm gehen? Aber wahrscheinlich wurde sie beobachtet. Poncel war viel zu gewandt, um nicht die Straße mit seinen Leuten besetzt zu haben. Auf der andern Seite fürchtete sie wieder eine Verzögerung, welche ihren Geliebten aufhalten konnte, wenn er sich zu ihr verfügen wollte, und überhaupt sein Außenbleiben. Es was sieben Uhr Abends, als der Graf ankam. Sobald er eintrat, stürzte Olympia in seine Arme.

„O, Geliebter!" sagte sie, „Sie sind verloren! Man kennt Ihr Vorhaben, man will Sie arretiren; schon jetzt könnten Sie nicht ohne Gefahr von mir gehen."

Courcillon machte sich lächelnd aus ihren Armen los und sagte:

„Sie bedienen sich der List, die Sie mir zum Vorwurfe machen, Sie wollen mich schrecken."

„Ich Sie schrecken? Halten Sie mich für fähig, mit Ihrem Leben zu spielen? — Ach, Ihr Leben ist ja das meinige! — Fliehen Sie, vielleicht ist es noch Zeit — oder wir wollen vielmehr fliehen, denn ich verlasse Sie nicht."

„Nein, nein, Sie wollen mich nur bewegen, meinem Vorhaben zu entsagen, und so halten Sie alle Mittel für gut."

„Nun wohl," sagte Olympia, durch Courcillons Ungläubigkeit aufs Aeußerste gebracht, „wissen Sie, wer ich bin?"

„Ein liebenswürdiges Weib, welches ich anbete."

„Ja, ein Weib, welches Sie liebt, und welches Sie verachten werden, wenn Sie es kennen. — Wissen Sie, wer ich bin?"

Courcillon war überrascht von dem Nachdrucke, mit welchem sie diese Frage betonte.

„Wer Sie sind? Mademoiselle de Jurry!"

„Gut! Und dann?"

„Gemahlin des Herrn Ducantel, der sehr unrecht gethan hat, sich von Ihnen zu trennen."

„Und dann?"

„Dann —"

„Verkauft, Adolph, verkauft an Fouché, verstehen Sie mich? Er ist es, Fouché ist es, von welchem Sie mir gleichsam als ein Wild bezeichnet wurden, dem man Netze gestellt hat. — Ich habe Sie nicht verrathen, Adolph, Gott ist mein Zeuge, daß ich vom ersten Augenblicke an Sie geliebt habe, wahrhaft, von ganzem Herzen, mit aller Innigkeit meiner Seele! In der Alternative zwischen meiner Neigung zu Ihnen, und den aufgedrungenen Pflichten gegen Fouché, mußte ich entweder Sie, oder den Minister verrathen; und ich habe nicht gezaudert; der Minister ist es, den ich verrathen habe. — Erinnern Sie sich meines Benehmens, Adolph? Ich habe mich bemüht, die vertraulichen Mittheilungen, die Sie mir machen wollen, zu verhindern, so lange ich es vermochte; aber dann, einmal damit bekannt, habe ich Alles gethan, Sie von Ihrem Vorsatz abzubringen. — Mein Gott, von diesem Augenblicke an ward ich zur Verrätherin an dem Minister! — Hier, hier sehen Sie den Preis, welchen er für meinen Verrath mir zahlen will, hier ist das Geld, welches er für Ihre Auslieferung mir bietet."

Und mit diesen Worten warf sie zu den Füßen Courcillon's das Taschenbuch nieder, welches Poncel auf den Tisch gelegt hatte, und das von ihr noch nicht angerührt worden war.

Courcillon seinerseits, welchem jetzt die ganze Größe der Gefahr einzuleuchten schien, ging auf die vor seinen Füßen liegende Frau zu, hob sie auf und schloß sie in seine Arme.

„Nein, Olympia," sagte er, halb mit sich selbst sprechend, und augenscheinlich einen Moment der Unentschlossenheit zurückkämpfend, „nein, Olympia, ich werde Sie niemals verlassen!"

„Wir sterben zusammen," rief Olympia, „man weiß Alles!"

„Gleichviel!" sagte Courcillon, „ein Mann, welcher gegen Regierungen operirt, ist auf jedes Ereigniß gefaßt. Ich habe stets einen angespannten Reisewagen zu meiner Disposition; dieser bringt uns nach St. Denis, von wo aus wir Postpferde nach Calais nehmen; von Calais nach England ist es nur ein Schritt —"

„Fort also!" sagte Olympia. „Was wollen Sie mit diesem Gelde thun?"

Courcillon nahm das Taschenbuch, schlug es in ein Couvert, versiegelte es und steckte es in seine Tasche. Dann stiegen sie in den Hof hinab, Olympia öffnete eine Thür, welche in eine benachbarte Straße führte, und sie erreichten, ohne aufgehalten zu werden, den Wagen, von welchem Courcillon gesprochen hatte. Letzterer ließ sich keck in das Hôtel des Polizeiministers fahren; dort stieg er aus, ging in die Wohnung des Portiers und händigte ihm das Portefeuille ein, mit dem Bedeuten, es an seine Adresse abzugeben.

Hierauf kehrte er zum Wagen zurück und sagte, indem er seinen Platz neben Olympia wieder einnahm:

„Wir handelten als ehrliche Leute; der Herr Minister darf sich nicht beklagen, betrogen worden zu sein." Und nun ging es fort auf dem Wege nach St. Denis.

(Beschluß folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 40. 1844.

Ein Polizei-Bericht aus der Zeit des französischen Kaiserreiches.

(Nach dem Französischen.)

(Beschluß.)

„Sie sind gleich gut und muthig," sagte Olympia zu dem Geliebten, „Sie wollten nicht, daß jenes Zeichen meiner Schande lange vorhanden sei. Ach, vergessen Sie einen Fehler, in den ich unwillkürlich durch die Armuth und durch strafwürdigen Leichtsinn gezogen worden bin; gedenken Sie nur meiner Liebe!"

Mit diesen Worten schloß sie den Geliebten in ihre Arme, der stumm und unbeweglich über das kühne Verbrechen nachzudenken schien, welches er nunmehr nicht ausführen konnte, oder über die Gefahr, welcher zu entgehen er nicht sicher war; vielleicht beschäftigten und peinigten auch andere Gedanken seinen unruhigen Geist. Der Weg von Paris nach St. Denis ist kurz. Courcillon verblieb in seiner Schweigsamkeit, und als der Reisewagen vor dem Posthause anlangte, ließ er Olympia aussteigen, führte sie in ein Zimmer, wo sie bequem einige Minuten ausruhen konnte, und verließ sie dann mit der Bemerkung, seinen Kutscher zurückzuschicken und Postpferde bestellen zu wollen.

Courcillon war verschwunden wie ein Schatten. Olympia sah ihn nicht wieder. Sie wartete eine Viertelstunde; der Freund der Prinzen, der Mann, welcher sich gegen das Leben des Kaisers verschworen hatte, kam nicht wieder.

Bestürzt, zu bekannt mit der Macht der Polizei, um nicht Alles zu fürchten, vermuthete sie, daß man sich ihres Geliebten bemächtigt habe, und daß er vielleicht schon in dem Gefängnisse der Conciergerie oder in Vincennes sitze. Sie ging hinab, fragte den Wirth, die Wirthin, die Dienstleute; man wußte nicht, was sie wollte; man hatte zwar einen Wagen vor der Hausthür halten sehen, aber er war ohne Aufenthalt wieder abgefahren.

„Aber die Postpferde?"

„Welche Postpferde? Niemand hat Pferde bestellt." — Kein Zweifel, der Unglückliche war verhaftet. Olympia wollte nach Paris zurück, mit Poncel, mit dem Minister sprechen, sich zu seinen Füßen werfen, ihn um Courcillons Leben bitten, und mit ihm sterben, wenn es sein müßte. Sie brauchte einen Wagen, aber man hatte keinen; sie weinte, sie war untröstlich. Endlich um Mitternacht kam ein zweiräderiges Karrnfuhrwerk von Paris, ein Landfuhrmann, welcher die Stadt mit Erzeugnissen seiner Oekonomie versorgt hatte und sich erbot, Olympia nach Paris zu bringen.

Sie reiste ab und ließ sich vor ihre Wohnung fahren, um in allen Winkeln nachzuforschen, ob der Unglückliche nicht irgend ein Stück eines Briefes zurückgelassen habe, irgend ein Anzeichen, welches ihn compromittiren könnte, zugleich aber auch, um ihrem Geiste ein wenig Ruhe zu gönnen. In ihrem Zimmer aber fand sie wen? — Poncel, welcher in Papieren las, die auf der Erde zerstreut umherlägen. Als sie ihn erblickte, stieß sie einen Schrei aus.

„Kommen Sie, Madame?" sagte Poncel zu ihr; „ich habe Ihnen etwas von dem Herrn Minister zu zeigen."

„Ist er verhaftet? Ist er verhaftet?"

„Keineswegs!"

„Gott sei gelobt! Er ist Ihnen entkommen!"

„Hören Sie, Madame, hören Sie!"

Und Poncel las ruhig nachstehende Schrift:

„Bericht an Se. Exc. den Polizeiminister in Betreff der Frau Ducantel."

„Genau Ihrem Befehle gemäß, habe ich mich an dem bestimmten Tage in die Opera Comique begeben. Die Frau Ducantel hatte sich schon vor mir eingefunden. Sie ist, wie man Ihnen gesagt hat, eine sehr hübsche Person, mit schönen Augen, naivem, Vertrauen einflößendem Gesicht und guten Manieren, sie spricht das Englische mit Leichtigkeit und ist nicht ohne Geist; in allen Rapporten, welche von ihr berichten, hat man die Wahrheit gesprochen; die Frau Ducantel wäre vollkommen geeignet, den Absichten des Herrn Ministers zu entsprechen, aber da Ew. Excellenz sicher gehen muß, da es nöthig ist, der Zuverlässigkeit derjenigen Personen versichert zu sein, welche von Ihnen beauftragt werden, Ihnen geheime Mittheilungen im Interesse und zum Wohle des Staates zu machen, so habe ich einen Versuch in Bezug auf die Zuverlässigkeit besagter Person unternommen, der, obschon leicht, doch nicht so angenehm war, wie man glauben sollte, weil Madame Ducantel zwar eine recht hübsche Frau ist, aber die Schönheit nicht besitzt, die mir gefällt."

„Was lesen Sie, mein Herr?" fragte Olympia.

„Erlauben Sie mir, Madame, bis zu Ende zu lesen," antwortete Poncel, der fortfuhr:

„Madame Ducantel hat sich sofort in mich verliebt, und man braucht sich darüber nicht zu verwundern, da ich es wohl hauptsächlich meiner Persönlichkeit und einigen körperlichen Vorzügen zuschreiben muß, mit denen die Natur mich begabt hat. Ich muß ihr jedoch Gerechtigkeit widerfahren lassen; als ich mit ihr von meinem Plane sprach, den Kaiser zu tödten (ich schaudere schon bei dem bloßen Gedanken), that sie Alles, was sie vermochte, um mich davon abzubringen, sie hat aber, da ich Ihnen Alles sagen muß, dennoch die Interessen Ihres Auftrags aufgegeben und sie ihrer Liebe geopfert, was in der That zu beklagen ist, um so mehr, als sie den ehrenwerthen Herrn Poncel dabei hintergangen hat. Sie faßte den Entschluß, mich entfliehen zu lassen, und mir in das Ausland zu folgen; ich habe sie nach St. Denis geführt, wo ich es für schicklich hielt, die Komödie zu enden.

„Ew. Exc. können beurtheilen, daß nach diesem Versuche die Madame Ducantel zu der Rolle, die man ihr bestimmt hatte, nicht geeignet ist; sie weicht von ihren Pflichten ab, sie knüpft Bekanntschaften an und mischt ihre Herzensangelegenheiten in die höheren Interessen, die ihr obliegen, und deren Wahrnehmung die Regierung von ihr erwartet — kurz, sie taugt zu nichts.

„Ich habe nicht ermangelt, die Bankbillets, welche von Herrn Poncel der Madame Ducantel überbracht worden waren, Ew. Exc. durch Ihren Portier zurückgeben zu lassen. Werden Sie mich für zu dreist halten, wenn ich daran erinnere, daß sie die Belohnung sind, die mir versprochen worden ist, wenn ich den Auftrag, dessen ich gewürdigt wurde, zur Zufriedenheit ausführte? Ich hoffe, daß Ew. Exc. mit meinem Eifer, und meiner Gewandtheit zufrieden sein werden.

„Ich habe die Ehre, zu verharren Ew. Exc. unterthäniger und ganz ergebener Agent Pierre Dalin."

Also hatte der Mann, welchem Olympia ihr Herz und ihr Leben gegeben, der Mann, welchen sie mit einer so edlen, so innigen Neigung geliebt, für sie nicht eine Spur von Liebe, nicht eine Spur von Aufrichtigkeit gehabt.

Nachdem Poncel den Rapport kaltblütig gelesen hatte, fügte er hinzu:

„Sie haben also die erste Probe nicht bestanden. — Schade — wirklich Schade! — Sie sehen ein, daß der Herr Minister nicht ferner im Stande ist — rechnen Sie nicht mehr auf —"

Olympia erwiederte auf diese Worte mit einem lauten, anhaltenden, krampfhaften, endlosen Gelächter, denn ihr Verstand hatte eine fürchterliche Erschütterung erfahren.

Drei Monate darauf starb sie im Irrenhause. Der sogenannte Graf Adolph von Courcillon vernahm die Nachricht ohne Rührung, aber Herr Ducantel, welchen die kleine Schauspielerin ruinirt hatte, bedauerte sie, und der Herr Polizeiminister meinte, es sei so am Besten.

Einheimisches.

Ein Prager Blatt („Ost und West") äußerte vor kurzem, indem es seinen Unwillen über die Art und Weise aussprach, wie die Theater, die großen und die kleinen, in Deutschland jetzt geleitet werden: „Unsere einzige Hoffnung ist noch das Leipziger Theater." Bis jetzt hat unsere Bühne diese Hoffnung allerdings gerechtfertiget, da sie sich bestrebt, vor allem „deutsch" zu sein, deutsche Dramen und deutsche Opern zur Aufführung zu bringen und so eine Zuflucht der deutschen Kunst zu sein, ohne das Gute des Auslandes auszuschließen. Nachdem uns die Direction im ersten Monate ältere classische Stücke und neue Kleinigkeiten vorgeführt, haben wir bereits zwei neue deutsche Opern gehört, Dorns „Schöffe von Paris", und Netzers „Mara", die beide mit einem Fleiße einstudirt, und mit einer Sorgfalt, mit einer Pracht und Eleganz in Scene gesetzt waren, wie sie an andern Orten nur an Opern verwendet werden, die von der Seine zu uns kommen. Allerdings wurde die Dorn'sche Oper etwas kühl aufgenommen, aber die Schuld liegt zum großen Theile an den Text, der einen Stoff mit aller Gewalt komisch behandeln will, der nichts Komisches an sich hat. Die Musik zeigt, namentlich in den Chören, viel Lebendigkeit und Frische, wenn sie auch nicht frei ist von Gemachtem und von Anklängen an Bekanntes, weshalb auch die Oper bei den Wiederholungen, nachdem manche Längen ausgemerzt worden sind, mehr angesprochen hat. „Mara" ist Netzers (er ist neben Lortzing Capellmeister unsers Theaters) Erstlingswerk, zeugt aber von großem Talent für dramatische Musik. Macht er sich von dem fast allen neuern deutschen Componisten anklebenden Wahne frei, in der Oper musikalische Gelehrsamkeit zeigen zu müssen, und kehrt er zur natürlichen Einfachheit zurück, so wird er bald zu den Lieblingen des deutschen Volkes gehören. Es liegen in seiner „Mara" viele Andeutungen zu hübschen Melodien, aber er hat sich, wie es scheint, gescheut, eine besondere Aufmerksamkeit auf Melodienreichthum zu wenden, um nicht in die sogenannte „Leierkastenmusik" zu verfallen. Aber danken Mozart, Rossini, Weber, Bellini ꝛc. nicht gerade ihren angenehm ins Ohr fallenden Melodien ihre beispiellosen Erfolge bei dem Volke? Und für's Volk, dem das Theater angehört, schreiben die Operncomponisten doch, nicht für die wenigen Musikgelehrten, die ihre Befriedigung in dem Conzertsaal suchen mögen, wohin contrapunktische ꝛc. Seiltänzereien gehören. — Die Leitung der berühmten Gewandhausconzerte im nächsten Winter ist, wie die Direction jetzt offiziell anzeigt, dem jungen Dänen Niels Gade übertragen, der sich vor der Hand durch zwei Symphonien bekannt gemacht hat, von denen die erste allerdings in Leipzig sehr gefallen hat. — Die bevorstehende Messe über wird Bosco, der berühmteste Taschenspieler, Vorstellungen geben. Bereits hat er in einer Vorstellung in der Buchhändlerbörse, zu welcher nur Eingeladene Zutritt fanden, Proben seiner Kunst gegeben, die auf seine bedeutenderen Leistungen begierig mach-

ten. — An Unterhaltung wird es sonach nicht fehlen, da auch das Theater in der nächsten Zeit mehreres Neue bringen wird, wie „Moritz von Sachsen" von Prutz und Auber's neue vielgerühmte Oper: „die Sirene". Auch Hellers erstes Bühnenstück, ein fünfactiges Lustspiel: der letzte Wille wird im Laufe des Winters zur Aufführung kommen.

Literatur.

S. H. T. Von L. D. G. Aus dem Schwedischen, Berlin 1844, Morin.

Das kleine Buch mit dem räthselhaften Titel enthält einige Novellen und mehrere pikantgeschriebene Artikel, wie über die „Conversation", über den „Tanz", über „Genie", über das „menschliche Gesicht" ꝛc., die einen geistvollen Verfasser verrathen und eine angenehme Unterhaltung gewähren. In dem Artikel über den Tanz, den Liebling der Frauen, sagt der Verf. unter anderm: „Der Walzer ist der allgemeine Lieblingstanz und es giebt viele Leute, welche die andern Tänze nur als ein Mittel ansehen, die Zeit auszufüllen, in welcher man nicht im Stande ist, Walzer zu tanzen. Dieser Tanz ist ein schönes Bild des richtigen Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Er ist es, der seine Tänzerin leitet und die Richtung der einzuschlagenden Bahn bestimmt, sie aber ist es, welche ihm diese Bahn angenehm macht, und wie er sich auch wenden mag, so folgt sie allen seinen Bewegungen und stets ruht sein Blick auf seiner treuen Gefährtin. Wollte man einen allgemeinen Vergleich zwischen Tanz und Liebe anstellen, so könnte man sagen, der Walzer stelle die Verlobungszeit vor. Die Liebeserklärung ist angebracht und ein „Ja" ausgesprochen; wir leben in einem angenehmen Rausche der Gefühle und doch leuchtet erst die Hoffnung. In der Française ist man schon verheirathet, und was noch ärger ist, eine gewisse Gleichgiltigkeit hat schon begonnen; blos dann, wenn einer der beiden Gatten den andern verläßt, um sich mit einem andern zu beschäftigen, wird die Liebe durch Eifersucht wieder angeregt und der Wiederkehrende wird mit offenen Armen empfangen. Im Cotillon dagegen hat man sein Herz noch nicht verloren, man schneidet rechts und links die Cour und versucht sein Glück überall. — Die Polka bietet dieselbe Schönheit dar wie die Dissonanzen in der Musik. Man versucht gleichsam, sich gewalsam von einander zu trennen, ohne es jedoch zu thun, — und das Vergnügen besteht gerade darin, daß man trotz dieser scheinbaren Versuche, einander doch so fest hält, daß die Hände einander trotz allen Wendungen und Biegungen des Körpers niemals loslassen."—

„Die Iris selbst und das Weiße im Auge," heißt es im „menschlichen Gesicht", „sind es nicht, welche den Ausdruck geben, ob sie gleich an und für sich recht schön sein können. Man legt im Allgemeinen zu viel Werth auf diese innern Theile des Auges und streitet z. B. über die Vorzüge der blauen und schwarzen Augen, aber wenn man glaubt, das Feuer, welches aus kohlschwarzen Augen strahlt, rühre von der Pupille her, oder der treue, sanfte Ausdruck sei in einem blauen, oder die Leidenschaft in einem braunen Augapfel zu finden, so irrt man sich eben so sehr, als wenn man sein Schicksal in den Sternen lesen wollte. Der Ausdruck liegt nämlich in dem Augenlide und in der äußeren Umgebung desselben; da findet man Leben, Bewegung und charakteristische Verschiedenheiten bei verschiedenen Personen. Bei der einen giebt der durch die langen gesenkten Wimpern verschleierte Blick einen Ausdruck von sanfter Schüchternheit und der andern verleihen die dicht angezogenen Augendeckel einen Ausdruck von Freimüthigkeit."

Lydia. Von Therese. Braunschweig, Vieweg 1844. 2 Thlr.

Die Verf. scheint sich dem Vielschreiben zu ergeben, was ihrem schriftstellerischen Rufe nicht vortheilhaft sein wird, denn wenn sie es auch bewirkt, daß sie häufig genannt wird, so wird doch ihre Flüchtigkeit immer härtern Tadel finden müssen. „Lydia", ein Gemälde aus der blasirten Welt, trägt in der Anordnung, in der Ausführung und in der Sprache Spuren dieser Flüchtigkeit und Hahn-Hahn'schen vornehmseinsollenden Nachlässigkeit an sich. Zum Glück sind wir in der Literatur noch nicht so weit, daß Bücher für gut gelten, weil sie von aristokratischen Federn herrühren, wie die aristokratische Gesellschaft unbedingt die „gute" Gesellschaft heißt. Wir haben zwar aristokratische Schriftsteller, werden aber nie eine andere Aristokratie in der Literatur erhalten, als die Aristokratie des Geistes. Und die Sprache, welche unsere aristokratischen Schriftstellerinnen schreiben, ist allerdings so, wie sie leider! in ihren Kreisen gesprochen wird, aber eben deshalb kein gutes Deutsch; man höre nur folgende Stelle aus der „Lydia": „der Graf war sehr gut conservirt. Er hatte Renommée unter unserer Cavalerie, dazu die glänzende Generaluniform und der ins Röthliche sich nüancirende Bart, der aber schwarz gefärbt war. Auch hatte er eine elegante Tournure, einen grand cordon und viele Orden. Ob diese martialische Gestalt zwischen den vier Wänden zu einem sechszigjährigen Padagristen zusammenschrumpfte, weiß man nicht. Gewiß ist, daß die Gräfin Lydia wenig Zeit hatte, über ihren Gatten nachzudenken, denn er umgaukelte sie mit einem Glanz, der unerhört war. Denken Sie sich, in der Corbeille lagen zwei türkische Shawls, ein vollständiger Schmuck Diamanten, jeder so groß wie Haselnüsse, Guipuren, von denen Sie nicht die Ahnung haben ꝛc." — Diese Lydia wird „undinenhaft", wie die Verf. sich häufig ausdrückt, geschildert, ist ein Ideal blasirter, eigensinniger Damen, die nicht wissen, was sie wollen und die deshalb für außerordentlich reizend gehalten werde; sie verliebt sich in einen Baron Lothar, der ebenfalls nicht weiß, was er will, heirathet aber einen Grafen Friedrich, weil derselbe sehr reich ist und

verspricht dem ersten, ihn nach einem halben Jahre in Carlsbad wiederzusehen. Als sie es endlich über sich gewinnt, nicht nach Carlsbad zu gehen, oder wenigstens nicht da zu bleiben, sondern nach Ischl ins Bad zu reisen, wie es ihr Mann wünscht, glaubt sie das größte Opfer gebracht und alles gesühnt zu haben und — der Roman ist zu Ende. Es wird in dem Buche viel über Liebe und Ehe gesprochen und gegen die letztere hat die Verf., die gern die deutsche Sand sein möchte, ihren allerdings schwachen Angriff gerichtet.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Caroline Pichler. 4 Bände. Wien, 1844.

Diese Denkwürdigkeiten einer hochgebildeten achtbaren Frau umfassen einen großen Zeitraum (von 1769—1843) und enthalten, da die Verf. mit zahlreichen Personen, die sich als Staatsmänner, als Schriftsteller, als Künstler berühmt gemacht hatten, und mit Frauen selbst aus den höchsten Kreisen in Berührung kam, viele interessante Schilderungen und Anekdoten aus dem damaligen Leben. Die Verf. erzählt schlicht und einfach, aber auch etwas breit und schwatzhaft, Alles, was ihr auf ihrer langen Laufbahn begegnete, wirklich Merkwürdiges und auch Vieles, was nur für sie persönlich oder ihre Verwandten und nächsten Bekannten von Interesse sein kann. Die „Denkwürdigkeiten" würden auch in weitern Kreisen wirklich Werth haben, wenn sie eben nur das wirklich „Denkwürdige" enthielten, also etwa zwei Bände statt vier füllten. Jetzt muß man das Interessante aus einem Wust von Unbedeutendem heraussuchen, und das ist nicht Jedermanns Sache. Einiges daraus theilen wir den Lesern mit. „Im Jahre 1811 war der damals hochgefeierte Lafontaine nach Wien gekommen. Seine Lieblingsbeschäftigung war es, sich im sogenannten Wurstelprater bei den Schenken, Schaukeln, Pulcinellen u. s. w. herumzutreiben und das Volk in seiner Fröhlichkeit dort zu beobachten. In die feinen Gesellschaften ging er nicht; in keinem von allen mir bekannten Häusern hatte er Zutritt gesucht. Aber ein Paar Damen, welche seine Romane mit großer Erhebung und Rührung gelesen hatten, und nach ihrem Ton und ihrer Tendenz in dem Autor einen zarten, feinen, vielleicht zierlichen, gewiß aber sehr anziehenden Gesellschafter zu finden glaubten, ließen ihn zum Thee bitten. Es war ein heißer Tag in der Mitte des heißen Sommers gegen 8 Uhr, eine für jene Zeit viel zu späte Stunde, um zum Thee zu erscheinen. Lafontaine ließ noch immer auf sich warten. Endlich um halb 9 Uhr trat ein mittelgroßer, sehr corpulenter, sehr abgeschwitzter Herr ein, der erwartete Dichter, der über die Hitze klagte, und sich statt des Thees und der Confituren — ein Glas Bier ausbat, und mit großer Lust statt von zarten und erhabenen Dingen, wie es erwartet worden war, von dem Vergnügen sprach, das ihm der Wurstelprater geboten. Wie waren die Damen von ihrer ätherischen Höhe herabgestürzt!"

Sehr oft ereifert sich die Verf. gegen die immer mehr um sich greifende Sitte oder vielmehr Unsitte des Tabakrauchens, der sie alle Uebel unsrer jetzigen Gesellschaft zuschreibt. Sie erklärt durch das Tabakrauchen der Herren die Absonderung der beiden Geschlechter von einander, die allgemeine „Salonscheu" der Herren, die sie eine geistige Wasserscheu nennt, so wie den Schrei nach Emancipation, der unter den Frauen sich erhoben, und den sie als eine schreckliche Abirrung vom Pfade der Natur bezeichnet. „Früher," sagt sie, „wirkten hier in Wien wie in Paris die Gesellschaften, die Soiréen nicht erschlaffend und abspannend, wie sie jetzt wirken sollen. Gebildete Frauen, geistreiche und gelehrte Männer, vielgereiste Fremde, Künstler ꝛc. versammelten sich in derselben. In lebhaften Gesprächen über interessante Gegenstände berührten sich die Geister, Witzfunken sprüheten; es war ein lebendiges Aufeinanderwirken der Geister, das oft Gedanken entwickelte, oder neue Gesichtspunkte aufstellte, — Gedichte wurden gelesen, die neuesten Erscheinungen in der Literatur besprochen, Kunstwerke vorgezeigt, zuweilen Musik gemacht. So waren die Abendunterhaltungen vor 30 Jahren in Wien und so waren sie auch, wie die Frau von Staël versichert, in Paris."

Auch über den öftern und nicht selten höchst grellen Wechsel der Moden in der Art sich zu kleiden, verbreitet und — ereifert sich die Verf. nicht selten, und merkwürdig ist für uns ihre Schilderung gewesen, wie die Freimaurer unter Kaiser Joseph mit großer Ostentation in die Oeffentlichkeit getreten. „Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Muffe mit dem blauen sammetnen Ueberschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Es gab alle Arten von Abtheilungen der Maurerei — Rosenkreuzer, Templer, Schottische Maurer ꝛc., und endlich sogar Illuminaten." Trotz ihrer Vorliebe für die vergangene Zeit, sieht sich die Verf. doch genöthigt, zu gestehen: „Daß es jetzt in vielem besser geworden; schon die größere Beobachtung des äußeren Anstandes ist dankenswerth; das häusliche Leben, die ehelichen Verhältnisse, die Kinderzucht, die Stellung der Kleinen gegen die Aelteren, sind besser und zweckmäßiger, so wie überhaupt der gesellschaftliche Ton feiner und geschliffener ist, und selbst aus den unteren Ständen sich das all zu Rohe und Derbe verloren hat ꝛc." —

Interessant ist die Schilderung der Verf., wie die Ideen der französischen Revolution sich in Wien zuerst mit auf dem Theater und zwar in den Ballets geltend machten, indem ein Herr Wigand mit einem Male die alte steife Kleidung beseitigte, seine Tänzerinnnen in Tricots erscheinen, bis dahin ungeahnte Tänze tanzen ließ und auf diese Weise mehr für die neuen Ideen wirkte, als man ahnte. —

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 41. 1844.

(Der Herzog und die Herzogin von Nemours.)

Der Herzog und die Herzogin von Nemours.

Die vorliegende Abbildung vereinigt die Portraits eines liebenswürdigen Fürstenpaares, des Herzogs und der Herzogin von Nemours: Ersterer, Ludwig Karl Philipp Raphael, zweiter Sohn des jetzigen Königs von Frankreich, ward zu Paris am 25. October 1814 geboren. Er besuchte nebst seinem älteren Bruder, dem Herzog von Orleans, dessen tragischen Tod wir in unserer Zeitschrift hinreichend besprochen haben, die gewöhnlichen öffentlichen Unterrichtsanstalten und betrat im Jahre 1832 die militairische Laufbahn. Drei Jahre später nahm er an der unglücklichen Expedition des Marschall Clauzel nach Constantine Theil, half aber im darauf folgenden Jahre (1837) unter Damremont durch die Eroberung der eben genannten Festung den erlittenen Verlust rächen. In diesem mörderischen Gefechte hatte der junge Prinz die Vorhut und der General Damremont empfing in seiner Nähe die Todeswunde durch eine feindliche Kugel. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wurde der Herzog von Nemours gleich nach beendetem Feldzuge zum Generallieutenant ernannt. Den 27. April 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Victoria Auguste Antoinette, der einzigen Tochter des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary, geboren den 14. Februar 1821.

Diese seine Gemahlin beschenkte ihn den 28. April 1843 mit einem Prinzen, welcher in der Taufe die Namen Ludwig Philipp Maria Ferdinand Gaston d'Orleans Graf von Eu erhielt.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

Auf einem Hügel am Clain in Poitou thront das Schloß La Seiglière, eine wahre Perle des Renaissancegeschmacks, und in ihm lebte als einziger Erbe eines Namens, der mit ihm verlöschen sollte, der letzte Marquis von La Seiglière wie ein Fürst; er jagte, aß und trank und that seinen Bauern Gutes, als plötzlich der Boden unter ihm bebte, als Vorzeichen von dem gewaltigen Unwetter, das die Welt erschüttern sollte. Der Marquis von La Seiglière achtete kaum darauf, denn er gehörte zu denen, welche von dem, was um sie her vorging, nichts gesehen und begriffen hatten, und von der Sturmflut der Revolution sich ereilen ließen, wie Kinder am Meeresstrande von der nahenden Flut. Ob er den Hirsch im Hochwalde verfolgte, oder auf den weichen Kissen seines Wagens neben seiner schönen Frau saß, mit seinen adeligen Nachbarn an der Tafel sich gütlich that, oder stolz vom Balcone herab seine Wiesen, seine Getreidefelder, seine Wälder, Häuser und Heerden überschaute, immer erschien ihm die bestehende Ordnung der Dinge so untadelhaft, daß ihm nicht einfiel, es könne anders sein. Gleichwohl gehörte er, weniger aus Klugheit, als weil es der gute Ton erforderte, zu der ersten Emigration, die eigentlich nur eine Lustreise war, denn man wollte nur den Sturm vorüberziehen lassen und warten, bis der Himmel wieder hell und blau geworden sei. Aber der Himmel verdunkelte sich mehr und mehr mit finstern Wolken und schon zuckten Blitze in denselben, schon rollte dumpf der Donner. Der Marquis sah deshalb allmälig ein, daß es wohl ernster werden und länger dauern könnte, als er sich anfänglich eingebildet hatte. Er kehrte demnach nach Frankreich zurück, raffte in Eile zusammen, was er von seinem ungeheueren Vermögen versilbern konnte, und begab sich sodann wieder zu seiner Frau, die am Rhein auf ihn wartete. Sie zogen sich in eine kleine Stadt Deutschlands zurück und lebten da in bescheidener Mittelmäßigkeit, die Marquise voll Grazie, Ergebung und rührender Schönheit, der Marquis voll Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft, bis er eines Tages erfuhr, daß eine Handvoll Taugenichtse so frech gewesen sei, die Heere der guten Sache zu schlagen, und einer seiner Pächter, Jean Stamply, sich erdreistet habe, den Park und das Schloß La Seiglière zu kaufen, und dieselben nun als rechtmäßiger Eigenthümer besitze.

So lange es Stamplys und La Seiglières gegeben hatte, waren Stamplys in den Diensten der La Seiglières gewesen, so daß die Familie Stamply sich mit Fug und Recht rühmen konnte, so alt zu sein, wie die Familie ihres Herrn. Von gewöhnlichen Jägern, die sie anfangs vom Vater zum Sohne gewesen, waren sie allmälig Pächter geworden und hatten durch Fleiß und Sparsamkeit sich nach und nach ein ziemliches Vermögen erworben. Wie groß dasselbe sei, wußte man so eigentlich nicht, aber man sagte immer, sie wären reicher als sie scheinen wollten, und man wunderte sich deshalb in der Gegend nicht, als Jean Stamply in der Versteigerung das Besitzthum seiner ehemaligen Herren erstand. Er wohnte aber nach wie vor auf seinem Pachtgute, blieb thätig und fleißig, kaufte in der Stille wohlfeil die Felder und Wiesen wieder zusammen, die in andere Hände gekommen waren, und als Frankreich endlich wieder aufathmete, zog er mit Frau und Sohn in das Schloß.

„Aber, Jean," sagte die Frau zu ihm, indem sie sich in dem öden Schlosse umsah und die Thränen aus den Augen wischte, „hier können wir nicht bleiben . . Ich schäme mich so schon unseres Reichthums, wenn ich bedenke, daß die liebe Frau Marquise vielleicht Noth leidet; wenn ich auch weiß, daß wir Alles durch unsern Fleiß gewonnen haben, so fühle ich doch gewissermaßen Gewissensbisse. Kommt Dir es nicht auch so vor, als sähen uns die Bilder da an der Wand erzürnt an und als wollten sie reden? Laß uns von dannen ziehen. Das Schloß ist nicht für uns gebaut worden; wir werden schlecht darin schlafen und es ist schon, glaube mir, zu viel für uns, wenn es uns an nichts fehlt, während die La Seiglières Noth leiden. Wir wollen in unser altes Haus zurückkehren . . Dort ist Dein Vater gestorben und Dein Sohn geboren; dort haben wir glücklich mit einander gelebt. Gott wird, wenn wir unsern Reichthum mit Bescheidenheit genießen, uns ohne Zorn ansehen und unsere Felder, wie unser Kind segnen."

So sprach die Frau, und als sie sah, daß ihr Mann sie nachdenkend anhörte, daß er nachgeben zu wollen schien, verdoppelte sie ihre Bitten und Vorstellungen; aber Stamply kämpfte das erste Gefühl bald nieder. Er hatte eine gewisse Erziehung erhalten und die neuen Ideen in sich aufgenommen. Uebrigens hatte er ein Kind, und die Kinder sind immer ein guter Vorwand zur Begünstigung und Bemäntelung der Selbstsucht und des übertriebenen Eigennutzes.

„Es ist Alles schön und gut," antwortete er endlich seiner Frau; „aber ein Schloß ist für den gebaut, der es bewohnt, und ich denke, wir haben das unsrige nicht gekauft, um unsere Rinder und Schafe darin einzusperren. Wenn unsere Herrschaft das Land verlassen hat, so ist es nicht unsere Schuld, auch haben nicht wir ihre Güter eingezogen, wir besitzen dieselben mit gutem Rechte . . Es giebt überhaupt keine Herren mehr; die Vorrechte und Titel sind abgeschafft, alle Franzosen sind gleich und frei, und ich sehe nicht ein, warum die Stamplys nicht eben so gut hier schlafen sollten, als die La Seiglières da geschlafen haben und wieder schlafen würden."

„Schweig, Stamply, schweig," antwortete die Frau; „achte das Unglück und beleidige die Familie nicht, welche zu allen Zeiten die Deinige ernährt hat."

„Ich beleidige Niemanden," erwiderte Stamply etwas verlegen; „ich sage nur, daß es in nichts anders werden würde,

wenn wir auch in unserem alten Hause blieben; nur die Ratten würden sich hier wohler befinden. Wir sind freilich nur Bauersleute; unsere Erziehung und unsere Stellung passen nicht zusammen, ich gebe das zu; aber bei unserem Sohne kann und muß das anders werden; wir haben die Pflicht, ihn so zu erziehen, wie es unserem Vermögen entspricht. Du würdest gar nicht klagen, wenn Du den Bernard mit dem Degen an der Seite und mit goldenen Epauletten sähest. Und ich begreife nicht, warum Du nicht eben so gut wie die Frau Marquise die Armen unterstützen könntest."

„Die Leute im Schlosse hatten immer etwas, Stamply, das uns fehlen wird; man kann ihnen wohl die Güter nehmen, aber dieses Etwas ist ihnen nicht zu entreißen."

„Es wird auch ohne dieses Etwas gehen; sie mögen es behalten und meinetwegen mag es ihnen auch recht gut dabei ergehen. Wir sind doch immer in unsern vier Pfählen und wir werden darin bleiben."

Und so geschah es . . Es war Frühjahr, das erste im neuen Jahrhunderte. Der kleine Bernard zählte höchstens acht Jahre, war aber einer der wildesten Knaben weit und breit. Stamply gedachte dem liebenswürdigen Sohne endlich einen Erzieher zu geben und sein Leben in Ruhe und Frieden zu verbringen; aber es stand geschrieben, daß dem nicht so sein sollte. Erstlich wollte der junge Stamply vom Lernen durchaus nichts hören; er erschöpfte bald die Geduld dreier Lehrer und Vater Stamply entschloß sich, den Sohn in eine Schule in Paris zu bringen. Die Trennung erfolgte unter großem Schmerz, denn Bernard war der Stolz und die Freude seiner Mutter; deshalb weinte sie auch heiße Thränen, und als sie ihn beim Abschiede in ihre Arme schloß, war es ihr, als würde sie ihn nie wieder sehen.

Die arme Mutter sollte ihr Kind wirklich nicht wiedersehen. Ihre Gesundheit hatte gelitten, und da sie an fortwährende Thätigkeit gewöhnt war, rieb das Nichtsthun im Schlosse sie auf. Den Tag über irrte sie wie ein ruheloser Geist in den Gemächern umher und Abends, wenn sie endlich eingeschlafen war, sah sie im Traume die Marquise von La Seiglière, die als Bettlerin an dem Schloßthore erschien und um Almosen bat. Nur Bernard hatte einiges Leben in das Schloß gebracht und als auch dieser fort war, fühlte sich die arme Frau von düsterer Schwermuth ergriffen. Ihr Mann bemerkte es lange nicht, denn er war selten im Schlosse, und befand sich immer im Freien, um überall selbst die Aufsicht zu führen. Endlich aber konnte ihm doch der Zustand seiner Frau, der Herrin des Schlosses, nicht länger entgehen.

„Was ist Dir?" fragte er sie da. „Bist Du nicht eine glückliche Frau? Was fehlt Dir? Sprich, was wünschest Du noch?"

„Ach," sagte die Frau, „ich sehne mich nach unserem sonstigen bescheidenen Leben zurück. Ich möchte, wie sonst, selbst die Kühe melken und Butter machen; ich möchte für die Leute kochen und meinen Bernard wiedersehen . . Weißt Du noch, Stamply, wie die Frau Marquise sich freute, wenn ich ihr frische Milch und fetten Rahm hierher brachte? Wer weiß, was die Arme jetzt leidet!"

„Dummes Zeug!" antworrete Stamply, „der Rahm ist überall gut und Du kannst mir glauben, daß es der Marquise an nichts fehlt. Der Marquis ist nicht mit leeren Händen ausgewandert, und ich möchte schwören, daß er mehr gutes Gold besitzt, als wir schlechtes Silbergeld; daß er sein Schloß, seinen Park und seine Felder nicht mit sich nehmen konnte, ist nicht unsere Schuld. Deinen Bernard wirst Du wiedersehen, denn er ist ja nicht gestorben. Meinst Du, daß es besser gewesen wäre, ihn hier zu behalten, wo er nichts that und nichts lernte, als im Sommer Vogelnester auszunehmen und im Winter alle Vorübergehenden mit Schneebällen zu werfen?"

„Du magst sagen, was Du willst, Stamply, unser Platz ist nicht hier, und es war ein böser Tag, als wir unsere bescheidene Wohnung verließen."

Stamply zuckte bei diesen Worten, die sich fortwährend wiederholten, die Achseln und entfernte sich in übler Laune. Aber es wurde immer schlimmer. Die Frau fragte sich endlich, ob wohl Alles so redlich zugegangen sei, wie man ihr erzählte, und ob wirklich das Schloß ihnen angehöre. Von dem Zweifel kam sie zur Ueberzeugung, von den Bedenklichkeiten zur Reue. Sie bildete sich ein, Stamply habe seine Herrschaft hintergangen und bestohlen, und dies wurde endlich eine fire Idee, die ihr keine Ruhe ließ, so daß Stamply sich genöthigt sah, die arme Frau einzusperren, da sie überall erzählte, ihr Mann sei ein Betrüger, und sie hätten nicht das Recht, im Schlosse zu wohnen, das eigentlich noch immer der „Herrschaft" angehöre. Sie starb endlich in diesem Zustande und ersuchte vorher noch dringend ihren Mann, der Familie La Seiglière das Schloß und Alles zurückzugeben, da er sich noch glücklich schätzen müsse, wenn er auf diese Weise seinen Kopf rette, und seine unsterbliche Seele von ewiger Verdammniß befreien könne.

Stamply besaß keinen eben starken Geist, und so kam es, daß ihn der Tod seiner Frau nicht blos betrübte, sondern ernstlich beunruhigte. Ob er gleich die Adeligen zu verachten schien, so behielt er doch immer eine gewisse Verehrung für die „Herrschaft," an deren Stelle er getreten war, und ob er gleich, selbst bei der strengsten Selbstprüfung, nichts fand, was er sich hätte zum Vorwurf machen können, so störte ihn doch sehr oft der Gedanke an den Marquis und dessen Gemahlin in seiner Ruhe. Allmälig verzog sich indeß dieser Trübsinn, der sich seines Geistes bemächtigt hatte, er setzte sein früheres Leben wieder fort und dachte nur noch an seinen Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 42. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

Im sechszehnten Jahre hatte der junge Stamply seine Erziehung beendigt und er kam zurück. Er war damals ein schöner, großer, schlanker junger Mann mit feurigem Herzen und glühendem Blicke, auf den die damalige ruhmerfüllte Zeit einen nicht geringen Einfluß übte. Bis dahin war das Leben auf dem Schlosse ganz dasselbe wie früher auf dem Pachtgute gewesen. Das wurde anders, als Bernard zurückkam. Da er nur eine dunkle Erinnerung von der Familie La Seiglière und von den Ereignissen hatte, durch die er reich geworden war, so konnte er seine Stellung ohne alle Gewissensscrupel genießen. Er jagte demnach, ritt, setzte die Leute durch die Pracht, die er in Allem entfaltete, in Erstaunen und brachte die alten Thaler der alten Stamplys schnell und geschickt unter die Leute, worüber der ehemalige Pächter sich nicht wenig freute, da er meinte, sein Sohn sei doch ganz wie ein großer Herr. Alles ging demnach vortrefflich, als eines Morgens Bernard zu seinem Vater kam und zu ihm sagte:

„Vater, ich habe Dich lieb, und ich sollte mich eigentlich glücklich schätzen, immer bei Dir zu sein, aber, nimm es mir nicht übel, ich langweile mich hier und möchte fort. Ich bin achtzehn Jahre alt, und es ist wirklich eine Schande, sein Pulver für Hasen zu verpuffen, wenn man es ruhmvoll für das Vaterland verwenden könnte. Alle Nächte sehe ich denn auch den Kaiser vor mir an der Spitze seiner Regimenter, und ich fahre oft aus dem Schlafe auf, weil ich die Kanonen donnern zu hören glaube. Die Zeit ist gekommen, in der mein Traum in Erfüllung gehen muß. Soll meine Jugend in Müßiggang vergehen? Wenn Du mich liebst, mußt Du auf mich stolz sein wollen. Weine also nicht, sondern freue Dich vielmehr über meinen Entschluß und gedenke nur meiner Wiederkehr. Ich komme als Oberster zurück, hänge mein Kreuz über Deinem Bette auf und erzähle Dir Abends von unsern Schlachten und Abenteuern."

Und er verließ den Vater wie das väterliche Schloß. Weder Vorstellungen, noch Thränen, noch Bitten vermochten ihn zurückzuhalten. Bald kamen Briefe von ihm, die wie Siegesbulletins lauteten, und die stets nach Schlachttagen geschrieben waren. Er war als Freiwilliger in ein Reiterregiment getreten, war Unteroffizier nach der Schlacht von Eßlingen, einen Monat später Offizier, nach der Schlacht von Wagram, und wanderte mit schnellen Schritten auf der Bahn des Ruhmes weiter. Er gehörte zu denen, bei welchen ein Jahr Praxis alle Exercitien und Manövers ersetzt. Jeder seiner Briefe war eine Hymne auf den Krieg und den Helden, den Gott desselben. Im Anfange des Jahres 1811 befand sich sein Regiment in Paris und Bernard benutzte einen Urlaub von einigen Tagen, um seinen alten Vater zu besuchen. Er sah in seiner Husarenlieutenantsuniform prächtig aus. Wie hob der blaue Dolman mit den silbernen Schnuren seine schlanke Taille heraus. Wie stolz stand ihm der braune Schnurrbart! Wie klirrten die Sporen! Der alte Stamply wurde nicht müde, ihn zu bewundern; er küßte ihm sogar die Hand, und er zweifelte fast, ob der schöne junge Held sein Sohn sei.

Wie die Sonne beim Untergange, so glänzte auch das kaiserliche Gestirn am hellsten, als ein Schauer des Todes durch Frankreich zuckte. Ein Heer von fünfmalhunderttausend Mann, in welchem Frankreich 270,000 seiner kräftigsten Söhne zählte, war über den Niemen gegangen, um in dem eisigen Schooße Rußlands — England zu verwunden. Das Regiment Bernards gehörte zu der Reservecavalerie unter Murat. Im Schlosse empfing man einen Brief aus Wilna, dann einen anderen, in welchem Bernard meldete, er sei zum Rittmeister ernannt worden, darauf einen dritten und dann nichts mehr. Tage, Wochen, Monate vergingen ohne Nachricht. Man erfuhr blos, daß eine Schlacht, die schrecklichste in der neueren Zeit, in den Ebenen von Moskau geschlagen worden sei, und daß der Sieg der französischen Armee zwanzigtausend Mann gekostet habe. Zwanzigtausend Todte und keinen Brief! Der Kaiser war in Moskau, aber von Bernard kam kein Brief. Doch hoffte Stamply noch immer; er meinte, es sei so weit von dem Schlosse Seiglière bis nach Moskau, und der Postenlauf zwischen diesen beiden Punkten dürfte, namentlich in Kriegszeiten, nicht eben sehr regelmäßig sein. Aber es verbreiteten sich allmälig schlimmere Gerüchte, diese dumpfen Gerüchte verwandelten sich bald in einen Schrei des Entsetzens und das trauernde Frankreich zählte verzweifelnd die Ueberreste seiner Legionen. Was geschah da in dem Schlosse? — Was leider in allen den armen Herzen ge-

schah, welche einen Sohn in jenen Reihen suchten, die die Kälte und die Kugeln so sehr gelichtet hatten. Stamply hatte sich entschlossen, sich an das Kriegsministerium zu wenden, um das Schicksal Bernards endlich zu erfahren, und die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Bernard war in der Schlacht an der Moskwa geblieben.

Der Schmerz tödtet nicht, und so hielt sich auch der alte Stamply aufrecht. Aber er alterte in einigen Monaten um zwanzig Jahre, und er schlich eine Zeitlang in einem an Blödsinn grenzenden Zustand umher. Er lief bei Sonnenschein und Regen gar häufig unter freiem Himmel umher und auf seinen Lippen lag jenes Lächeln, das schrecklicher ist als die Thränen. Als er endlich aus diesem Zustande sich wieder aufraffte, machte der gute Mann eine Bemerkung, die ihm bis dahin nicht in den Sinn gekommen war, daß er nämlich weder Freunde, noch Verwandte um sich habe, und daß er ganz allein stehe; er glaubte sogar zu ahnen, daß er in der Umgegend ein Gegenstand der Verachtung sei. Und das war er allerdings schon seit mehreren Jahren. So lange die Schreckenszeit gedauert hatte, so lange Stamply bescheiden auf seinem Gütchen geblieben war, hatte man auf sein Vermögen und seine fortwährenden Gutskäufe nicht besonders geachtet; als aber ruhigere Tage auf jene stürmische Zeit folgten, als der ehemalige Bauer das Schloß bezog, fing man an, große Augen zu machen; als endlich die Wappen und Titel wiederum an der Oberfläche erschienen, gleich Trümmern nach einem Sturme, erhob sich von allen Seiten her gegen den unglücklichen Schloßherrn ein allgemeines Geschrei von Beleidigungen und Verläumdungen. Einige meinten, er habe seinen Herrn bestohlen, ruinirt, vertrieben; andere meinten, er sei der geheime Agent des Marquis und der Marquise gewesen, habe aber das Vertrauen derselben gemißbraucht, und weigere sich nun, die Güter und das Schloß zurückzugeben, die er mit dem Gelde der Familie La Seiglière gekauft. Die guten Seelen, die im Jahre 1793 mit Vergnügen den Marquis hätten köpfen sehen, wußten jetzt nur Gutes von ihm zu erzählen und beweinten seine Verbannung. Selbst in den Augen der ehrlichen Leute war die Rechtlichkeit Stamplys wenigstens zweifelhaft. Das traurige Ende der guten Frau, die Gewissensbisse, welche sie in ihren letzten Tagen kund gegeben hatte, schienen die beleidigendsten Annahmen zu unterstützen; selbst die Lebensweise, welche Bernard während seines Aufenthaltes bei seinem Vater geführt, hatte den Neid vollends aufgebracht. Ja sogar der Tod des jungen Mannes diente als Vorwand zur Beleidigung, denn man erkannte in ihm eine Wirkung des göttlichen Zornes, eine wohlverdiente, wenn auch noch viel zu milde Strafe. Statt also Stamply zu beklagen, schmähte man ihn, statt Theil zu nehmen an seinem Schicksale, wies man höhnend auf den Tod seines Sohnes hin.

So lange Bernard gelebt, hatte Stamply in seiner Freude und seinem väterlichen Stolze die Schande, die auf ihm lastete, nicht nur nicht bemerkt, sondern nicht einmal eine Ahnung von den beleidigenden Reden gehabt, welche man über ihn führte. Erst nach dem Tode seines Sohnes, der seine Welt gewesen war, warf Stamply einen traurigen Blick hierhin und dorthin, fand aber keine Freundeshand, kein mitfühlendes Herz, kein wohlwollendes Gesicht, und machte so endlich die Bemerkung, daß gewissermaßen ein Sanitätscordon um ihn gezogen sei. Seine Bauern und Pächter haßten ihn, weil er aus ihrer Mitte sich emporgeschwungen hatte, und seine adeligen Nachbarn wendeten sich von ihm ab und erwiederten seinen Gruß nicht .. So ging er endlich gesenkten Hauptes, die Augen voll Thränen, einher. Sein Geist, der unter der doppelten Last des Kummers und des Alters sich bereits sehr gebeugt hatte, sank unter der allgemeinen Verachtung noch mehr zusammen und sein Gewissen, das nie ganz ruhig gewesen war, fing an, ihn sehr zu peinigen. Kurz, er lebte in seinem Schlosse, mitten in seinen weitläufigen Besitzungen, allein, elend und verbannt.

2.

In der Nähe von La Seiglière steht das kleine Schloß Vaubert, halb hinter Eichen versteckt; es sah aber nicht immer so melancholisch aus wie jetzt. Ehe die Revolution darüber hingeschritten, war es ein großes Schloß mit Thürmen und Bastionen, Zugbrücken und Gräben, eine wahre Feste. Auch die Felder und Wälder, die umherlagen und seit undenklicher Zeit die Baronie Vaubert bildeten, standen weder an Umfang, noch an Fruchtbarkeit denen von La Seiglière nach. La Seiglière und Vaubert waren die Herren des Landes. Auch hatten die beiden Häuser, einige zwischen so vornehmen Nachbarn unvermeidliche Rivalität abgerechnet, stets in guter Freundschaft mit einander gelebt, die in der letzten Zeit durch die gemeinsame Gefahr noch inniger geworden war. Beide wanderten an einem Tage aus, zogen auf einer Straße dahin und wählten im Auslande einen und denselben Aufenthaltsort, um im Unglücke vertrauter nebeneinander zu leben, als sie im Glücke gelebt hatten. Wie der Marquis hatte v. Vaubert seine Frau bei sich und überdies einen Sohn, der noch ein Knabe war, und erst in der Verbannung heranwachsen sollte.

Diese Patrizier, die man so hart geschmäht hat, zeigten aber doch in der Prüfungszeit, daß sie das Unglück zu ertragen wußten, wie sie nie das Glück zu tragen verstanden hatten. Diese an den Luxus und die Weichlichkeit gewöhnten, meist leichtfertigen Menschen fanden in den Tagen des Unglücks unerwartete Energie und Ergebung. So richtete sich auch die kleine Colonie, von der wir sprachen, in ihrer Armuth wohlgemuth ein, und fing an, mit liebenswürdiger Philosophie zu leben. Das Haus, das die beiden Familien gemeinschaftlich bewohnten, stand in der Vorstadt und hatte zwei Flügel neben dem Hauptgebäud ; der eine hieß Schloß Vaubert, der andere Schloß La Seiglière. Am Tage machte man einander Besuche nach den Gesetzen der Etikette; Abends kam man in dem gemeinschaftlichen Saale zusammen. Ein Jedes brachte zu diesen kleinen Gesellschaften seine vollendete Artigkeit mit; die Frau von Seiglière und die Frau von Vaubert fügten den Reiz ihrer Anmuth und ihrer

Schönheit hinzu. Man tröstete einander durch Witzwörter und rächte sich durch Spott; bis zum Zorne kam man niemals. So viele Philosophie konnte allerdings nur auf vielen Illusionen und auf gänzlicher Verkennung der Thatsachen beruhen, und dies war denn auch im Allgemeinen das Geheimniß jenes Muthes, jener Energie und Ergebung, welche wir eben an ihnen rühmten. Man glaubte noch immer, das große Werk, welches vollendet wurde, sei nichts als eine blutige Parade einer Mörderbande, und man erwartete von Monat zu Monat, Frankreich gezüchtiget und wieder auf den rechten Weg geführt zu sehen. Der Sturz ihrer Hoffnungen wandelte indeß die Stimmung gewaltsam um. Sobald diese Kinder, die keck mit der Verbannung gespielt hatten, einsahen, daß das Spiel sehr ernst werde, daß die Verbannung sie fest beim Worte nehme, dachten mehrere ernstlich an die Rückkehr nach Frankreich, entweder um an den Intriguen der royalistischen Partei Theil zu nehmen, die sich in den Sectionen zu Paris zu rühren begann, oder um einen Versuch zu machen, die Trümmer ihres Vermögens zusammenzuraffen. Der Baron von Vaubert gehörte zu den letztern. Er hatte eigentlich die Auswanderung nie recht ernstlich genommen, seine Frau hatte ihn gegen seinen Willen mit fortgezogen, und er blieb dabei, daß er mit einiger Geschicklichkeit seinen Kopf und seine Güter hätte behalten können. Der Marquis von La Seiglière dagegen hatte aus Eigensinn oder Charakterfestigkeit erklärt, er werde nur mit den rechtmäßigen Herrschern nach Frankreich zurückkehren. Vaubert reiste also allein ab und versprach, je nach dem Resultate seiner Schritte und dem Gange der Ereignisse entweder zu seiner Frau und seinem Sohne zurückzukehren, oder dieselben zu sich zu berufen.

Vaubert fand sein Schloß zerstört, die Gräben ausgefüllt, die Wappenschilder zerschlagen, seine Felder verkauft. Er war unter falschem Namen zurückgekommen, erlangte endlich seine Ausstreichung aus der Emigrantenliste und nahm seine Titel wieder an, sobald die hohen Classen der Gesellschaft sich von neuem zu bilden begannen. Baron also war er noch, und es kam nur darauf an, die Baronie wieder zu erhalten. Der Zeitpunkt war glücklich gewählt. Wenn in jener Zeit des Verderbens die alten Vermögen zusammenbrachen wie die Schlösser, so schossen dafür auch neue auf wie Pilze nach einem Gewitterregen. Es war Platz für jeden Ehrgeiz; die Muthigen bereicherten sich in einem Tage durch glückliche Speculationen und nur der Staat war eigentlich arm. Vaubert ließ sich mit der abenteuerlichen Keckheit der Leute, die nichts zu verlieren haben, in Geschäfte ein; er wollte durchaus sein Erbe wieder erlangen. Indessen vergingen Jahre, ohne daß das Glück seine Bestrebungen krönte, und erst 1810 konnte er den Ueberrest seines Schlosses zurückkaufen. So weit war er, als der Tod ihn überraschte, nachdem er eben geschrieben hatte, um seine Frau und seinen Sohn zurückzurufen, die er seit funfzehn Jahren nicht gesehen hatte.

Was war unterdeß in der Verbannung geschehen? Der Marquis war alt geworden; die Frau von Vaubert war nicht jung mehr; ihr Sohn Raoul stand im achtzehnten Jahre; als er zehn Jahre gezählt, hatte die Frau von Seiglière eine Tochter geboren und dabei den Tod gefunden. Der Brief Vauberts bestimmte die Baronin, sofort abzureisen. Die Trennung war schmerzlich. Trotz der Verschiedenheit der Jahre liebten sich die beiden Kinder zärtlich. Die Frau von Vaubert und der Marquis von La Seiglière waren durch die Gewohnheit und das Unglück verbunden. Einige böse Zungen hatten behauptet, sie hätten einander gegenseitig in ihrem Wittwenstande getröstet; aber an diesen albernen Reden ist nichts Wahres. Allerdings empfanden sie großen Schmerz, als die Trennung heranrückte und die Baronin wollte den Marquis und dessen Tochter durchaus mitnehmen; sie versprach, daß sie in Vaubert gerade so leben würden, wie im Auslande, und ließ die Hoffnung einer einstigen Verbindung zwischen Helene und Raoul durchblicken. Der Marquis verheimlichte sich nicht, daß eine solche Verbindung seine liebsten Wünsche krönen würde. Er nahm den Vorschlag an und die beiden Kinder waren von diesem Augenblicke an verlobt. Dagegen weigerte er sich entschieden, mit nach Frankreich zurückzukehren und in Vaubert zu wohnen. Seine Ideen hatten sich in den zwanzig Jahren nicht im mindesten verändert. Er konnte es dem Baron nicht verzeihen, daß er seinen Namen durch Uebernahme von Lieferungen für die Armee befleckt, und war nicht der Mann, der ein auf solche Weise gewonnenes Vermögen theilte. Auch würde er um keinen Preis eingewilliget haben, so in der Nähe auf dem alten Throne Frankreichs einen Usurpator und die Güter der Seiglière in den Händen eines seiner Pächter zu sehen. In seinen Augen waren Bonaparte und Stamply zwei Räuber, die er ganz in eine Linie stellte; den einen nannte er den Stamply der Bourbons, den andern den Napoleon der La Seiglières. Er hielt übrigens fest an seiner Hoffnung auf die Zukunft, welche die Monarchie wiederherstellen und deren Dienern ihre Güter, Rechte und Privilegien zurückgeben würde, und wollte Frankreich deshalb durchaus nicht eher wieder betreten, bis die Stamplys aller Art daraus vertrieben wären, die einen mit Stockschlägen, die andern mit Kanonenschüssen.

Die Rückkehr der Baronin von Vaubert war eine Reihe von schmerzlichen Täuschungen. Nach dem Briefe ihres Mannes, der keine Einzelnheiten enthielt und der bis dahin den Erfolg seiner Unternehmungen stets übertrieben, hatte die Baronin sich eingebildet, sie würde ihr Schloß so ziemlich in dem Zustand wiederfinden, in welchem sie dasselbe verlassen, mit allem, was dazu gehörte. In Poitiers schon wunderte sie sich nicht wenig, als sie dort ihren Mann, dem sie den Tag ihrer Ankunft gemeldet hatte, nicht mit einem Wagen mit ihrem Wappen erscheinen sah. Vaubert hatte einen guten Grund für sein Nichterscheinen, aber die Baronin ahnete nichts davon. Da sie sich sehnte, sobald als möglich auf eigenem Grund und Boden zu wandeln, so nahm sie den Arm ihres Sohnes und beide gingen auf dem Fußwege hin, der sie nach Vaubert führen sollte. Man müßte selbst zwanzig Jahre in der Verban-

nung gelebt haben, um mit fühlen zu können, was die Frau empfand, als sie die Luft ihrer Heimath athmete und in der Gegend wandelte, wo ihre schönsten Jugendjahre vergangen waren. Ihr Busen hob sich ungestüm und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Raoul, den keine Erinnerungen an diesen Ort knüpften, theilte zwar die Rührung seiner Mutter nicht, aber Stolz und Freude füllten sein Herz bei dem Gedanken, daß das Schloß, die Wälder, die Felder und Wiesen, die er so oft in seinen Träumen gesehen, da vor ihm lägen und nun wirklich sein Eigenthum wären. Während sie dahinschritten, zeigte die Baronin ihm den Ozean von Grün, der sich vor ihren Augen ausbreitete und sagte mit stolzem Selbstgefühl: „Dies Alles ist Dein, mein Sohn." Sie freuete sich des Beifalls dieses Sohnes, erwartete aber das Meiste erst dann, wenn sie ihn in das gothische Schloß seiner Ahnen einführen würde. Einigermaßen wunderte sie sich allerdings, daß ihr weder ihr Gemahl, noch eine Deputation von Pächtern und jungen Mädchen zur Feier ihrer Rückkehr entgegenkomme; aber wie groß war das Staunen der Baronin, als sie nach einer Biegung des Weges die — Ueberreste ihres Schlosses erblickte und Raoul sie fragte, was für ein Haus das sei, das sie so aufmerksam betrachte. Anfangs wollte sie ihren Augen gar nicht glauben; sie ging aber mit minder festem Schritt und minder frohem Herzen weiter. Ach, es war nur zu wahr, das Schloß war nur noch ein verstümmelter Körper, der seine Wunden unter einem Leichentuch von Epheu verbarg. Die Wälle waren in Gemüsegärten umgewandelt; die Kapelle existirte nicht mehr; die Thürmchen waren verschwunden, die Vorderseite fiel in Trümmer. Und kein Diener auf der Schwelle des Thores! Kein Flintenschuß, kein Bouquet, nicht einmal eine Anrede! Rund umher die Einsamkeit und Stille des Grabes. Die Baronin ging weiter, und ihr Sohn fragte wiederholt: „Wo sind wir? Wohin führst Du mich, Mutter?" Sie antwortete nicht. Als sie endlich in das zertrümmerte Haus eintrat, versagten ihr die Füße fast den Dienst, und das Herz erstarb ihr fast in der Brust. Im Innern sah das Schloß noch verwüsteter aus. Die Fußböden waren verfault, die Tapeten von Damast und Leder abgerissen, die Gemälde und die gothischen und Renaissance-Möbels verschwunden, alle Zimmer und Säle kalt, öde, leer, alle Wände nackt und kahl; nur hier und da an den Decken zeigte sich noch eine Spur von Vergoldung, und an den Fenstern hingen hier und da einige vergessene und verschossene seidene Fetzen. — „Wo sind wir, Mutter?" fragte Raoul, indem er sich verwundert umsah. Sie ging aus einem Zimmer in das andere und antwortete nicht. Endlich, als sie überall vergebens eine lebendige Seele unter allen diesen Trümmern gesucht hatte, fand sie in der Küche einen alten Diener, der an dem Kamine eingeschlafen war. Sie schüttelte ihn heftig am Arme und rief mehrmals stolz und gebieterisch: „Wo ist Herr von Baubert? —

„Herr von Baubert, Madame?" antwortete der Alte, indem er sich die Augen rieb; „der liegt auf dem Gottesacker."

„Du bist ein Narr, alter Mann," entgegnete die Baronin hitzig, die sich kaum noch beherrschen konnte. „Was soll er auf dem Gottesacker?"

„Er thut da, Madame," antwortete der alte Diener, „was ich eben hier that; er schläft, aber noch fester als ich."

„Todt!" rief die Baronin aus.

„Und begraben seit einem Monate," antwortete der Alte ruhig. Erst nach dem Schrei, den sie ausstieß, sah er die Fremde aufmerksamer an, und da erkannte er die Frau von Baubert, denn er war auch sonst ein Diener im Hause gewesen. Alter und Gebrechen hatten ihn fast blödsinnig gemacht. Er erzählte, wie der Baron, nachdem er das Schloß und zwei kleine Gütchen zurückgekauft gehabt, gestorben sei, ehe er Zeit gefunden, die Ausbesserungen und Verschönerungen vornehmen zu lassen, welche das Schloß hätten in Stand setzen sollen, die Baronin und deren Sohn aufzunehmen. Die Frau von Baubert war wie vom Blitze getroffen, und Raoul konnte kaum glauben, was er sah und hörte. Er schlief endlich vor übergroßer Müdigkeit auf einem Stuhle ein und die Baronin verbrachte die Nacht in dem einzigen leidlichen Bette, das sich noch in dem Hause befand. Am anderen Morgen, nachdem sie aufgestanden war, begegnete sie ihrem Sohne, der traurig in dem Schlosse seiner Ahnen umherging. Sie sahen einander an, ohne ein Wort zu sprechen. Zwar suchte die Baronin noch immer über ihre Lage sich zu täuschen, aber als man den Nachlaß prüfte, mußte sie anerkennen, daß, entweder weil der Baron auf der einen Seite immer wieder verthan, was er auf der andern gewonnen, oder weil er sich selbst über das Resultat seiner Unternehmungen getäuscht hatte, die Erbschaft sich auf das Schloß, wie es nun eben war, auf zwei kleine Meiereien und eine Summe von 50,000 Frcs. beschränkte, die der Baron bei seinem Notar niedergelegt hatte. So lebten sie denn bescheiden fort, wie sie in der Verbannung gelebt hatten.

Die Frau von Baubert sollte noch andere, nicht minder schmerzliche Täuschungen erfahren. Je länger sie auf dem Boden lebte, den die Pflugschar der Revolution völlig umgestürzt und ins Unendliche getheilt hatte, um so mehr beobachtete sie, was in dem damals großen, ruhmbedeckten Frankreich vorging, um so mehr studirte sie das Land, sah, daß das neue Eigenthum bereits durch jahrelangen Besitz geweiht war, und sich auf das gemeine Recht stützte, und fühlte nun die ganze Leere und die ganze Nichtigkeit der Illusionen der Ausgewanderten.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 43. 1844.

Statue König Wilhelms IV. von England.

Die Statue König Wilhelms IV. von England (geb. 1765, gest. 1837), des Vorgängers der jetzigen Königin Victoria, in London, wird noch im Laufe dieses Jahres am Ende der König Wilhelms-Straße unweit von der London-Brücke, mit dem Gesicht nach letzterer gerichtet, aufgestellt werden. Am 14. August hatte bereits eine ziemliche Anzahl von Arbeitern die Ausgrabung begonnen, die Grundsteinlegung sollte im September stattfinden und hat wahrscheinlich bereits stattgefunden. Die Idee, dem zuletzt verstorbenen König eine Statue zu errichten, ist

(Statue König Wilhelms IV. von England.)

ausschließlich von den Londoner Bürgern ausgegangen. Der Entwurf dazu ist das Werk Herrn Richard Kelseys und die Ausführung wurde Herrn Samuel Nixon anvertraut, welcher sich durch die von ihm gefertigte, in der Schule der City von London aufgestellte Bildsäule des John Carpenter, so wie durch die, die vier Jahreszeiten vorstellenden, im Saale der Goldschmiedeinnung befindlichen Statuen einen Namen gemacht hat. Das Material, woraus die Statue besteht, ist Granit, — zu einem kostspieligeren würde die zusammengebrachte Summe, 2600 Pfd. Sterl., nicht ausgereicht haben — und gerade dadurch wird sie besondere Aufmerksamkeit erregen, indem es Herrn Nixon gelungen ist, dieser harten Steinart jene zarte Oberfläche und Politur zu verleihen, wodurch sich die altegyptischen aus dem nämlichen Material bestehenden Kunstwerke auszeichnen. Der treffliche Künstler spart weder Zeit noch Mühe, um ein Londons würdiges Denkmal zu Stande zu bringen, er fertigte zunächst ein Modell in voller Größe, ahmte dieses dann in Portlandstein nach und führte nach letzterem die Granitstatue selbst aus. Der Erfolg entspricht vollkommen den Erwartungen, wozu Herrn Nixons Geschicklichkeit im Voraus berechtigte. Die Statue mißt nebst Piedestal hundertundvierzig Fuß und kann vermöge ihres Standorts am anderen Ufer der Themse gesehen werden. Nach einem sonderbaren Zufalle kommt sie gerade auf die Stelle zu stehen, welche ehemals die alte durch Shakspeare der Vergessenheit entrissene Schenke zum Wildschweinskopfe einnahm. Die Figur des Königs ist aus zwei ungeheueren Granitblöcken gebildet, von denen der größere dreißig und der andere funfzehn Tonnen (à 20 Centner) wiegt. Die Aehnlichkeit soll vollkommen sein. Das gewählte Costüm ist dasjenige, welches der Monarch besonders liebte, die Admiralsuniform, über welche der Staatsmantel geworfen ist, dessen Falten von vorzüglicher Sorgfalt und großem Fleiße in der Ausführung zeugen. Das einfache Fußgestell, um welches sich ein Kabeltau schlingt, ist ebenfalls aus Granitblöcken zusammengesetzt, die in drei Reihen geordnet sind. Die unterste aus fünf Granitblöcken bestehende Lage ist mit einem schön gearbeiteten Kranze von Eichenlaub und Eicheln verziert. Am Fuße der Bildsäule sollen vier Kandelaber errichtet werden. Die feierliche Enthüllung wird jedenfalls am nächsten Lord Mayorstage statthaben.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

Die Frau von Vaubert begriff, daß selbst die Rückkehr der Bourbons, wenn sie auch Vieles bessern würde, durchaus nicht auch den Marquis von La Seiglière in seine Besitzungen wieder einführen würde, denn sie wußte nun, daß Napoleon, auf dem Gipfel seiner Macht, minder fest auf seinem Throne sitze, als das Vermögen des Stamply auf dem Berge ruhe, und daß man wohl den einen mit Kanonenschüssen vertreiben könnte, ohne daß es deshalb erlaubt sei, den anderen mit Stockschlägen zu verjagen. Diese Gedanken waren Ursache, daß die Frau von Vaubert nicht mehr so gern an die Heirath dachte, welche zwischen ihrem Sohne und dem Fräulein von La Seiglière verabredet worden. Raoul konnte wohl auf eine reiche Heirath Anspruch machen, welche das Vermögen der Familie wieder herstellte. Die Baronin beschäftigte sich mit solchen Gedanken täglich eifriger und die Frau von Vaubert, die sich anfangs sehr zurückgezogen gehalten und nur mit dem Theile des Adels Umgang gehabt hatte, welcher noch immer schmollte, dachte endlich ernstlich daran, sich dem Glücke des Kaiserreiches anzuschließen, und für ihren Sohn irgend eine einträgliche „Mißheirath" zu suchen, als man plötzlich erfuhr, daß der kaiserliche Adler in Rußland den Todesstreich erhalten habe und die Blitze des Krieges nur noch in zerschmetterter Klaue halte. Da hielt es die Baronin für klug, noch zu warten, und, ehe sie einen entscheidenden Schritt thue, zuzusehen, welche Seite das Unwetter treffen würde, das man bereits an allen Theilen des Horizonts grollen hörte. Um diese Zeit erhielt, wie man sich erinnern wird, Stamply die Nachricht von dem Tode seines Sohnes. Das Gerücht gelangte auch zu der Frau von Vaubert, die darin eine gerechte Strafe des Himmels sah und weiter nicht daran dachte. Sie haßte diesen Stamply persönlich und auch im Namen des Marquis, sprach nur mit Verachtung von ihm und die übertriebenen Schilderungen, welche sie von der Lage des Herrn von La Seiglière und dessen Tochter verbreitet, hatten nicht wenig dazu beigetragen, den Zorn und die Verwünschungen der ganzen Umgegend auf den armen Teufel von Stamply zu richten. So standen die Sachen, als eines Abends Alles plötzlich eine neue Gestalt annehmen zu müssen schien.

Die Frau von Vaubert saß an einem offenen Fenster und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein. Sie sah betrübt und neidisch nach dem Schlosse La Seiglière hinüber, dessen Fenster in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne glühten. Sie überschaute gleichzeitig die reichen Meiereien, welche um das Schloß umherlagen, und in der Bitterkeit ihres Herzens bedachte sie, daß dieses Schloß, dieser Park und alle diese Ländereien einem Bürgerlichen, einem — Bauer gehörten. Raoul überraschte sie so. Er setzte sich neben seine Mutter nieder und sah schweigend wie sie über die Landschaft hin. Lange schon zehrte eine düstere Melancholie an dem jungen Manne. Da er keine Neigung zu den Studien hatte, die allein seine Armuth hätten erfreuen können, so rieb er seine Jugendkraft in fruchtlosem Bedauern, in ohnmächtigen Wünschen auf. An diesem Abende war er auf einem einsamen Spaziergange einer fröhlichen Schaar junger Herren begegnet, die unter Hörnerklang mit ihren Hunden nach der Stadt von der Jagd zurückkehrten. Er lehnte sich jetzt traurig auf dem Stuhle zurück, stützte die Stirn in die Hand und Frau von Vaubert sah zwei Thränen über die abgehärmten Wangen ihres Sohnes rinnen.

„Mein Sohn! Mein Kind! Mein Raoul!" sprach sie, indem sie ihn an ihr Herz zog.

„Ach, Mutter," entgegnete der Jüngling bitter, „warum hast Du mich getäuscht? Warum hast Du mich mit eitelen thörigten Hoffnungen gewiegt? Warum nährtest Du mich von Kindheit an mit unsinnigen Träumen? Warum zeigtest Du mir in unserer Armuth den zauberischen Inselstrand, den ich nie betreten werde? Warum erzogst Du mich nicht in der Liebe zu der Mittelmäßigkeit? Warum bemühtest Du Dich nicht, meine ehrgeizigen Wünsche zu beschränken? Warum lehrtest Du mich nicht frühzeitig die Demuth und Ergebung, welche sich für unsere Lage ziemen? Es wäre Dir so leicht gewesen!"

Die Frau von Vaubert antwortete auf diese wohlverdienten Vorwürfe nur dadurch, daß sie den Kopf sinken ließ, als

draußen ein Geschrei ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie stand auf, trat auf den Balcon und erkannte auf der Brücke über den Clain den alten Stamply, der durch eine Schaar Knaben mit Steinwürfen verfolgt wurde. Der alte Mann entfloh so schnell, als er es vermochte. Die Frau von Vaubert sah ihm lange nach und versank dann wieder in ihre Gedanken. Lächelnd stand sie endlich wiederum auf. Was war geschehen? Was hatte sich ereignet? Weniger als nichts — ein Gedanke war ihr gekommen; aber dieser Gedanke genügte, Alles umzugestalten.

3.

Einige Tage darauf nahm Frau v. Vaubert den Arm ihres Sohnes, wanderte mit ihm an das andere Ufer des Clain, blieb einige Augenblicke an dem Parkthore des Schlosses stehen und trat endlich hinein.

„Was thust Du, Mutter?" rief Raoul aus, der sich vergebens bemüht hatte, sie zurückzuhalten; „fürchtest Du nicht, den Marquis und dessen Tochter zu beleidigen, wenn Du den Fuß hierher setzest?"

„Komm nur, mein Sohn; es ist keine Beleidigung des Marquis, wenn ich in diesem Schatten die Erinnerungen aufsuche, welche er da zurückgelassen hat. Der alte Stamply scheint zu dieser Zeit regelmäßig auszugehen, wir werden also mit ihm nicht zusammentreffen. Uebrigens muß ich Dir auch gestehen, mein Sohn, daß ich von meinen Vorurtheilen einigermaßen zurückgekommen und zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß der Mann den Haß und die Verachtung nicht verdiene, welche auf ihm lasten."

Sie gingen langsam weiter und standen bald Stamply gegenüber, der ebenfalls in seinem Parke spazieren ging. Raoul machte eine Bewegung, als wollte er sich entfernen, die Baronin aber hielt ihn zurück und trat auf den Schloßbesitzer zu, der nicht wußte, wodurch er sich die Ehre dieses Besuches erklären sollte und sich in Begrüßungen erschöpfte.

„Verzeihen Sie," sagte die Baronin zu ihm, „daß ich mir die Freiheit nahm, Ihr Besitzthum zu betreten. Dieser schöne Schatten weckt aber so süße Erinnerungen in mir, daß ich dem Wunsche, ihn wieder zu sehen, nicht länger widerstehen konnte.

„Ich habe Ihnen vielmehr zu danken, statt zu verzeihen," antwortete der alte Stamply, welcher die Baronin sogleich erkannt hatte. „Es ist die größte und die einzige Ehre," setzte er traurig hinzu, „welche diesem Orte geworden ist, seit ich ihn bewohne."

Es war wirklich das erste Mal, daß er so vornehme Gäste bei sich sah und daß er so artige und so wohlwollende Worte hörte. Wie wurde ihm endlich, als er gar den Arm der Baronin auf seinem Arme fühlte und sie mit lieblichem Lächeln und in fast vertraulichem Tone zu ihm sagte: „Herr Stamply, geleiten Sie mich."

Sie gingen Arm in Arm in den Alleen hin, sie gelangten an das Schloß und traten hinein. Sie sprachen von der Familie La Seiglière und die Baronin erzählte, daß der Marquis eine junge schöne Tochter besitze. Sie lud Stamply ein, sie in dem Schlosse Vaubert zu besuchen und wußte den alten Mann so zu umstricken, daß sie nach einigen Wochen an den Marquis, ihren alten Freund, schreiben konnte:

„Stamply wird von Gewissensbissen gepeinigt, steht ohne Kinder, ohne Freunde, ohne Familie in der Welt und wartet nur auf Ihre Rückkunft, um Ihnen Ihre Güter zurückzugeben. Kommen Sie also. Der Unglückliche verlangt als Preis für seine Rechtlichkeit weiter nichts, als daß wir ihn etwas lieben; wir wollen ihn sehr lieben. Gedenken Sie des Ausspruchs Heinrichs IV.: Paris ist wohl eine Messe werth."

Einen Monat später kehrte der Marquis von La Seiglière wirklich, wenn auch geräuschlos, zurück. Stamply empfing ihn an dem Thore des Parkes und überreichte ihm, statt des Schlüssels auf einem silbernen Teller, eine Schenkungsurkunde, die in rührenden Worten abgefaßt war und in welcher er, der Schenkende, sich vor dem Beschenkten gewissermaßen demüthigte.

„Herr Marquis," sagte er zu ihm, „Sie sind auf Ihrem Grund und Boden."

Die Anrede war kurz, der Marquis fand sie aber vortrefflich. Er steckte das Actenstück ein, das ihn wiederum zum Besitzer aller seiner Güter machte, umarmte Stamply, nahm den Arm desselben und begab sich, gefolgt von seiner Tochter, die zwischen der Baronin von Vaubert und Raoul ging, in sein Schloß, als kehrte er von einem Spaziergange zurück.

4.

Anfangs ging alles gut und die ersten Monate verwirklichten alle Versprechungen, welche die Frau von Vaubert dem alten Stamply gegeben hatte. Ja, die Wirklichkeit übertraf sogar die Hoffnungen des Greises, Am 25. August, dem Namenstage des Königs, hatte Herr von Seiglière einige Freunde um sich versammelt und Stamply saß zwischen dem Marquis und dessen Tochter; beim Dessert wurde seine Gesundheit gleich nach der des Königs getrunken. Er speisete alle Tage an der Tafel des Marquis, meist in Gesellschaft der Baronin und deren Sohnes, denn die beiden Familien bildeten, wie in der Verbannung, gewissermaßen nur eine. Man sah wenige Besuche bei sich; die Abende vergingen im Familienkreise. Stamply war bei allen diesen traulichen Zusammenkünften und wurde wie ein Patriarch geehrt. Dem Wunsche des Marquis zufolge sollte er das schönste Zimmer im Schlosse bewohnen. Seine Leute, die ihn kaum bedienten und nicht mehr achteten, wurden durch andere ersetzt, welche allen seinen Wünschen zuvorkamen. Man that nichts ohne seinen Rath.

Kaum waren aber einige Monate vergangen, als das Leben im Schlosse bereits ein anderes geworden war. Der Marquis, ein noch rüstiger Mann, wollte sich nicht mit den stillen Freuden des häuslichen Lebens begnügen und dachte an die Vergangenheit nicht mehr. Jede Spur von der Revolution war verschwunden. Man hatte die Plafonds neu vergolden

lassen, die Meubles und Tapeten erneuert, die Wappenschilder wieder angebracht und um einen Ausdruck der Frau Baronin zu gebrauchen, den Augiasstall gereiniget. Vom Morgen bis zum Abende drängten sich Wagen in dem Hofe und in den Alleen. Das Schloß La Seiglière war wiederum der Sammelplatz des Adels geworden. Ein Heer von Lakaien erfüllte die Vorzimmer und die Küche. Zehn Pferde standen in den Ställen; der Hundezwinger war stark bevölkert und das Jagdhorn klang den ganzen Tag. Stamply hatte auf ein ruhigeres Leben, auf einfachere Sitten, auf bescheidenere Neigungen gerechnet, aber er sollte noch empfindlicher enttäuscht werden.

Im ersten Rausche der Freude hatte man alles an ihm allerliebst gefunden, seinen Anzug, seine Geberden, seine Sprache. Der Marquis und die Baronin nannten ihn laut ihren alten Freund, ein biblisches Herz, eine Patriarchenseele. Als das Leben glänzender wurde in dem Schlosse, bemerkte man allmälig, daß er einen Flecken in dem Bilde mache. Anfangs sprach man sich nicht darüber aus, man duldete seine Vertraulichkeiten noch, die man sonst ermuthigt hatte, aber bald gestand man sich, daß man ihn zu den glänzenden Gesellschaften doch nicht wohl zuziehen könnte. Auch erinnerte seine Anwesenheit den Marquis fortwährend an die Verpflichtungen, die er gegen den Alten hatte, und man fing an, ihn, wenn auch schonend, zu entfernen. Unter dem Vorwande, daß das Zimmer, welches er bewohnte, dem Nordwinde ausgesetzt sei, verwies man ihn in einen abgelegenen Theil der Gebäude. Man bemerkte, daß er sich an der Tafel nicht wohl zu befinden scheine, und schickte ihm die Speisen auf sein Zimmer.

Nach einem Jahre war von Stamply so wenig die Rede, als existire er nicht, als habe er gar nicht existirt. Man dachte nicht mehr daran, daß er das Schloß, den Park und die Ländereien besessen. Stamply selbst hatte die Veränderung, weil sie ganz allmälig eingetreten war, nicht bemerkt, und auch als seine Augen ihm geöffnet wurden, klagte er nicht, denn ein Engel wachte an seiner Seite und blickte ihn lächelnd an.

Fräulein von La Seiglière verdankte ihrer Mutter, die sie nicht gekannt hatte, und der Armuth, in welcher sie aufgewachsen war, einen schweigenden Charakter, einen nachdenkenden Geist und ein ernstes Herz. Ihre Mutter hatte ihr mit dem reinen Blute ihrer Ahnen jene königliche Schönheit gegeben, die gleich den Lilien und den Schwänen, im Schatten der Schlösser und im Dunkel des einsamen Parkes am Besten und Liebsten gedeiht. Sie war groß, schlank, schmächtig, und besaß die Anmuth einer Lilie, die der Wind bewegt. Ihr Haar war blond wie das Gold der Aehren, dagegen glänzten ihre Augen unter den braunen Brauen wie zwei schwarze Sterne in dem Alabaster ihres Gesichtes, dessen Ausdruck sie hoben, ohne die englische Milde desselben zu ändern. Ein Dichter hätte sie nach dem langsamen Gang, dem traurigen sanften Blick für einen der Engel halten können, welche die Seufzer der Erde zu sammeln und in den Himmel zu tragen haben, oder für eine der weißen Gestalten, welche im Nebel der Nächte an den Ufern der Seen hingleiten. Da sie von dem Leben und der Welt nichts wußte, als was ihr Vater ihr gesagt, hatte sie freudlos die Veränderung angesehen, welche plötzlich in ihrer Existenz eingetreten war. Das Vaterland war für sie die Stelle der Erde, wo sie geboren worden, und wo ihre Mutter gestorben war. Frankreich, das sie nur aus dem Unglücke ihrer Familie und aus den Erzählungen kannte, hatte sie nicht angezogen; auch der Reichthum reizte sie nicht. Sie liebte die bescheidene Stellung, in welcher sie bis dahin gelebt. Ihre Träume und ehrgeizigen Wünsche waren nie über den kleinen Garten hinausgegangen, den sie selbst pflegte; nie war es dem Marquis von La Seiglière gelungen, in diesem jugendlichen Busen irgend einen höher strebenden Wunsch zu wecken. Sie lächelte mild zu Allem, was er sagte, und wenn er zu bitter von den verlorenen Gütern sprach, zog sie ihn in ihren Garten, zeigte ihm ihre Blumen und fragte, ob es in Frankreich schönere gebe. Sie war mit Thränen in den Augen abgereist, denn an diesem Tage begann ihre Verbannung. Sie gewöhnte sich indeß bald an ihre neue Stellung. Sie liebte Raoul, wie sie ihn immer geliebt hatte, mit schwesterlicher Zuneigung, ohne zu ahnen, daß es ein innigeres und begeisterteres Gefühl gebe, als das, welches sie für den jungen Mann empfand. Sie wußte nichts von Liebe; die wenigen Bücher, welche sie gelesen hatte, waren mehr geeignet, eine jugendliche Phantasie einzuschläfern, als zu wecken. Die Personen, welche ihr Vater zu jeder Zeit als Muster von Grazie und Eleganz geschildert hatte, glichen alle mehr oder weniger dem Herrn von Baubert, mit dem sie als Kind gespielt hatte, und mit dem sie aufgewachsen war. Sie waren beide schön und standen in der Blüte ihrer Jahre. Die Aussicht, eines Tages vereinigt zu werden, hatte nichts an sich, was sie hätte erschrecken oder beunruhigen können. Helene glaubte ferner, Stamply habe die Güter ihres Vaters wirklich nur zurückgegeben; aber ob sie gleich nicht ahnete, daß sie seiner Freigebigkeit etwas verdanke, so hatte sie doch den sanften alten Mann bald lieb gewonnen, der sie fortwährend bewundernd betrachtete, als errathe er schon, daß dies schöne Kind es allein ehrlich mit ihm meine.

Fräulein von La Seiglière verwirklichte allerdings alle Versprechungen der Frau von Baubert und erfüllte, ohne es zu wissen, jede Pflicht des Marquis. Je mehr man sich von Stamply entfernt hatte, um so mehr fühlte sie sich zu ihm hingezogen. So wurde das liebenswürdige Mädchen gleichsam die Antigone dieses neuen Oedipus, die Cordelia dieses neuen Königs Lear.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 44. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

Fräulein von La Seiglière erheiterte den alten Stamply in seiner Einsamkeit und Abgeschiedenheit. Sie war wie eine Perle in seinem bittern Kelche, wie ein Stern in seiner dunkeln Nacht, wie eine Blüte an seinen verwelkten Zweigen. Merkwürdiger Weise fand sie bei dem Alten mehr Nahrung für ihr Herz und ihren Geist als in den glänzenden Gesellschaften, unter welchen ihre Tage vergingen. Dieser arme Greis sollte zuerst ihren Verstand wecken. Früh, wenn im Schlosse noch alles schlief, Abends, wenn die Kerzen zu dem Feste angezündet wurden, schlüpfte Helene zu ihm, wanderte mit ihm umher und er erzählte ihr die großen Thaten der Republik und des Kaiserreichs. Helene hörte mit Staunen diese Berichte an, die dem durchaus nicht glichen, was sie bis dahin gehört hatte. Bisweilen gab Stamply ihr Briefe von Bernard zu lesen, den einzigen Schatz, den er noch besaß. Oder er sprach von ihrer Mutter, von der schönen und geliebten Marquise, an die er sich noch genau erinnerte. Seine Worte waren einfach, oft aber wurden Helenen die Augen feucht, wenn sie ihn reden hörte. Dann sprach er von Bernard, denn auf diesen theuern Todten kam er immer zurück. Er schilderte die unruhige Kindheit, die stürmische Jugend und den heldenmüthigen Tod desselben. Die Taubenseelen lieben die Löwenseelen; Helene hörte diese Erzählungen gern an und sprach selbst von dem jungen Manne wie von einem Freunde, der nicht mehr ist. So gingen sie mit einander umher und der alte Stamply bewies sein vortreffliches Herz auch dadurch, daß er sich nie eine Klage über die Undankbaren erlaubte, welche ihn verlassen hatten, so daß demnach Helene fortwährend glauben konnte, er habe dadurch, daß er seine Besitzungen verschenkt, nur eine Handlung begangen, die ihm das Gewissen befohlen. Vielleicht that es ihm auch wohl, sich so um seiner selbst willen geliebt zu sehen. Er wußte, daß Fräulein von La Seiglière für Raoul bestimmt war und daß die Aeltern die beiden Kinder von jeher als Verlobte angesehen hatten; er erfuhr auch, daß die Baronin von Baubert alles geleitet, und zuletzt blieb ihm nichts unbekannt. Er machte sich wohl selbst Vorwürfe darüber, daß er so schwach gewesen sei, aber vor seiner jugendlichen Freundin ließ er sich nichts merken, ihr verbarg er, wie eine schmachvolle Wunde, das niederdrückende Schauspiel menschlicher Undankbarkeit. Wenn Helene über seine Zurückgezogenheit klagte, antwortete er traurig: „Die Welt ist weder für den alten Stamply, noch ist der alte Stamply für die Welt. Da der Herr Marquis die Güte gehabt hat, mich ruhig hier leben zu lassen, so benutze ich das. Ich habe immer die Stille und die Einsamkeit geliebt. Der Herr Marquis fühlte und wußte wohl, daß ein Mann in meinem Alter sich nicht ändert. — Liebes Kind," setzte er dann hinzu, „Ihre Gegenwart und Ihre Freundlichkeit sind meine Freuden, und dem alten Stamply sind nie schönere geworden."

In der letztern Zeit wollte er noch einmal das Pachtgut besuchen, wo sein Vater gestorben, wo sein Sohn geboren worden war und wo er selbst das Glück zurückgelassen hatte, als er das Schloß bezog. Er begab sich dahin, gebeugt durch Kummer und Krankheit, allein, auf seinem Stabe gestützt. Das Gut war öde, denn alle Leute, die da wohnten, arbeiteten auf dem Felde. Nachdem er in das Haus hineingetreten, in welchem nichts verändert war, nachdem er sich an allen Gegenständen erfreut hatte, die er so wohl kannte, setzte er sich in dem Hofe auf einer Steinbank nieder. In der Ferne hörte man den Gesang der Schnitterinnen, das Bellen der Hunde und das Brüllen der Rinder. Die Luft war mit dem lieblichen Geruche des frischen Heues erfüllt. Auf dem Dache des Häuschens schnäbelte sich ein Taubenpaar. — „Meine arme Frau hatte wohl Recht," dachte der Alte bei sich; „es war ein schlimmer Tag, als wir unser liebes Haus da verließen."

Zwei Jahre nach der Rückkehr des Marquis starb er, und Fräulein von La Seiglière drückte ihm die Augen zu. Als er dem Verscheiden nahe war, wendete er sich noch einmal an sie, übergab ihr die Briefe seines Sohnes und sagte: „Nehmen Sie dies, es ist Alles, was man mir gelassen hat, alles, was ich noch verschenken kann." Dann verlosch sein Leben und man kann wohl sagen, er starb gern, denn er sehnte sich und freute sich, seine gute Frau und seinen lieben Sohn wiederzusehen.

Sein Tod wurde nur von Helenen betrauert. Im Schlosse sprach man höchstens drei Tage davon. „Der arme Stamply!" sagte der Marquis; „wenn man alles recht bedenkt, war er doch ein braver Mann." — „Aber auch ein recht langweili-

ger," entgegnete die Baronin von Vaubert. — „Und ein sehr ungebildeter," setzte Raoul hinzu. — „O, ein vortrefflicher Mann!" seufzete Helene. Das war die Leichenrede, die ihm gehalten wurde. Nur Helene brachte seinem Grabe den Tribut der Thränen, der ihm versprochen war.

Unterdeß kam die Zeit heran, in welcher Helene und Raoul verbunden werden sollten. Helene fürchtete dieselbe nicht, sehnte sie aber auch nicht herbei; sie sah sie ohne Ungeduld und ohne Angst herankommen. Ihre Gespräche freilich mit dem alten Stamply und die Briefe Bernards, die sie öfters gelesen, hatten sie unwillkürlich zu Vergleichungen geführt, die nicht ganz zum Vortheile des jungen Barons ausfielen; aber alles dies lag unklar in ihrem Herzen. Auch war sie eine zu treue Seele, als daß es ihr in den Sinn gekommen wäre, eine übernommene Verpflichtung und ein gegebenes Wort brechen zu wollen. Sie hatte sich stets als die Gattin Raouls vor Gott angesehen, weil sie mit dem jungen Manne frühzeitig verlobt worden war. Dem Marquis war diese Heirath angenehm. Raoul verbarg seine Nichtigkeit unter einem glänzenden Firniß von Anmuth und Eleganz und seine Mutter, die ihn kaum verließ, lieh ihm immer den Geist, der ihm gebrach. Alles ging also ganz vortrefflich und nichts schien das Glück stören zu können, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat.

Man feierte im Schlosse gleichzeitig das Namensfest des Königs, den dritten Jahrestag der Rückkehr des Marquis und die Verlobung Raouls und Helenens. Diese dreifache Festlichkeit hatte den ganzen hohen Adel aus der Stadt und der Umgegend herbeigezogen. Gegen Abend wurde das Schloß und der Park erleuchtet, dann begann der Ball im Salon, während die Landleute im Hofe tanzten und sprangen. Die Frau von Vaubert, die am Ziele ihrer Wünsche stand, suchte die Freude, welche sie empfand, nicht zu verheimlichen. Nur Helene war an diesem Abend träumerisch, zerstreut. Warum? Sie selbst würde es nicht haben sagen können. Sie liebte ihren Bräutigam, wenigstens glaubte sie es, und das Leben schien ihr nur Glück zu verheißen. Warum also war ihr jugendliches Herz beklommen, warum verschleierten sich ihre schönen Augen mit Thränen? Ahnete sie ihr Geschick?

Denselben Abend ritt ein Herr, an den Niemand dachte, am rechten Ufer des Clain hin. Die Nacht war finster, mond- und sternenlos. Eben, als er um eine Biegung des Weges herumkam, strahlte ihm das erleuchtete Schloß glänzend entgegen, und er hielt verwundert sein Pferd an, doch nur auf kurze Zeit. Am Parkthore stieg er ab, band sein Pferd an und schritt neugierig weiter. Da riefen plötzlich die versammelten Landleute jubelnd: „Es lebe der König! Es lebe der Marquis!" Unter dem Balcon befand sich die Musik des in Poitiers stehenden Regiments und spielte die Melodie des Liedes: Vive Henri Quatre. Der Fremde wußte sich alles dies nicht zu erklären und ging unter der Menge umher, ohne bemerkt zu werden. Endlich setzte er sich an der Ecke eines Tisches nieder, an welchem einige Alte von der Rückkehr der Familie La Seiglière und von dem Tode des alten Stamply sprachen, und hörte schweigend zu.

Als er sich entfernte, war der Park öde, das Schloß still, die letzten Lampen verloschen und die Hähne verkündeten den Morgen.

5.

Zwei Tage später saß der Marquis von La Seiglière im Morgenneglige beim Frühstück. Er war heiter erregt und hatte sich kaum noch so aufgelegt gefühlt. Er spielte mit einer goldenen Dose, dachte eigentlich an gar nichts und blickte in das Freie hinaus. Nach einiger Zeit sah er die Frau von Vaubert über die Brücke über den Clain, wie es schien, nach dem Schlosse zu kommen. Da stand er auf und trat auf den Balcon hinaus, um die Freundin besser betrachten zu können. Als sie eintrat, küßte er ihr galant die Hand, ohne die Blässe ihres Gesichtes und ihre Unruhe zu bemerken.

„Frau Baronin," sagte er, „Sie werden alle Tage jünger und reizender. Noch einige Monate und Sie sind wieder zwanzig Jahre alt."

„Marquis," entgegnete die Frau von Vaubert kurz abgebrochen, „davon ist jetzt die Rede nicht. Wir wollen ernsthaft sprechen; es verlohnt sich wohl der Mühe. Marquis, Alles ist verloren, Alles, sage ich Ihnen. Der Blitz hat eingeschlagen."

„Der Blitz?" wiederholte der Marquis, indem er gen Himmel blickte, der im reinsten Blau glänzte.

„Ja," antwortete die Frau von Vaubert. „Der Schlag, der Sie getroffen hat, ist eigentlich eben so unwahrscheinlich, als ein Blitz aus heiterem Himmel. Nachdem wir dem Sturme entgangen sind, werden wir noch im Hafen Schiffbruch leiden."

Herr von La Seiglière erbleichte. Als sie neben einander saßen, fragte sodann die Baronin kalt:

„Glauben Sie, daß Jemand aus dem Grabe wieder kommen kann?"

„Gnädige Frau!" entgegnete der Marquis.

„Wenn Sie es nicht glauben, so thun Sie Unrecht," fuhr die Baronin fort. „Der Sohn Stamplys, jener Bernard, von dem uns sein Vater zum Ueberdrusse erzählt hat, dieser gestorbene und seit sechs Jahren im Eise Rußlands begrabene Held.."

„Nun?" unterbrach sie der Herr von La Seiglière.

„Nun," antwortete die Frau von Vaubert, „man hat ihn gestern hier in der Gegend gesehen, lebendig gesehen, man hat mit ihm gesprochen, und es ist richtig, er ist es, der Bernard, Bernard Stamply, der Sohn Ihres ehemaligen Pächters; er lebt, der Mensch ist nicht gestorben."

„Was geht mich das an?" fragte der Marquis ganz sorglos, verwundert und erfreut wie ein Mann, der erwartet hat, einen Stein aus dem Monde auf seinen Kopf fallen zu sehen und den eine leichte Feder berührt.

„Was Sie das angeht?" wiederholte die Frau von Vaubert. „Der Sohn Stamplys ist nicht todt, ist zurückgekommen, und Sie fragen, was Sie das angeht?"

„Allerdings," entgegnete Herr von La Seiglière mit ungeheuchelter Verwunderung. „Wenn der Mann Gründe hat, das Leben zu lieben, nun — um so besser für ihn, daß er nicht begraben ist. Ich wünsche sogar, ihn zu sehen; warum ist er nicht sogleich zu mir gekommen?"

„O, er wird kommen," sprach di Baronin.

„Er komme immerhin," entgegnete der Marquis; „er soll gut aufgenommen werden; ich werde für ihn sorgen. Ich habe es nicht vergessen, wie ehrenhaft sein Vater gehandelt hat. Der alte Stamply hat seine Pflicht gethan, ich werde die meinige thun. Er soll auch einen Genuß von dem Vermögen haben, das mir sein Vater zurückgegeben hat. Ich bin nicht undankbar; man soll nicht sagen, ein La Seiglière habe den Sohn eines treuen Dieners Noth leiden lassen. Man bringe diesen Bernard zu mir; wenn er es nicht wagt, so spreche man ihm Muth zu; er soll haben, was er verlangt."

„Und wenn er Alles verlangt?" fragte die Baronin.

Der Marquis von La Seiglière zuckte bei diesen Worten zusammen und sah die Baronin erschrocken an.

„Haben Sie ein Buch gelesen, welches das Gesetzbuch heißt?" fragte sie ruhig.

„Niemals," antwortete der Marquis stolz.

„Ich habe es diesen Morgen Ihretwegen durchgesehen. Gestern noch kannte ich es eben so wenig als Sie. Es ist sehr trocken und ich zweifle sehr, ob Ihnen das Kapitel darin gefällt, welches von den Schenkungen unter Lebenden handelt. Aber lesen Sie dieses Kapitel, ich empfehle es Ihnen dringend."

„Frau Baronin," rief der Marquis, indem er ungeduldig aufstand, „werden Sie mir endlich sagen, was dies Alles bedeuten soll?"

„Herr Marquis," antwortete die Frau von Baubert, indem sie ebenfalls aufstand, „das bedeutet, daß jede Schenkung rechtlich zurückgenommen werden kann, wenn ein rechtmäßiges, selbst nachgeborenes Kind des Schenkgebers vorhanden ist; das bedeutet, daß Johann Stamply bei Lebzeiten seines Sohnes zu Ihren Gunsten nur über die Hälfte seiner Besitzungen hätte verfügen können, und daß die Schenkung ungültig ist, weil er Ihnen Alles gab, in dem Glauben, sein Sohn sei todt; das bedeutet endlich, daß Sie nicht mehr in Ihrem Eigenthume sind, daß Bernard Sie zur Rückgabe auffordern und mit einem vollgültigen Urtel in der Hand Sie höflich aus dem Schlosse hinauscomplimentiren wird. Verstehen Sie nun?"

Herr von La Seiglière war wie vom Blitze getroffen, aber auch so unwissend in allen Angelegenheiten des Lebens, daß er bald von Staunen und Verwunderung zum höchsten Zorne überging.

„Ich kümmere mich um Ihr Gesetzbuch und um Ihre Schenkung unter Lebenden ganz und gar nicht," rief er aus wie ein trotziges Kind. „Was verstehe ich davon? Was geht es mich an? Ich weiß weiter nichts, als daß ich hier Herr bin. Und was reden Sie von Schenkung? Man giebt mir zurück, was man mir geraubt hat, und nennt das eine Schenkung? Ein La Seiglière läßt sich nichts schenken. Die La Seiglière haben nie aus einer andern Hand als aus der Hand Gottes etwas angenommen. Ich bin hier in meinem Eigenthum, befinde mich wohl und weil ein Mensch, den man für todt hält, sich erkühnt, noch zu leben, soll ich ihm mein Vermögen geben, das mir sein Vater gestohlen hatte? Das verlangt Ihr Gesetzbuch? So haben Kannibalen dieses Gesetzbuch gemacht. Nun ja, es ist das Gesetzbuch des Usurpators, und es heiliget den Raub des Vaters für den Sohn. Daran erkenne ich jenen Bonaparte."

In diesem Tone sprach er lange, ohne Zusammenhang, auf Geradewohl, was ihm eben einfiel; er ging dabei mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, stampfte bisweilen mit den Füßen, hüllte sich tragikomisch in seinen Schlafrock und wiederholte jeden Augenblick mit zornerfüllter Stimme: „Eine Schenkung! Eine Schenkung!" Die Frau von Baubert hatte viel Mühe, ihn zu besänftigen, und ihm begreiflich zu machen, was vor einem Vierteljahrhundert geschehen war und was jetzt geschähe. Sie hatte bis dahin seine Illusionen geschont, aber das war nun nicht mehr möglich. Sie riß ihm also die Binde ab, welche über seinen Augen lag, und der Marquis staunte, als er die unparteiische Geschichte der letzten Zeit erfuhr, als sei er am Ufer des Clain eingeschlafen und erwache nun in China als Mandarin unter einer Gruppe von Bonzen.

„Jetzt," setzte die Baronin fest hinzu, „kommt es darauf an, die Frage der Zukunft zu lösen. Der Fall ist gefährlich, doch nicht so schlimm, daß man sich nicht herausziehen könnte. Hören Sie mich an, Marquis. Ohne allen Zweifel erscheint dieser Bernard sehr bald und zwar nicht unterthänig und demüthig, wie Sie es hoffen, sondern als Herr, keck und stolz. Es fehlt nicht an Leuten, die ihn von seinen Rechten unterrichten, und ihm im Nothfalle die Mittel liefern können, sie aufrecht zu halten. Denken Sie sich, er käme; wie wollen Sie ihn empfangen?"

„Hol' ihn der Teufel!" rief der Marquis aus.

„Wenn er aber doch kommt?"

„Wenn er es wagt, Frau Baronin, so werde ich mich erinnern, daß er kein Edelmann ist, und daß ich, glücklicher als Ludwig XIV., meinen Stock nicht durch das Fenster hinauszuwerfen brauche."

„Sie sind nicht bei Sinnen, Marquis."

„Wenn wir klagen müssen, nun so wollen wir klagen."

„Sie sind ein Kind, Marquis!"

„Ich habe den König für mich."

„Er hat das Gesetz für sich."

„Ehe ich ihm einen Grashalm überlasse, verstreite ich lieber mein letztes Grundstück."

„Marquis, Sie werden es nicht auf einen Prozeß ankommen lassen. Was denken Sie? Wollen Sie Ihren Namen in skandalösen Verhandlungen nennen lassen, ohne etwas zu bewirken? Wir haben Feinde; machen Sie ihnen diese Freude nicht. Sie haben ein Wappen; beschimpfen Sie es nicht."

„Aber, mein Gott, Frau Baronin, was soll ich thun? Wozu soll ich mich entschließen? Was soll aus mir werden?

„Ich will es Ihnen sagen," antwortete die Frau von Baubert ganz gelassen. „Kennen Sie die Geschichte jener Schnecke, die sich eines Tages tollkühn in einen Bienenstock wagte? Die Bienen überklebten sie mit Honig, und als sie dieselbe in ihrem Hause eingesperrt hatten, fingen sie an, den unbequemen Gast fortzurollen und warfen ihn endlich hinaus. So müssen wir es auch machen, Marquis. Dieser Bernard ist ohne Zweifel ein Tölpel wie sein Vater. Wir wollen ihn mit Honig bestreichen. Wenn Sie ihn reizen, ist Alles verloren; wir müssen ihn so schonend als möglich behandeln. Er wird kommen wie eine Kanonenkugel, die an eine Granit- oder Erzmauer zu treffen glaubt, und kraftlos in einen Baumwollenballen einsinkt. Verletzen Sie ihn nicht; vor allen Dingen sprechen Sie nicht von Ihren oder seinen Rechten. Schmeicheln Sie seinen Ansichten, statt ihnen zu widersprechen; die Hauptsache aber ist, daß wir ihn vermögen, als Gast in das Schloß einzuziehen. Ist dies geschehen, so gewinnen Sie Zeit; ich und die Zeit thun dann das Uebrige."

„Ach, Frau Baronin, welche Rolle sollen wir da spielen!" rief der alte Edelmann stolz und unwillig aus.

„Eine große Rolle, Marquis, eine große Rolle," antwortete die Baronin noch stolzer. „Wir kämpfen für unsere Grundsätze, für unsere Altäre und unseren Heerd, wir kämpfen für das Recht gegen die Usurpation, wir vertheidigen die Legitimität gegen die Anforderungen einer gehässigen und tyrannischen Legalität, wir machen unsere letzten Bollwerke dem Eindringen eines neidischen gemeinen Bürgervolkes streitig, das uns haßt und unser Verderben will. Leider ist die alte gute Zeit vorbei, die Advokaten haben die Ritter, die Gerichtsdiener die Waffenherolde ersetzt und da wir in einer Zeit leben, in welcher der Gerichtssaal die Turnierschranken, die Spitzfindigkeiten des Gesetzes die Begeisterung des Muthes mehr als je verdrängten, so müssen die Edeln und Tapfern statt des Schwertes die List und statt der Lanze den Witz gebrauchen. Was wollen wir auch! Es ist nicht davon die Rede, jenen Bernard zum Bettler zu machen; Sie werden freigebig sein und viel für ihn thun. Oder geben Sie ihm alles hin, so daß uns nichts bleibt, als mein kleines Baubert, wo wir bescheiden fortleben können, wie wir in der Verbannung lebten. Unsere Kinder mögen sich in der Armuth heirathen."

„Wissen Sie, Frau von Baubert, daß Sie den Geist einer Medici besitzen?"

„Undankbarer, das Herz macht beredt," antwortete die Frau von Baubert lächelnd. „Was verlange und erstrebe ich als das Glück derjenigen, die ich liebe? Ich meines Theils habe keinen Ehrgeiz. Glauben Sie, daß ich mich fürchte, mit Ihnen eingeschränkt auf meiner kleinen Besitzung zu leben? Ich bin ja längst an die Armuth gewöhnt und mein Raoul hat sich nie nach Reichthum gesehnt. Aber Sie, unsere schöne Helene und die Kinder, die aus ihrer Ehe hervorgehen werden, treiben mich an, den Streich abzuwenden, der Sie bedroht."

So weit waren sie in ihrer langen Unterredung gekommen, als ein Diener meldete, ein Unbekannter, der seinen Namen nicht nennen möge, wünsche mit dem Herrn Marquis zu sprechen.

„Er ist es," sagte die Baronin.

„Er mag eintreten," entgegnete der Marquis.

„Vergessen Sie nicht," flüsterte diesem die Baronin zu, „daß alles von dem ersten Eindrucke abhängt."

Man hörte rasche feste Tritte draußen und gleich darauf trat der Gemeldete militairisch, mit Stiefeln und Sporen, den Hut und die Reitgerte in der Hand, herein. Er war ein Mann, der höchstens dreißig Jahre zu zählen schien, obgleich Leiden und Anstrengungen sichtbare Spuren zurückgelassen hatten. Die hohe, von vorzeitigen Runzeln überzogene Stirn, die eingefallenen Wangen, das eingesunkene Auge, die bleichen dünnen Lippen mit dem dicken braunen Schnurrbarte, das offene und bestimmte Wesen, die stolze, selbst hochmüthige Haltung machten ihn zu einer jener Gestalten, welche im Auge der gewöhnlichen Menschen für häßlich gelten, die aber von den Künstlern schön genannt werden. Ein blauer bis an den Hals zugeknöpfter Rock hob die schlanke Taille hervor. Kaum war er in das Zimmer eingetreten, als sein Blick sanfter wurde und sein Herz bewegt zu werden schien; bald aber beherrschte er diese unwillkürliche Regung, er verbeugte sich leicht einige Schritte vor der Baronin und wendete sich dann zu dem Marquis:

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn von La Seiglière zu sprechen?" fragte er mit eiskalter Artigkeit und einer Stimme, die an Befehlen gewöhnt zu sein schien.

„Sie sagten es . . Und darf ich wissen . ."

„Sogleich," entgegnete der junge Mann kalt; „wenn ich, wie ich vermuthe, die Ehre habe, die Frau von Baubert vor mir zu sehen, so bleiben Sie, Madame, Sie können Alles hören."

Ein Blitz der Freude strahlte aus den Augen der Baronin, die keinen Augenblick zweifelte, die Schlacht zu gewinnen, deren Plan sie entworfen hatte. Auch der Marquis athmete freier auf, als er hörte, daß er nicht allein sein sollte.

„Nehmen Sie Platz," sagte er, indem er sich selbst der Baronin gegenübersetzte.

Der junge Mann nahm den Stuhl, auf den der Marquis deutete, und setzte sich ungezwungen darauf nieder; dann trat eine feierliche Pause ein, wie sie den entscheidenden Kämpfen vorauszugehen pflegt. Der Marquis öffnete seine goldene Dose, holte eine Prise heraus und schlürfte sie langsam, mit eigenthümlicher Grazie, ein.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 45. 1844.

Linz.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich, liegt an dem südlichen Ufer der Donau, da, wo der Traunfluß sich in diese ergießt; eine vierhundert Fuß lange hölzerne Brücke verbindet das nördliche Donauufer mit diesem wichtigen Orte, der mit Einschluß des Militairs ziemlich vierundzwanzigtausend Einwohner zählt und sich durch große Gewerbthätigkeit auszeichnet. Die Häuser, welche ein gutes Aussehen haben, sind meist mit Schindeln gedeckt. Unter den öffentlichen Gebäuden nimmt das ziemlich hohe Schloß, worin einst die österreichischen Herzoge residirten, das aber gegenwärtig als Gefängniß dient, die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch; das Landhaus, vormals ein Franziskanerkloster, wird gegenwärtig von Beamten bewohnt und dient Regierungszwecken. Die Linzer Wollenzeugmanufactur, die größte in allen österreichischen Staaten, in welcher besonders treffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und Umgegend viele tausend Menschen. Die übrigen Fabriken, so wie der Handel, besonders der Speditionshandel, sind dicht unbedeutend. Noch sind zu bemerken das daselbst im Jahre 1784 eingesetzte Bisthum, so wie das von Leopold

(Herzogliches Schloß zu Linz in Oesterreich.)

1674 errichtete Museum. Linz ist auch der Vereinigungspunkt von zwei Eisenbahnen, wovon die eine in nördlicher Richtung nach Böhmen (die erste in Deutschland) und die andere südlich nach den Salzdistrikten führt. Bei weitem der hervorragendste Zug aber, welchen diese Stadt darbietet, sind die Festungswerke. die nach einem neuen Plan von Prinz Maximilian erbaut worden sind. Die meisten befestigten Städte haben eine fortlaufende sie umgebende starke Mauer mit Basteien, Wällen, Gräben u. s. w. Linz dagegen ist von einer Kette von zweiunddreißig isolirten Forts umgeben, die ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegen und durch einen bedeckten Weg mit einander in Verbindung stehen. Jeder Thurm ist zweiunddreißig Fuß hoch und achtzig Fuß dick, von einem tiefen Graben umgeben und so tief in den Erdboden eingesenkt, daß blos das Dach gesehen werden kann. Jedes Fort hat drei Stockwerke; das unterste dient als Pulvermagazin, das mittlere als Barrake für die Truppen und das oberste bildet eine mit zehn Kanonen gespickte Plattform, welche die umgebende Gegend in jeder Richtung beherrscht.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr," sagte der Marquis, „ich bin bereit, Sie anzuhören."

Nach einigen Secunden stützte der Fremde seinen Arm auf die Lehne des Stuhls, auf welchem er neben dem alten Herrn saß.

„Herr Marquis," begann er ziemlich gebieterisch, „vor bald dreißig Jahren sollten große Dinge geschehen. Frankreich war in peinlicher Erwartung. Alle Blicke wendeten sich nach dem Oriente, wo eine neue Morgenröthe tagte, und es zitterten durch die Luft unklare Gerüchte, welche die Gemüther mit Freude oder Entsetzen, mit Hoffnung oder Bestürzung erfüllten. Sie, mein Herr, scheinen nicht zu denen gehört zu haben, welche damals hofften und sich freuten, denn Sie waren Einer der Ersten, welche das bedrohte Vaterland verließen, um in das Ausland zu fliehen. Das Vaterland rief Sie zurück, es war seine Pflicht, aber Sie blieben taub bei seinem Rufe, Sie wollten es so; da nahm das Vaterland Ihre Güter in Beschlag, wie es zu thun das Recht hatte."

Bei diesen Worten vergaß der Marquis bereits die Rolle, die er stillschweigend übernommen hatte, und rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her; erst ein Blick der Baronin brachte ihn wieder zu sich.

„Diese Güter, welche das Eigenthum der Nation geworden waren, ein völlig gesetzliches Eigenthum, kaufte einer Ihrer sonstigen Pächter mit seinem schwerverdienten Gelde, und nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang sich abgemüht hatte, brachte er die einzelnen Bruchstücke des Besitzthums Ihrer Vorfahren wieder zusammen. Während Sie im Auslande gar nichts thaten, als etwa den Anstrengungen Frankreichs einen schlimmen Ausgang wünschten, nahm er seine Habe wie einen Mantel von sich und legte ihn auf Ihre Schultern."

„Donnerwetter!" rief der Marquis aus, der nicht mehr an sich halten konnte.

Ein zweiter Blick der Frau von Vaubert ließ ihn nochmals verstummen.

„Welcher Zauber veranlaßte diesen Mann, der Ihnen nichts schuldig war, und der Sie nicht liebte, zu einem solchem Uebermaße von Freigebigkeit, Liebe und Enthusiasmus für Sie? Wie kam es, daß er das heilige Eigenthum seiner Arbeit, das einzige, welches Gott anerkennt und segnet, Ihren Händen übergab? Vielleicht können Sie es mir sagen. Ich meines Theils kann Ihnen die Versicherung geben, daß dieser Mann bei Lebzeiten seines Sohnes sich nicht einmal um Ihre Existenz kümmerte. Gleichwohl ist er gestorben, ohne sich einen Fuß breit Boden für seinen letzten Schlaf vorbehalten zu haben, vielmehr, indem er Ihnen das Vermögen übergab, das Ihnen keine andere Mühe kostete, als daß Sie die Hand aufthaten, um es in Empfang zu nehmen."

Der Marquis wollte antworten, die Baronin unterbrach ihn aber und sagte:

„Da Sie mir erlaubt haben, dieser Unterredung beizuwohnen, so gestatten Sie mir auch, an derselben Theil zu nehmen. Ich will das Grausame und Verletzende nicht rügen, was einige Ihrer Ausdrücke haben. Sie sind jung; wenn Sie die neue Morgenröthe, von welcher Sie sprachen, hätten aufsteigen sehen, würden Sie gleich uns wissen, daß es eine blutige war. Ueber die Vorwürfe, die Sie uns darüber machen, daß wir Frankreich verließen und bei dem Rufe des Vaterlandes taub blieben, dürfen wir uns ein Lächeln erlauben. Würden Sie ruhig auf diesem Stuhle sitzen bleiben, wenn man Ihnen sagte, das Schloß drohe einzustürzen, der Boden zittere unter Ihren Füßen und die Decke knarre und knistere, dem Einstürzen nahe, über Ihnen? Würden Sie so bereitwillig herbeieilen, wenn der Henker, mit dem Beile hinter sich, Sie mit schmeichelnder Stimme aufforderte, zu ihm zu kommen? Lassen wir diese Kindereien. Noch ein Wort. Sie beschuldigen uns, wir hätten in der Verbannung dem Ruhme und der Größe des Vaterlandes feindselige Wünsche gehegt. Das ist ein Irrthum. Wir sehen uns heute einander zum ersten Male; wir wissen nicht, wer Sie sind, und welches Interesse Sie herführt, aber wir fühlen, daß Sie uns nicht freundlich gesinnt sind, und die Auszeichnung Ihrer Person macht es uns zur Pflicht, Ihre Achtung womöglich zu erzwingen, da uns Ihr Mitgefühl abgeht. Glauben Sie mir, es fanden sich in den Reihen der vielleicht zu sehr verläumdeten Emigration edele Herzen, die auch auf fremder Erde französisch blieben. Vergebens hatte das Vaterland uns aus seinem Schooße ausgestoßen; wir nahmen es in unserem Herzen mit. Fragen Sie den Marquis, ob nicht alle unsere Wünsche das liebe undankbare Vaterland auf alle seine Feldzüge und auf alle seine Schlachtfelder begleitet haben; er mag Ihnen sagen, ob einer seiner Siege kein stolzes Echo in unsern Seelen gefunden. Rocroi schloß Austerlitz nicht aus; Bouvines und Marengo sind Schwestern. Zwar ist es nicht dieselbe Fahne, aber doch immer das siegreiche Frankreich."

„Sehr gut! Sehr gut!" fiel der Marquis ein, indem er seine Dose aufmachte. Während er dann eine Prise des grauen Pulvers an seine Nase führte, setzte er in Gedanken hinzu: „Wahrhaftig, die Baronin hat den Teufel im Leibe."

„Und nun," fuhr die Frau von Vaubert fort, „nachdem diese kleine Rechnung ausgeglichen ist, und falls Sie nur kamen, um daran zu erinnern, was man hier dem Andenken des besten Menschen schuldig ist, wenn sich Ihre Sendung nur darauf beschränkt, werde ich hinzusetzen, daß dies ohne Zweifel eine edele Aufgabe ist, daß Sie sich aber vergebens bemühen, weil unsere Schuld bereits abgezahlt ist. Wenn Sie durchaus wissen wollen, welches Zaubermittel Herrn Stamply veranlaßte, einer Familie, die zu allen Zeiten seine Vorfahren mit Güte überhäuft hatte, in den Besitz dieser Güter wieder einzusetzen, so sage ich Ihnen, daß er nur den Gefühlen seiner edlen schönen Seele nachgab. Sie behaupten, Herr Stamply habe sich bei Lebzeiten seines Sohnes nicht einmal darum gekümmert, ob diese Familie noch lebe, aber damit, glaube ich, verläumden Sie sein Andenken. Wenn sein Sohn zu uns zurückkehrte . ."

„Wenn sein Sohn zurückkehrte!" rief der Fremde aus, indem er mit Mühe eine Regung zum Zorne unterdrückte. „Wir wollen annehmen, er käme wirklich zurück; wir wollen annehmen, der junge Mann hätte keineswegs den Tod gefunden, wie man es geglaubt hatte, und wie man es noch immer glaubt; wir wollen annehmen, er sei als todt auf einem Schlachtfelde liegen geblieben, von der feindlichen Armee lebend aufgehoben, und von Steppe nach Steppe bis tief nach Sibirien geschleppt worden. Nach einer sechsjährigen entsetzlichen Gefangenschaft auf einem eisigen Boden, unter einem eisigen Himmel wird er endlich wieder frei und kehrt in sein Vaterland zurück, um seinen alten Vater zu sehen, der ihn nicht mehr erwartet. Er reist ab, wandert zu Fuße über die öden Ebenen, bettelt vergnügt unterwegs sein Brod, denn am Ziele seiner Wanderung erwartet ihn Frankreich, und schon glaubt er am fernen Horizonte das rauchende väterliche Dach zu erblicken. Er kommt an; sein alter Vater ist gestorben, sein Erbe von Andern in Besitz genommen, er hat kein Haus und keinen eigenen Heerd mehr. Was thut er? Er erkundigt sich, und bald erfährt er,

daß man seine Abwesenheit benutzt hat, um die Zuneigung eines armen leichtgläubigen schutzlosen alten Mannes zu erschleichen; er erfährt, daß man ihn durch allerlei List vermocht hat, sein Hab und Gut hinzugeben, und daß man ihm dann seine Wohlthaten mit dem schwärzesten Undanke vergalt; er erfährt, daß sein Vater verlassen und trauriger gestorben ist, als er gelebt hatte. Was wird er dann thun? Ich spreche immer nur in Vermuthungen. Er wird die Urheber dieser schändlichen Manöver, dieser hinterlistigen Intriguen aufsuchen und zu ihnen sagen: „Ich bin es, ich, den Ihr für todt hieltet, der Sohn des Mannes, den Ihr hintergangen, beraubt, verrathen habt, den Ihr vor Kummer und Langeweile sterben ließet; ich bin es, Bernard Stamply! Was würden Sie darauf antworten? Ich frage Sie, Herr Marquis; ich frage Sie, Frau Baronin."

„Was wir antworten würden!" rief der Herr von La Seiglière aus, der sich zu viel oder zu wenig zugetraut hatte, als er die Rolle annahm, welche ihm die Frau von Vaubert übertragen hatte und dem nun sein ganzes adeliges Blut vor Unwillen in das Gesicht stieg; „Sie fragen, was man ihm antworten würde?" wiederholte er mit einer Stimme, die durch den Stolz und den Zorn fast erstickt wurde.

„Kann es etwas Einfacheres geben?" fiel die Frau von Vaubert mit reizender Natürlichkeit ein. „Sie würden zu ihm sagen: Sie sind es, junger Mann, den wir geliebt haben, ohne ihn zu kennen, und den wir beweint haben, als hätten wir ihn gekannt. Gott sei Dank, daß er uns den Sohn wiedergiebt, um uns über den Verlust des Vaters zu trösten! Kommen Sie, wohnen Sie bei uns, ruhen Sie im Schooße unserer Liebe von den Leiden der Gefangenschaft aus und nehmen Sie in unserm liebenden Kreise den Platz ein, den Ihr Vater leider nur zu kurze Zeit inne hatte, und Sie werden selbst beurtheilen lernen, in welcher Weise wir Wohlthaten vergessen. Wir wollen unsere Rechte verschmelzen und nur eine Familie bilden, so daß die Verläumdung, wenn sie die Einigkeit unserer Seelen sieht, zum Schweigen gebracht werde und unser Glück achte. So, mein Herr, würden die Urheber jener schändlichen Manöver, jener hinterlistigen Intriguen antworten; aber sprechen Sie, Herr, reden Sie," setzte die Frau von Vaubert hinzu, „sehen Sie nicht ein, daß Sie fast eine Hoffnung in uns wecken, während Sie uns vielleicht zu erschrecken gedachten? Jener junge Freund, den wir so lange beweint haben . ."

„Er lebt," antwortete der Fremde, „und ich wünsche für Sie, daß jener junge Freund durch sein Erscheinen Ihnen nicht mehr Thränen koste als Sie über seinen Tod vergossen haben."

„Wo ist er? Was thut er? Was erwartet er? Warum kommt er nicht?" fragte die Baronin Schlag auf Schlag.

„Sie sehen ihn vor sich," antwortete Bernard einfach.

„Sie, Herr, Sie!" rief die Frau von Vaubert mit einer Freude und Ueberraschung aus, die nicht besser hätten gespielt werden können, wenn es sich um die Auferstehung Raouls gehandelt hätte. „Ja, wahrhaftig," setzte sie dann hinzu, während sie einen Blick der Rührung auf ihn heftete, „das sind die Züge seines Vaters; das ist sein offenes, ehrliches, gutmüthiges Gesicht. — Marquis, Sie sehen es, es ist der Sohn unsers alten Freundes."

„Mein Herr," sprach der Marquis von La Seiglière seiner Seits, den weniger der Blick der Baronin als die Furcht vor dem Abgrunde bannte, der zu seinen Füßen sich aufgethan hatte, der aber doch zu stolz und zu sehr Edelmann war, als daß er sich herabgelassen hätte, Gefühle zu heucheln, welche er nicht empfand; „als ich nach fünfundzwanzigjähriger Verbannung in das Besitzthum meiner Ahnen zurückkehrte, empfing mich Ihr Herr Vater, der ein braver Mann war, an dem Parkthore und hielt folgende einfache Anrede an mich: „Herr Marquis, Sie sind in Ihrem Eigenthum." — Ich werde auch nicht mehr zu Ihnen sagen, als: „Sie sind hier zu Hause, Herr Bernard." Betrachten Sie dieses Haus als das Ihrige; ich darf und werde nicht zugeben, daß Sie ein anderes bewohnen. Sie sind in feindseligen Gesinnungen angekommen, ich gebe aber die Hoffnung nicht auf, Sie bald zu bessern Ansichten zu bringen. Zuerst wollen wir uns besser kennen lernen, vielleicht lernen wir einander auch noch lieben. Mir wird es leicht werden; gelingt es Ihnen nicht, so ist es ja nie zu spät, Unterhandlungen anzuknüpfen und ein Uebereinkommen zu treffen; Sie werden mich immer bereit finden, ein Abkommen mit Ihnen zu treffen, das Ihnen angenehm sein kann."

„Mein Herr," antwortete Bernard stolz, „ich mag Sie weder kennen noch lieben lernen. Zwischen Ihnen und mir ist nichts Gemeinsames, darf nichts Gemeinsames bestehen. Wir dienen nicht einem und demselben Gott; wir opfern nicht an einem und demselben Altare. Sie hassen, was ich verehre und ich hasse, was Sie verehren. Ich hasse Ihre Partei, Ihre Kaste, Ihre Meinungen, ich hasse auch Sie persönlich. Wir würden unter einem Dache schlecht schlafen. Sie würden, sagten Sie, immer geneigt sein, mit mir ein Abkommen zu treffen, das mir angenehm sei; ich erwarte aber von Ihrer Güte gar nichts, so wie Sie von der meinigen nichts erwarten mögen. So viel ich weiß, ist zwischen uns nur ein Abkommen möglich, das, welches das Gesetz vorausgesehen hat. Sie sind hier nur in einem geschenkten Besitze. Der Schenkende hat über seine Güter nur in der Ueberzeugung verfügt, daß sein Sohn nicht mehr am Leben sei; da ich also noch lebe, sind Sie nicht in Ihrem Eigenthume, sondern ich bin es."

„Das ist die Frage," murmelte Herr von La Seiglière und sprach damit alles aus, was er von Shakespeare wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 46. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

„Ach!" rief die Frau von Vaubert in der Trauer einer getäuschten Hoffnung; „Sie sind Bernard Stamply nicht, Sie sind nicht der Sohn unseres alten Freundes."

„Frau Baronin," entgegnete der junge Mann etwas barsch, „ich bin nichts als Soldat. Meine Jugend begann in den Feldlagern und endete bei den Barbaren in dürren öden Steppen. Die Schlachtfelder und die kalten Hütten des Nordens waren bisher die Salons, welche ich besucht habe. Ich verstehe nichts von der Welt; vor zwei Tagen ahnete ich noch nicht einmal die Schändlichkeiten und Treulosigkeiten, deren sie fähig ist. Ich glaube meiner Natur nach und also gern an die Ehrenhaftigkeit, an die Offenheit, die Hingebung und die Ehrlichkeit, so wie an alle große und schöne Gefühle der Seele; aber, Frau Baronin, ich glaube nicht, daß Sie es meinen, wie Sie sprechen."

„Ach, mein Herr," entgegnete die Frau von Vaubert, „Sie sind nicht der erste edele Herr, der den Einflüsterungen der Böswilligen nachgab, und dessen heiliger Glaube durch die Verläumdung geknickt wurde; aber noch einmal, ehe Sie sich zum Hasse entscheiden, sollten Sie sich doch zu überzeugen suchen, ob Sie nicht lieben könnten, nicht lieben müßten."

„Um zu Ende zu kommen, Frau Baronin," fiel Bernard ein, „sage ich nur noch, daß Sie einsehen sollten, wie Sie mich um so schwerer überreden werden, je mehr Geschicklichkeit Sie dazu aufbieten. Ich sehe jetzt ein, daß mein armer Vater sich verführen und verlocken ließ; es gab Augenblicke, in denen ich Sie fürchtete."

„Viel Ehre für mich," entgegnete die Frau von Vaubert lachend; „Sie haben dies nur von den feindlichen Kugeln und fremden Bayonetten gesagt."

„Ja," setzte der Marquis hinzu, „man weiß, daß Sie ein Held sind."

„Sie traten mit dem achtzehnten Jahre als Freiwilliger ein," sagte die Baronin.

„Waren mit dem neunzehnten Husarenlieutenant," fuhr der Marquis fort.

„Drei Jahre später Escadronchef."

„Wurden bei Wagram von dem Kaiser bemerkt."

„Erhielten nach dem Gefecht von Wolontina aus der Hand des großen Mannes selbst das Kreuz," sagte die Frau von Vaubert.

„Lassen wir das," entgegnete Bernard. „Herr Marquis, ich gebe Ihnen acht Tage Zeit zur Räumung des Schlosses. Ich hoffe von Ihnen als Edelmann, daß Sie mich nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzen werden, die Justiz zu Hilfe rufen zu müssen."

„Wahrhaftig, der junge Mann gefällt mir!" rief der Marquis aus, den sein liebenswürdiger Charakter unwillkürlich fortriß, ohne daß die Frau von Vaubert ihn zu wecken brauchte. „Wahrhaftig, der junge Mann gefällt mir. Frau Baronin, ich schwöre es Ihnen zu, er ist allerliebst. Junger Freund, Sie bleiben bei uns. Wir wollen einander hassen, verwünschen, prozessiren, so viel Sie wollen, aber, bei Gott, trennen wollen wir uns nicht. Kennen Sie die Geschichte jener beiden feindlichen Fregatten, die einander im Ozean begegneten? Der einen war das Pulver ausgegangen, die andere gab ihr von dem ihrigen und nachdem sie einander tüchtig beschossen hatten, sanken sie mit einander unter. So wollen wir es auch machen. Sie kommen aus Sibirien, und ich fürchte, daß Sie nicht viel Geld von da mitgebracht haben; es fehlt Ihnen also an Pulver; ich werde Ihnen Pulver geben. Während unsere Advocaten sich mit einander streiten, wollen wir den Fuchs jagen, fröhlich und vergnügt mit einander leben und den Wein aus unserem Keller trinken. Ich bin bei Ihnen und Sie sind bei mir. Da jeder gutgeführte Prozeß seine zwanzig Jahre dauern kann, so haben wir hinreichend Zeit, einander kennen und schätzen zu lernen, vielleicht gelingt es uns auch, einander zu lieben, und wenn wir endlich die Bemerkung machen, daß unser Schloß, unser Park, unsere Waldungen, unsere Felder, unsere Wiesen, unsere Meiereien durch den Prozeß aufgezehrt worden sind, so fallen wir einander vielleicht vergnügt in die Arme."

„Herr Marquis," antwortete Bernard, der unwillkürlich lächeln mußte, „ich sehe mit Vergnügen, daß Sie die Sache von der heiteren Seite nehmen; ich dagegen muß sie ernstlicher behandeln. Jeder Fußbreit dieses Bodens ist von dem Schweiße und wohl auch von den Thränen meines Vaters benetzt worden; ich darf darauf also nicht Comödie spielen."

Nach diesen Worten und einer kalten Verbeugung ging er nach der Thüre zu. Der Marquis machte eine Geberde der Verzweiflung und die Frau von Vaubert glich in diesem Augenblicke einer erzürnten Löwin, welche ihre Beute sich entgehen sieht. In dem Augenblicke aber, als Bernard die Thüre öffnen wollte, trat das Fräulein von La Seiglière durch dieselbe herein.

6.

Das Fräulein von La Seiglière war einfach gekleidet, aber durch ihre Schönheit königlich geschmückt. Ihr Haar umfaßte mit goldenen Flechten das Gesicht, das durch den raschen Gang und die warmen Sonnenküsse noch lebhafter gefärbt war. Ihre schwarzen Augen glänzten von dem milden jungfräulichen Feuer, das leuchtet, ohne zu brennen. Ein blauer Gürtel mit langen umherflatternden Enden hielt um die Taille die tausend Falten eines Muslinkleides zusammen, das ihren zierlichen Körper ganz umhüllte. Graue Stiefelchen hoben die aristokratische Form ihres schmalen und langen Fußes hervor. Ein Strauß von Feldblumen schmückte ihren jugendlichen Busen. Nachdem sie ihren italienischen Strohhut, ihren Sonnenschirm und einen Strauß niedlicher Haideblümchen auf einen Stuhl gelegt hatte, eilte sie zuerst zu ihrem Vater, den sie an diesem Tage noch nicht gesehen hatte, und sodann zu der Frau von Vaubert, die sie zärtlich küßte. Erst nach einigen Augenblicken bemerkte Helene die Anwesenheit eines Fremden, denn Bernard war, aus Verlegenheit, aus Neugierde oder Ueberraschung bei der Erscheinung dieses lieblichen Mädchens an der Thüre in stummer Betrachtung stehen geblieben. Er fragte sich offenbar, seit wann die Gazellen vertraulich bei den Füchsen und die Tauben bei den Geiern lebten. Die Frau von Vaubert hatte mit ihrem raschen Scharfblicke bald Alles erkannt — ihre Stirn heiterte sich wieder auf.

„Erkennst Du den Herrn nicht?" fragte der Marquis seine Tochter.

Helene betrachtete Bernard aufmerksam und antwortete nur durch eine Bewegung ihres blonden Köpfchens.

„Er ist einer Deiner Freunde," sagte der alte Herr.

Fräulein von La Seiglière trat auf einen Wink ihres Vaters auf Bernard zu, der den Tod zwanzig Mal, ohne zu erbleichen, auf sich hatte zukommen sehen, jetzt aber allen Muth verlor.

„Mein Fräulein," sprach er mit unsicherer Stimme, „Sie sehen mich zum ersten Male. Wenn Sie aber einen Unglücklichen gekannt haben, der auf dieser Welt Stamply hieß, so bin ich Ihnen nicht ganz fremd, denn Sie haben meinen Vater gekannt."

Helene sah ihn verwundert an, dann wendete sie die Augen fragend auf den Marquis und die Baronin.

„Es ist der junge Bernard," sagte der Marquis.

„Ja, liebes Kind," setzte die Baronin hinzu, „er ist der Sohn des guten Stamply."

„Mein Herr," sprach endlich Fräulein von La Seigliere, „mein Vater fragte ganz mit Recht, ob ich Sie kenne. Ich habe so oft von Ihnen sprechen hören, daß mir es selbst ist, als hätte ich Sie sogleich erkennen müssen. Sie leben? Das ist eine große Freude für uns, und Sie sehen, wie ich zittere. Gleichwohl kann ich in meiner Freude nicht ohne Trauer an Ihren Vater denken, der diese Welt in der Hoffnung verließ, Sie in der andern zu finden; der Himmel hat also auch seine Schmerzen und Täuschungen. Ja, mein Vater hatte Recht, Sie sind einer meiner Freunde. Wollen Sie es sein? Mit Ihrem Vater habe ich von Ihnen gesprochen, mit Ihnen will ich von ihm sprechen. — Vater, hat man die Wohnung des Herrn Bernard zurecht machen lassen?"

„Er will nicht bei uns bleiben," fiel der Marquis ein.

„Sie gehen fort? Sie fliehen? Gott sei Dank, das ist nicht möglich."

„Nicht möglich?" fragte der Marquis; „man sieht wohl, daß Du nicht weißt, woher er kommt. Der Herr kommt so, wie Du ihn siehst, aus Sibirien und da ist auch sein Herz kalt geworden. Er haßt uns. Warum? Er weiß es selbst nicht, und ich weiß es eben so wenig, aber er haßt uns."

„Sie hassen uns?" fiel Helene ein. „Ich liebte Ihren Vater und Sie hassen den meinen? Sie hassen auch mich? Was haben wir Ihnen gethan?" fragte das Mädchen mit einem Tone, der ein Eisenherz erweicht und den Zorn eines Scythen entwaffnet hätte. „Wir haben Ihren Haß nicht verdient."

„Ja, wenn er uns nun aber hassen will?" fiel der Marquis ein. „Er versichert, der Boden brenne ihm hier unter den Füßen, und er könne unter diesem Dache kein Auge schließen."

Helene glaubte zu verstehen, was in dem Herzen und Geiste des jungen Mannes vorging. Sie verstand, daß der alte Stamply durch die Zurückgabe der Güter seinen Sohn beraubt habe, und daß sich dieser, ein Opfer der Rechtschaffenheit seines Vaters, aus Stolz weigere, den Werth derselben anzunehmen.

„Herr Stamply," sagte sie in einem Tone liebevollen Befehles, „Sie werden nicht fortgehen. Da Sie unser Gast nicht sein wollen, so werden Sie unser Gefangener sein. Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß wir Ihnen erlauben würden, anderswo als unter uns zu wohnen? Was würde die Welt sagen? Was würden unsere Freunde denken? Sie werden nicht zu gleicher Zeit unsere Herzen betrüben und unsern guten Namen verletzen wollen. Wir verdanken Ihrem Vater viel zu viel, als daß Sie uns irgendwie Dank schuldig sein könnten. Wir haben Ihnen gar nichts zu geben; wir haben nur mit der einen Hand zu reichen, was wir mit der anderen empfangen haben. Sie werden es annehmen, um uns nicht zu demüthigen."

„Er annehmen!" fiel der Marquis ein; „behüte Gott! Er will uns demüthigen. Du kennst ihn nicht. Er haut sich lieber die Hand ab, als daß er sie in die unsrige legt."

Helene zog den Handschuh von der rechten Hand und reichte diese ihm hin.

„Ist das wahr?" fragte sie ihn.

Bernard erbleichte und zitterte, als er die feine, weiche Hand zwischen seinen Fingern fühlte, die im Kriege braun und bei der Arbeit in der Gefangenschaft hart und schwielig geworden waren. Seine Augen umschleierten sich, seine Füße wankten unter ihm; er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst.

„Sie hassen uns?" fuhr Helene fort; „ein Grund mehr, daß Sie bleiben. Uns liegt vor allen Dingen daran, daß Sie uns nicht hassen, denn es hängt unser Ruhm und unser Glück davon ab. Dulden Sie zuerst, daß wir uns bemühen, uns Ihnen bekannt zu machen. Sobald uns dies gelungen ist, mögen Sie weiter ziehen, wenn Sie den Muth dazu besitzen; bis dahin aber, ich wiederhole es, sind Sie in unserer Gewalt. Sie waren sechs Jahre in der Gefangenschaft der Russen, können also recht gut auch in der unseren auf einige Zeit sein. Ist es denn eine so entsetzliche Aussicht, sich geliebt zu fühlen? Im Namen Ihres Vaters, der mich oftmals sein Kind nannte, bleiben Sie, ich will es, ich verlange es, im Nothfalle bitte ich Sie darum."

„Sie ist reizend!" sprach die Frau von Vaubert mit Rührung. Und ganz leise setzte sie hinzu: „Er ist verloren!"

Und Bernard war verloren. Die Geschichte seines Schwankens läßt sich leicht zusammenfassen. Verletzt durch das Unglück, mit Recht aufgebracht durch die Täuschungen der Rückkehr, erbittert durch das Gerücht, bewegt von allen politischen Leidenschaften jener Zeit, mit instinctmäßigem Hasse gegen den Adel und mit dem brennenden Verlangen, seinen Vater zu rächen, erschien er in dem Schlosse La Seiglière; seinen Haß gründete er auf sein Recht, er erwartete aber doch, einen stolzen Widerstand zu finden, auf hochmüthige Vorurtheile zu stoßen, und hatte sich schon vorbereitet, unter dem Sturme seines Zornes Alles zu zerschmettern. Aber gleich im Anfange machte er keinen Effect, sein Unwille scheiterte. Der Sturm, welcher Eichen entwurzeln wollte, bog nur Rohr und verlor sich im hohen Grase; der Blitz, der von Felsen zu Felsen zucken sollte, erlosch still in einem Thal, ohne die Echos der Berge zu wecken. Bernard suchte Feinde, und fand Schmeichler. Als er sich dem Zauber einer bejahrten Armide entziehen will, erscheint eine andere Zauberin, die um so verführerischer ist, da sie an's Verführen nicht denkt. Unwiderstehliche Macht, ewiger und immer siegreicher Zauber, göttliche Beredtsamkeit der Jugend und der Schönheit! Sie brauchte nur zu erscheinen und Bernard war erschüttert. Sie lächelte, und Bernard war entwaffnet. Sie sprach, und der Engel wurde, ohne es zu wissen, der Mitschuldige der Bösen. Alles, was sie sagte, bestätigte das, was vorher gesprochen worden war; jedes Wort Helenens unterstützte die Worte der Frau von Vaubert. Die Wahrheit besitzt einen siegreichen Ton, welchen die mißtrauischeste Seele nicht verkennen kann. Die Stimme Helenens sprach die Wahrheit, aber wenn es Helene aufrichtig meinte, meinte es auch die Frau von Vaubert ehrlich? Bernard zögerte. Wenn es wirklich edele Herzen wären, die nur der Neid verläumdet hätte? Wenn sein Vater mit seinem ganzen Vermögen einige Jahre des Glückes, der Freude und der Ruhe sich erkauft hatte, konnte Bernard sich darüber zu beklagen wagen? Würde er ein freiwillig gegebenes Geschenk, ein Geschenk der Dankbarkeit anzutasten wagen? Wollte er unbarmherzig und gefühllos Menschen verjagen, denen sein Vater die letzten Jahre der Ruhe und die Pflege der Liebe verdankte?

So weit war Bernard mit seinen Gedanken gekommen, als die Frau von Vaubert, die ihm näher getreten war, einen Augenblick benutzte, in welchem Fräulein von La Seiglière mit dem Marquis sprach, um ihm zu sagen:

„Nun, Herr Stamply, jetzt kennen Sie die Urheber der schändlichen Manöver, von denen Sie eben sprachen, sämmtlich. Warum überhäufen Sie nicht auch dieses Kind mit Ihrer Verachtung und Ihrem Zorne? Sie sehen, daß es auch Theil gehabt hat an dem abscheulichen Complotte."

Bei diesen Worten erbebte Bernard, als schlinge sich eine Schlange um seine Füße; aber fast in demselben Augenblicke kehrte Helene zu ihm zurück und sagte:

„Der Tod Ihres Vaters hat mir ernste Pflichten gegen Sie auferlegt. Ich sah ihn verscheiden, ich empfing sein letztes Lebewohl und seinen letzten Seufzer. Dieses heilige Vermächtniß muß aus meinem Herzen in das Ihrige übergehen. Kommen Sie, vielleicht ist es Ihnen ein Trost, von dem sprechen zu hören, der nicht mehr ist, während wir in den Alleen hinwandern, die er so sehr liebte."

Mit diesen Worten legte Helene ihre Hand auf den Arm Bernards, den sie so mit sich führte, wie ein Kind. Als sie fort waren, warf sich der Marquis auf einen Sessel und ließ, da er sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, seinem Zorn freien Lauf. Es lagen in ihm zwei feindliche Gefühle, die einander erbittert bekämpften, abwechselnd unterlagen und siegten, die Selbstsucht nämlich und der Familienstolz. Die Selbstsucht war offenbar am stärksten, aber sie konnte nicht siegen, ohne daß der Stolz sich heftig sträubte. In Gegenwart Bernards hatte die Selbstsucht gesiegt, sobald er aber hinaus war, riß sich der Stolz gewaltsam auf und gewann so die Oberhand wieder.

„Marquis," sagte die Frau von Vaubert endlich zu ihm, nachdem sie ihn lange lächelnd und mitleidig angehört hatte, „lassen wir die Kinderei. Wenn Sie sich auch sträuben, Sie ändern doch nichts an dem was einmal geschehen ist. Was geschehen ist, ist geschehen. Das Gegentheil kann Gott selbst nicht wollen und seine Macht würde daran scheitern."

„Wie?" rief der Marquis aus, „ein Mensch, dessen Vater meine Felder ackerte und dessen Mutter zehn Jahre lang jeden Morgen die Milch ihrer Kühe hierher gebracht hat, soll mich in meinem Hause beleidigen, ohne daß ich etwas dagegen thun dürfte? Ich soll ihn nicht blos nicht hinauswerfen lassen, sondern vielmehr gastlich aufnehmen, fetiren, ihm zulächeln und wohl gar die Tochter an den Hals werfen? Haben Sie gehört, mit welchem Tone dieser Bauersohn von dem Schweiße

seines Vaters sprach? Wenn die jetzigen Menschen dies gesagt haben, glauben sie alles gethan zu haben. Der Schweiß des Volkes! Der Schweiß ihrer Väter! Die Thoren! Als wenn ihre Väter den Schweiß und die Arbeit erfunden hätten! Bilden sie sich ein, unsere Väter hätten nicht auch Schweiß vergossen? Es regt meine Galle auf, Frau Baronin, wenn ich die Anmaßungen dieses Pöbels sehe, der sich einbildet, er arbeite und leide allein, während die großen Familien die Hände nur zu öffnen brauchten, um Schlösser und Güter in Empfang zu nehmen. Und solche Leute machen uns den Stolz und die Eitelkeit auf die Ahnen zum Vorwurfe?"

„Mein Gott, Marquis, Sie haben vollkommen Recht," entgegnete die Frau von Vaubert. „Sie haben das Recht für sich, das leugnet und bestreitet Niemand; leider hat aber jener Husar das Gesetz, das sogenannte bürgerliche Gesetz für sich. Noch einmal, Sie sind nicht mehr hier in Ihrem Eigenthume, jener Mensch ist es vielmehr und das müssen Sie zu begreifen versuchen."

„Wenn es so ist, Frau Baronin," entgegnete Herr von La Seiglière, „so ziehe ich die Armuth der Schande vor und will lieber das Vermögen verlieren als die Ehre. Die Verbannung schreckt mich nicht; ich kenne den Weg dahin. Ich werde abreisen und werde das Vaterland noch einmal, zum letzten Male, verlassen. Ich verliere dabei allerdings mein Vermögen, bewahre mir aber fleckenlos meinen guten Namen. Meine Rache steht fest; es soll keine La Seiglière mehr in Frankreich geben."

„Mein guter Marquis, darüber wird sich Frankreich leicht trösten."

„Frau Baronin!" rief der Marquis hochroth im Gesicht. „Wissen Sie, was eines Tages der König Ludwig XIV. bei seinem kleinen Lever sagte, als er meinen Uhran unter den Edelleuten seines Hofes erblickte? Marquis von La Seiglière, sagte der große König zu ihm, indem er ihm gnädig auf die Achsel klopfte . ."

„Und ich sage Ihnen, Marquis von La Seiglière, daß Sie bleiben," fiel die Baronin von Vaubert fest ein. „Sie werden sich nicht an dem versündigen, was Sie Ihren Ahnen, was Sie Ihrer Tochter und was Sie sich selbst schuldig sind. Sie werden das Erbe Ihres Hauses nicht so feig im Stiche lassen. Sie werden bleiben, gerade weil Ihre Ehre auf dem Spiele steht. In unserem Alter geht man übrigens nicht in die Verbannung; das war wohl in der Jugend gut, als wir die Zukunft und eine lange Hoffnung vor uns hatten. Warum wollen Sie sich auch entfernen? Seit wann zieht man sich zurück, wenn man des Sieges sicher ist? Wir siegen, fühlen Sie das nicht? Wenn dieser Bernard eine einzige Nacht in dem Schlosse zubringt, so ist alles gewonnen."

In diesem Augenblicke bemerkte die Baronin, welche am Fenster stand, ihren Sohn, der nach dem Parkthor zukam. Sie überließ deshalb den Marquis seinen Gedanken, eilte fort, hielt Raoul an dem Thore auf, kehrte mit ihm nach Vaubert zurück und fand einen Vorwand, um ihn in ein benachbartes Schloß zu senden.

Helene und Bernard gingen unterdeß langsamen Schrittes, das Mädchen am Arme des jungen Mannes, auf und ab. Sie erzählte ihm mit rührender Einfachheit die Geschichte der beiden letzten Jahre, welche der alte Stamply auf dem Gute zugebracht hatte. Sie schilderte, wie sie einander hätten kennen und lieben gelernt, sprach von ihren Spaziergängen und Ausflügen, von ihren vertraulichen Gesprächen und von dem Raume, den Bernard in diesen Unterhaltungen eingenommen. Bernard hörte schweigend und entzückt zu; schon empfand er ihren besänftigenden Einfluß. Im Gespräche waren sie endlich wieder in die Nähe des Schlosses gekommen. Der Tag sank und die Sonne warf lange Schatten. Am Fuße der Vortreppe wollte Bernard Abschied von dem Fräulein nehmen, Helene aber ließ seinen Arm nicht los, sondern zog ihn sanft in das Zimmer, in welchem die Baronin bereits wieder bei dem Marquis erschienen war.

„Sie sind bewegt," sagte sie sogleich zu Bernard; „wie konnte es auch anders sein? Sie haben schon als Kind auf dem Rasen dieses Parkes gespielt und im Schatten seiner Bäume Ihre ersten Träume geträumt. Auch war es der letzte Lieblingsspaziergang Ihres Vaters, der Sie gleichsam in jeder Allee hervortreten zu sehen hoffte."

„Ich sehe ihn noch vor mir," fiel der Marquis ein, „mit seinem weißen Haar, seinen blauen wollenen Strümpfen, seiner Zwillichweste und seinen kurzen Sammetbeinkleidern. Man hätte ihn für einen Patriarchen halten können."

„Er war wirklich ein Patriarch," fiel die Baronin ein.

„Patriarch oder nicht Patriarch, er war ein braver Mann!" sprach der Marquis. „Und gar nicht dumm."

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Wir haben in der vorletzten Nummer etwas von Rossinis Eß-Philosophie und einen Brief desselben mitgetheilt. Die Notiz war aus einem größern Artikel in der Revue des deux Mondes entlehnt. Jetzt hat uns Herr Oettinger nachgewiesen, daß jener Artikel der Revue — ohne Angabe der Quelle — seinem Narrenalmanach für 1845 entnommen und daß der angebliche Brief Rossinis von ihm erfunden sei.

Dr. D.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 47. 1844.

Wellington und seine Statue in London.

Ueber die Geschichte Wellington's kein Wort; es wäre eine Beleidigung unserer Leser, wenn wir ihnen erzählen wollten, was der berühmte Herzog in seinem langen Leben gethan und gewirkt und welche Verdienste er sich, namentlich um England, erworben hat. Diese Verdienste sind von seinem Vaterlande vielfach und glänzend belohnt worden und der neueste Beweis der hohen Achtung und Verehrung, in welcher der gefeierte Held steht, ist die Statue, welche ihm bei Lebzeiten die Bürger Londons vor der neuen Börse errichtet haben. Das Metall zu der Bildsäule lieferte die Regierung in den Kanonen, welche Wellington selbst dem Feinde abgenommen hat, und die Enthüllung dieser Statue erhielt eine besondere Weihe durch die Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Sachsen.

Die Statue steht auf einem großen freien Platze und gehört unbestritten zu den besten, welche in unserer Zeit die Kunst geschaffen hat. Das Pferd, das 80 Centner wiegt, ist fehlerfrei, anmuthig und zugleich kühn geformt. Das Portrait des Herzogs ist im höchsten Grade ähnlich, während seine Haltung auf dem Pferde so ungezwungen und leicht ist, wie sie bei dem Mangel von Steigbügeln sein kann. Am wenigsten zufrieden kann man wohl mit dem Costüme sein, das weder ganz antik, noch ganz modern ist. Die Kosten des Ganzen belaufen sich auf ungefähr 80,000 Thaler und das Modell rührt von Chantrey, dem größten englischen Bildhauer der neuen Zeit, her, den aber der Tod bei dieser Arbeit überraschte, so daß sie durch einen seiner Schüler, Weeks, vollendet werden mußte.

Auf dem beiliegenden Stahlstiche, der diese Statue zeigt, haben wir Theile von dem berühmten Wellington-Schilde hinzufügen lassen, der be-

(Wellington.)

kanntlich nach der Zeichnung von Stothard in Silber ausgeführt wurde und in Basso Relievo, am Rande in zehn Abtheilungen, Hauptereignisse aus dem militairischen Leben des Herzogs bis zu dem Frieden von 1814 darstellt, so daß die Hauptschlacht des Helden, die von Waterloo, darauf fehlt. Diese zehn Felder stellen dar:

Den Sieg von Assaye (in Indien) am 23. September 1803.
Die Schlacht von Vimiera am 21. August 1808.
Den Uebergang über den Duro am 12. Mai 1809.
Die Linien von Torras Vedras am 6. März 1811.
Die Erstürmung von Badajoz am 6. April 1812.
Die Schlacht von Salamanca am 22. Juli 1812.
Die Schlacht von Vittoria am 21. Juni 1813.
Die Schlacht an den Pyrenäen am 8. Juli 1813.
Der Einzug in Toulouse am 12. April 1814.
Die Ertheilung der Herzogswürde im Jahre 1814.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

In diesem Tone zog sich das Gespräch lange hin, ohne daß Bernard ein Wort einfließen lassen konnte, bis ein Diener meldete, daß servirt sei. Der Marquis bot der Baronin den Arm, Helene nahm den Arm Bernards und alle vier begaben sich in den Speisesaal. Das Alles geschah so schnell und war so natürlich, daß Bernard nicht wußte, wie ihm geschah, als er mit einem Male neben Helene an dem Tische des Marquis saß. Er wollte aufstehen und entfliehen, aber das schöne Mädchen sagte zu ihm:

„Dies war lange der Platz Ihres Vaters; von nun an wird er der Ihrige sein."

„Es hat sich nichts verändert," meinte der Marquis; „es ist nur ein Kind mehr im Hause."

Bernard wußte nicht, ob er wache oder träume, breitete endlich rasch seine Serviette aus und blieb sitzen.

Gleich bei dem ersten Gerichte sprachen der Marquis und die Baronin, als bemerkten sie den Gast nicht, als sei Bernard gar nicht da, oder vielmehr als gehöre er zu der Familie. Bernard seiner Seits verhielt sich still; er nippte nur von dem Weine und rührte die Speisen kaum an. Man nöthigte ihn nicht; man that sogar, als bemerke man seine finstere Stimmung nicht. Wie jedes Mal im Anfange einer Mahlzeit betraf das Gespräch gleichgiltige Gegenstände; allmälig aber kam man auf die Tagespolitik. Bei manchen Worten, die dem Marquis entschlüpften, horchte Bernard gespannt auf und endlich kam es zu einer lebhaften Debatte. Die Baronin von Vaubert leitete dieselbe sehr gewandt und als nach einiger Zeit der Marquis sagte: „Ich dächte, wir tränken nun einmal auf das Andenken an Ihren Vater und auf Ihre glückliche Wiederkehr," erhob Bernard sein Glas und stieß mit dem Marquis an.

Nachdem man von der Tafel aufgestanden war, sollte ein Spaziergang im Park gemacht werden. Der Abend war außerordentlich schön. Helene und Bernard gingen neben einander hinter dem Marquis und der Baronin, welche leise mit einander sprachen und endlich an einer Biegung des Weges verschwanden. Helene ging langsam, träumerisch und zerstreut weiter, während Bernard, bleicher als der Mond, der durch die Bäume schimmerte, sich unbewußt an der ersten Unruhe seines Herzens berauschte. Im Salon, wohin man bald darauf zurückkehrte, an dem lustig knisternden Feuer, nahm die Unter-

haltung ihren Gang wieder. Bernard, der auf einem weichen Sessel unweit von Helenen saß, die sich mit einer Stickerei beschäftigte, empfand den Reiz dieses traulichen Familienlebens und allmälig sah er sich verlockt, von seinen Abenteuern zu erzählen. Er sprach gut, er schilderte lebhaft, Helene ließ die Nadel fallen, hörte ihm mit klopfendem Herzen zu und betrachtete den Erzähler mit unverstellter Bewunderung.

So wurde es spät und — was er auch vorschützte, er mußte den Abend im Schlosse bleiben.

7.

Fräulein von La Seiglière wachte allein noch in dem stillen großen Hause. Sie hatte den Elnbogen auf ein offenes Fenster, die Stirn auf die Hand gestützt und hörte gedankenvoll auf das Rauschen des Wassers und der Bäume, auf die geheimnißvolle Stimme der Natur, die am vernehmlichsten in der Nacht spricht. Unter alle diese Töne mischte sich das erste Beben eines Herzens, in welchem das wahre Leben aufzubrechen begann, gleich einer verborgenen Quelle, die sich empordrängt und das Moos und den Rasen allmälig emporhebt. Helene war in einer graziösen und eleganten, aber kalten, gemessenen, langweiligen Welt aufgewachsen. Ihre Gespräche mit dem alten Stamply, die Briefe Bernards, das Bild und die Erinnerung an einen Todten, den sie nicht gekannt hatte, waren die Poesie ihrer Jugend gewesen. Die Briefe namentlich waren ihr Schatz gewesen, wie ein geliebtes Buch. Jetzt, da Bernard lebte, hatte sie das Recht nicht mehr, diese Briefe zu behalten, die ihr der alte Stamply auf seinem Sterbebette übergeben. Aber ihr Herz empfand ein gewisses Weh, da sie sich von ihnen trennen sollte; sie holte sie endlich, las einen nach dem andern noch einmal, zum letzten Male, und nahm zuletzt von diesen Gefährten ihrer Einsamkeit Abschied. Darauf trat sie nochmals auf den Balcon und blickte zu den Sternen empor, die am Himmel funkelten.

Ob es gleich seit mehreren Stunden Tag war, so erwachte Bernard doch im Dunkel, da alle Fenster dicht verschlossen waren. Er horchte; dann richtete er sich auf und sammelte seine Gedanken. Er nannte sich eine Memme, einen Eidbrüchigen und Ehrlosen. Der Baronin hätte er das Genick brechen mögen; eine völlig genügende Strafe für den Marquis kannte er gar nicht; selbst Helene fand keine Gnade vor seinem Zorn. Rasch stand er endlich auf, kleidete sich an, drückte den Hut tief über die Stirn herein, nahm seine Reitpeitsche und ging, ohne Abschied nehmen zu wollen, aus dem Schlosse mit dem Vorsatze hinaus, dasselbe nicht eher wieder zu betreten, bis er die La Seiglières daraus vertrieben haben würde.

In dem weiten Hofe begegnete er Helenen, die im Morgennegligé, schöner, als er sie am Tage vorher gesehen hatte, aus ihrem Zimmer trat. Ihr Anblick zerstreute den Zorn Bernards, wie die Sonne die Nebel vertreibt. Das Mädchen ging gerade auf den jungen Mann zu und sagte:

„Ich suchte Sie.“

Bernard zuckte zusammen; der Zauber begann von Neuem zu wirken. Er befand sich eben mit ihr an einer kleinen Pforte, die ins Freie führte. Helene öffnete sie, legte ihre Hand auf Bernards Arm und sagte:

„Kommen Sie; es ist noch zeitig, wir wollen einen Spaziergang machen.“

„Mein Fräulein,“ entgegnete Bernard mit bebender Stimme, indem er sich sanft von der Hand Helenens frei machte, „ich ehre und verehre Sie; ich halte Sie auch für so edel, als Sie schön sind, und fühle, daß, an Ihnen zu zweifeln, eine eben so schwere Sünde wäre, als an Gott zu zweifeln. Sie haben meinen Vater geliebt und waren lange der Schutzengel seines Alters. Ich danke Ihnen und segne Sie dafür. Sie erfüllten die Pflichten des Abwesenden, und ich werde in meinem Herzen ewig die Dankbarkeit für Sie tragen; aber lassen Sie mich fort von hier. Ich kann Ihnen die Gründe nicht auseinandersetzen, die mir gebieten, das Schloß jetzt zu verlassen, aber Sie werden einsehen, daß sie unabweislich sind, da ich die Kraft habe, mich selbst aus Ihrer Gegenwart zu entfernen.“

Fräulein von La Seiglière glaubte diese Gründe zu kennen und antwortete: „Wenn Sie allein sind, wenn Sie keine ernste Neigung haben, die Sie anders wohin zieht, wenn Ihr Herz fesselos ist, so weiß ich wirklich nicht, warum Sie nicht bei uns leben wollten. Auch sind Sie hier in Ihrem Eigenthume und Niemandem wird es einfallen, Ihren Meinungen und Ihrer Lebensweise irgendwie entgegenzutreten. Wenn Sie es vorziehen, werden Sie uns gar nicht sehen, wählen Sie sich eine Lebensweise, die Ihnen am besten zusagt.“

„Mein Platz ist nicht neben dem Marquis von La Seiglière.“

„Damit wollen Sie sagen, der Marquis sei hier nicht an seinem Platze, da wir an dem Ihrigen sind.“

Bernard erröthete, wurde verlegen und schwieg.

„Sie sehen ein, daß Sie uns nicht verlassen können, und Sie werden uns nicht verlassen. Kommen Sie,“ setzte Helene hinzu, indem sie den Arm des jungen Mannes wieder nahm, „ich habe Ihnen noch etwas zu übergeben, was Ihr Vater auf seinem Sterbebette in meine Hände legte.“

Bei diesen Worten zog sie Bernard mit sich fort, der ihr noch einmal folgte, und beide betraten einen Weg, der zwischen Hecken hinführte. Es war ein lachender Herbstmorgen. Bernard erkannte jedes Plätzchen wieder; bei jedem Schritte erwachte eine Erinnerung in ihm, bei jeder Biegung des Weges trat ihm ein Bild aus seiner Jugend entgegen. Sie sprachen von vergangenen Tagen. Bernard schilderte seine unruhige Jugendzeit, Helene die stillen Tage der Verbannung. Wenn es einige Leser unpassend finden sollten, daß die Tochter des Marquis von La Seiglière in einfacher Morgenkleidung am Arme eines jungen Mannes umherwanderte, den sie am Abend vor-

her zum ersten Male gesehen hatte, so vergessen sie, daß das Mädchen zu keusch und rein war, als daß sie die züchtige Zurückhaltung hätte besitzen können, welche die Welt von ihren Vestalinnen verlangt, daß Helene ferner in der Einsamkeit und Freiheit aufgewachsen war und eine Pflicht zu erfüllen glaubte, wenn sie der geheimen Neigung ihres Herzens folgte. Nach einem Spaziergange von einer Stunde gelangten sie an das Haus, wo Bernard geboren war. Er konnte bei dem Anblicke dieses Häuschens, in dem nichts verändert war, sein aufwallendes Gefühl nicht bergen. Er wollte Alles sehen und setzte sich dann neben Helenen in dem Hofe auf dieselbe Bank nieder, auf welcher sein Vater einige Tage vor seinem Tode gesessen hatte. Beide waren gerührt und schwiegen. Als Bernard endlich den Kopf wieder emporrichtete, war sein Gesicht mit Thränen überströmt.

„Mein Fräulein," sagte er, indem er sich zu Helenen wendete, „ich habe Ihnen gestern meine sechsjährige Gefangenschaft geschildert. Sie sind gut, ich weiß und fühle es. Vielleicht haben Sie meine Leiden beklagt; aber mein stärkstes verschwieg ich noch. Diese Qual hat noch nicht aufgehört und ich trage sie in mir, wie den Geier, der an mir zehrt. Als ich meinen Vater verließ, war er schon alt und allein in der Welt. Vergebens hielt er mir ein, daß er nur mich auf der Welt habe. Ich verließ ihn mitleidslos, um dem Phantome nachzujagen, das man den Ruhm nennt. In dem Geräusch des Lagerlebens und im Rausche des Krieges dachte ich nicht daran, daß ich ein Undankbarer sei; aber in der Stille der Gefangenschaft drückte mich dieser schreckliche Gedanke nieder. Ich sah fortwährend meinen Vater vor mir, wie er von Allen verlassen meinen Tod beklagte. Ich fand keine Ruhe und Rast mehr bis diesen Augenblick."

„Er segnete sterbend Ihr Andenken," antwortete das junge Mädchen, „und schied mit Freuden von hinnen, weil er hoffte Sie da oben zu finden."

„Sprach er nie mit Bitterkeit von mir?"

„Immer nur mit Liebe, fast mit Begeisterung."

„Er verfluchte mich nie, weil ich ihn verlassen?"

„Er fühlte nur Stolz bei dem Gedanken an Sie. Sie waren für ihn nicht mehr und doch machten Sie noch immer sein ganzes Leben aus. Er beweinte Sie und lebte doch nur in Ihnen und durch Sie. Ehe er starb, übergab er mir Ihre Briefe als das Theuerste und Kostbarste, was er wegzugeben hatte. Hier sind diese Briefe," sagte Helene, indem sie dieselben aus einem Sammettäschchen nahm und sie Bernard überließ. „Sie lehrten mich Frankreich kennen und lieben."

„Helene," rief Bernard mit bewegter Stimme aus, „ich danke Ihnen und segne Sie noch einmal, denn Sie halfen dem Vater sterben und helfen dem Sohne leben."

Stiller, schweigender als sie gekommen waren, kehrten sie zurück. Der Marquis empfing Bernard freundlich, der zwischen dem Alten und dessen reizender Tochter Platz am Frühstücktische nehmen mußte. So sich selbst überlassen, war der Marquis allerliebst und wenn er sich einige Unvorsichtigkeiten erlaubte, so hatten dieselben einen Character der Offenheit und Ehrlichkeit, welche dem offenen, ehrlichen Character seines Gastes nicht mißfielen. Das Frühstück verging unter angenehmen Geplauder und der Tag wie ein Traum, denn Bernard wollte immer fort und sah sich immer wieder durch eine neue Episode zurückgehalten. Er blätterte mit Helenen in Albums, ging mit dem Marquis in das Billardzimmer, fuhr im offenen Wagen mit spazieren, besuchte die Ställe und sprach über Pferde mit dem alten Herrn, welcher diese Thiere liebte und ein Kenner derselben sein wollte. Nachmittags fand sich die Frau von Vaubert wieder ein, die alle Grazie und ihren ganzen Geist aufbot. Das Mittagsessen war fast heiter. Abends am Kamine vergaß sich Bernard noch einmal so weit, von seinen Schlachten zu erzählen und als die Mitternachtstunde vorüber war, drückte er dem Marquis die Hand, ging in sein Zimmer mit dem Vorsatze, am andern Tage gewiß sich zu entfernen, rauchte eine Cigarre, legte sich nieder und träumte angenehm.

Was wurde unterdeß aus unserem jungen Baron? Am Vormittage ließ ihn die Frau von Vaubert in ihr Zimmer rufen.

„Raoul," begann sie sogleich, „liebst Du mich?"

„Welche Frage, Mutter!" antwortete der junge Mann.

„Bist Du mir mit Leib und Seele ergeben?"

„Hast Du jemals daran gezweifelt?"

„Wenn Dich wichtige Interessen, die mich betreffen, nöthigten, nach Paris zu reisen?"

„Würde ich sofort aufbrechen."

„Sofort?"

„Ich reise augenblicklich."

„Ohne eine Stunde Zeit zu verlieren?"

„Ich gehe," antwortete Raoul, indem er seinen Hut nahm.

„Es ist gut," sagte die Frau von Vaubert. „Dieser Brief enthält meine Instructionen; Du wirst ihn erst in Paris erbrechen. Binnen zwei Stunden geht die Post durch Poitiers. Hier ist Geld. Umarme mich und — reise,"

„Ohne Abschied von dem Marquis und dessen Tochter zu nehmen?" fragte Raoul zögernd.

„Das übernehme ich," antwortete die Baronin.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 48. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

8.

Wochen und Monate vergingen und Bernard, der immer aufbrechen wollte, blieb immer. Die Jahreszeit war schön; er jagte, ritt und gewöhnte sich bald ganz an das elegante angenehme Leben, das man auf den Schlössern zu führen pflegt. Der Marquis gefiel ihm und auch mit der Frau von Baubert hatte er sich allmälig ausgesöhnt, ob er sie gleich instinctmäßig fürchtete. Wenn dem Marquis einmal eine recht aristocratische Bemerkung entschlüpfte, so richtete Helene, die neben ihm arbeitete, das blonde Köpfchen empor und schloß durch ein Lächeln die Wunde, welche ihr Vater geschlagen hatte. Fräulein von La Seiglière, die noch immer der Meinung war, der junge Mann befinde sich in dem Schlosse in einer unangenehmen Lage, beschäftigte sich fast ausschließlich, ihn von dem Gedanken daran abzubringen. Mit der Zeit und fast ohne daß sie es selbst wußten, hatten der Marquis und Bernard eine gewisse Neigung für einander gewonnen. Der offene Character des Sohnes Stamply's, die feste Haltung, die kecke Sprache und die Begeisterung, mit welcher er von den Kriegen des Kaisers erzählte, mißfielen dem alten Herrn nicht, während die chevalerésken Kindereien des alten Edelmannes dem jungen Soldaten Unterhaltung gewährten. Sie jagten mit einander, spielten Billard mit einander, sprachen über Politik, erhitzten sich dabei, zankten sich und waren nahe dabei, einander zu lieben. — „Wahrhaftig," dachte der Marquis, „für einen Husaren, für den Sohn eines Bauern ist der Mensch gar nicht übel." — „Hm!" sprach Bernard seinerseits bei sich, „für einen Marquis hat der alte Mann etwas, das mir nicht mißfällt." Und Abends, wenn sie sich trennten, und früh, wenn sie sich wiedersahen, drückten sie einander herzlich die Hand.

Der Herbst ging zu Ende und im Winter empfand Bernard die Annehmlichkeit des vertraulichen Familienlebens noch inniger als bisher. Seit er sich im Schlosse befand, hatte man es aus Klugheit für gerathen gehalten, Besuche zu entfernen. Man lebte ganz im Familienkreise. Bernard, der den letzten Winter in den nordischen Steppen zugebracht hatte, dachte nicht daran, den Reizen einer angenehmen Häuslichkeit zu widerstehen. Er erkannte an, daß am Ende die Adeligen doch auch ihr Gutes hätten und man sich mit ihnen aussöhnen könnte, wenn man sie näher kennen lerne; er fra te sich, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn er traurig und allein in dem öden Schlosse gewohnt hätte, und redete sich vor, daß er gegen die Achtung handeln würde, die er dem Andenken seines Vaters schuldig sei, wenn er streng gegen diejenigen verfahre, welche dessen letzten Lebenstage erheitert hätten, und daß er, da man ihm seine Rechte nicht bestreite, der Zeit, dem Zartgefühle und der Rechtlichkeit seiner Wirthe es überlassen müsse, die seltsame Geschichte ohne Erschütterung und ohne Kampf zu Ende zu führen.

Für Helene entfloh die Zeit leicht und schnell, für Bernard schnell und leicht. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, um zu erkennen, was zwischen diesen beiden jugendlichen Herzen vorgehen mußte, aber der alte Edelmann, der von der Liebe soviel verstand wie von der Politik, kam gar nicht auf den Gedanken, daß sein Kind in den Sohn seines ehemaligen Pächters sich verlieben könnte. Der Frau von Baubert endlich, die bei ihrer diplomatischen Klugheit die Macht der Leidenschaft gar nicht ahnete, kam es nicht in den Sinn, daß die Anwesenheit Bernards das Bild Raouls verdrängen könne. Fräulein von La Seiglière dachte eben so wenig daran. Dieses Kind kannte die Liebe so wenig, daß sie wirklich ihren Verlobten zu lieben glaubte, und da sie sich vor Gott für die Gattin des Herrn von Baubert hielt und gegen Bernard nur freundlich zu sein glaubte, so überließ sie sich ohne Arg dem Zuge, der sie nach ihm hinriß.

Oftmals verglich sie wohl die heldenmüthige Jugend des Einen mit dem trägen Hinleben des Andern; oftmals dachte sie bei dem Lesen der Briefe Raouls an die Briefe Bernards und wunderte sich, die Zärtlichkeit des Liebhabers minder warm und minder begeistert zu finden als die Zärtlichkeit des Sohnes. Wenn Bernard mit blitzendem Auge von dem Ruhme und den Schlachten sprach, oder wenn er bei ihr saß und sie schweigend betrachtete, fühlte Helene in ihrem Herzen ein seltsames Etwas sich regen, das sie im Beisein ihres schönen Bräutigams nie empfunden hatte; aber wie hätte sie an diesen Regungen die Liebe errathen können, da sie bis jetzt die Liebe für ein stilles laues Gefühl ohne Unruhe, ohne Schmerz und Freude gehalten hatte?

Indeß kam ein Tag, an welchem sie beide gleichzeitig einen Blick in ihr Herz thun sollten.

Kurz vor der Ankunft Bernards hatte der Marquis ein junges Pferd gekauft, das für unbändig galt und das noch Niemand hatte reiten können. Helene hatte es Roland genannt in Bezug auf den rasenden Roland. Ein armer Teufel, der sich für einen vollendeten Reiter ausgab, hatte es zu bändigen unternommen, war aber schmählich abgeworfen und arg verletzt worden. Seitdem hatte sich Niemand wieder an das wilde Thier gewagt. Eines Tages, als von ihm die Rede war, rühmte sich Bernard, es zu bemeistern und in weniger als einem Monate so sanft wie ein Lamm zu machen. Die Frau von Vaubert redete ihm zu, den Versuch zu machen; der Marquis redete ihm ab und Helene bat ihn, es nicht zu thun. Bernard aber eilte in den Stall und erschien bald unter dem Balcon, auf dem sich die Baronin, der Marquis und dessen Tochter befanden, auf dem prächtigen aber schrecklichen Roland. Das herrliche Thier schäumte, jagte mit unglaublicher Wuth dahin, bäumte sich und drehete sich um zur sichtbaren Freude der Baronin, die großes Interesse daran zu finden schien, und unter dem Beifalle des Marquis, der die Geschicklichkeit des Reiters bewunderte.

Als Bernard wieder in dem Salon erschien, bemerkte er, daß Helene todtenbleich war. Den ganzen Tag über sprach sie kein Wort mit ihm und schenkte ihm keinen Blick; erst am Abend, als Bernard, der sie beleidiget zu haben glaubte, schweigend und traurig neben ihr stand, während die Baronin und der Marquis sich in eine Schachpartie vertieft hatten, sagte Helene kalt und leise, ohne die Augen aufzuschlagen und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen: „Warum spielen Sie so tollkühn mit Ihrem Leben?"

„Mit meinem Leben?" antwortete Bernard lächelnd; „das ist sehr wenig."

„Das wissen Sie nicht," sagte Helene.

„Es liegt Niemandem etwas daran," fuhr Bernard mit bebender Stimme fort.

„Das wissen Sie nicht," sagte Helene nochmals. „Uebrigens ist es gottlos, so leichtfertig mit einer Gabe Gottes zu verfahren."

„Schach und matt!" rief der Marquis aus.

„Und Sie werden das Pferd nie wieder reiten," fuhr Helene mit gebieterischem kalten Tone fort, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen und so leise, daß sie nur von dem jungen Manne gehört werden konnte, der sich bald entfernte, um die Unruhe seines Herzens zu verbergen.

9.

So standen die Sachen und nichts deutete an, daß sie eine andere Wendung nehmen würden. Die Stellung Bernards schien unangreifbar zu sein und der Marquis konnte vernünftiger Weise nichts hoffen, als daß der junge Mann selbst sie nicht ändere. Der alte Mann schwankte wie ein Rohr hin und her; er liebte oder vielmehr er duldete Bernard gern, so oft er sich seinem Gefühle hingab, und vergaß, mit welchem Rechte der Sohn Stamply's an seinem Tische sitze; wenn er aber nachzudenken anfing, drückte ihn das Gefühl seiner Abhängigkeit nieder und er sah in dem Jünglinge einen Feind im Hause, ein Damoclesschwerdt, das flammend an einem Faden über seinem Haupte hing. So gab es für ihn gewissermaßen zwei Bernards, einen, der ihm nicht mißfiel, und einen andern, den er gern hundert Fuß tief in der Erde gesehen hätte. Er hatte sich in Vielem geändert. Auch die Frau von Vaubert besaß die Sicherheit nicht mehr, welche sie anfänglich gezeigt hatte. Zwar hatte sie die Partie keineswegs aufgegeben, denn sie war nicht die Frau, welche sobald muthlos würde, aber der Marquis merkte es wohl, daß sie ungewiß, unentschlossen und verlegen geworden war. Sie hatte Bernard beobachtet und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß mit ihm keineswegs leicht ein Abkommen zu treffen sein würde; sie hatte erkannt, daß sie es mit einem Manne zu thun habe, der Bedingungen vorschreibt, nicht aber Bedingungen sich vorschreiben läßt, mit einem Manne, der wohl entsagen kann, nie aber mit sich handeln läßt. Da es sich nun hier um die Entsagung einer Million handelte, so war es nicht wahrscheinlich, daß Bernard so leicht zurückträte, wie uneigennützig er auch sein mochte. Nur Helene konnte ein solches Wunder zu bewirken versuchen; nur sie war im Stande, das Werk der Verführung zu beendigen, das, ihr unbewußt, ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre Jugend so siegreich begonnen hatten. Leider aber besaß Helene einen zu rechtlichen Sinn. Wenn sie auch den Zauber besaß, welcher Löwen verliebt macht, so verstand sie doch die Kunst nicht, ihnen die Krallen zu beschneiden und die Zähne abzufeilen. Wie war es möglich, dieses edele Herz dahin zu bringen, daß es, ohne etwas davon zu ahnen, das Werkzeug der List werde und die Intrigne fördern helfe? Das war das Geheimniß, welches die Baronin bisher nicht zu ergründen vermocht hatte.

„Nun, Frau Baronin?" fragte der Marquis oftmals mit traurigem Kopfschütteln.

„Nun, Herr Marquis," antwortete sie dann, „wir müssen zusehen und warten. Dieser Bernard ist nicht der, auf welchen wir gerechnet hatten. Es fehlt ihm eine gewisse Erhabenheit der Ideen und Ansichten nicht, die freilich jetzt nicht mehr unser ausschließliches Eigenthum ist. In Folge der Revolution, die alle Classen untereinander gemischt und alle Grenzlinien verwischt hat, will der Pöbel sogar uns dem Herzen nach gleich stehen; die gemeinsten Menschen würden sich für entehrt halten, wenn sie nicht die Ehrenhaftigkeit eines Rohan und den Stolz eines Montmorency zur Schau trügen. Es ist lächerlich, aber wahr."

„Wir spielen doch ein schlechtes Spiel, Frau Baronin," fiel der Marquis ein, „und nicht einmal die Aussicht auf Gewinn entschuldiget uns. Ich folgte Ihrem Rathe und stehe nun auf dem Punkte, mit meinem Vermögen zugleich meine Ehre einzubüßen. Das ist zu viel. Wie wird die Comödie

enden? Sie wiederholen fortwährend, wir hätten unsere Beute sicher, aber ich möchte vielmehr sagen, unsere Beute hielte uns fest."

„Wir müssen zusehen und abwarten," wiederholte die Baronin. „Heinrich IV. eroberte sein Reich nicht in einem Tage."

„Aber er eroberte es durch sein unbeflecktes Schwerdt."

„Sie vergessen die Messe."

„Die Messe, die ich höre, dauert nun schon drei Monate und ich bin damit noch immer erst bei dem Eingange."

Wie schwer es ihm auch wurde, Fremde in das Geheimniß seines Abenteuers einzuweihen, das übrigens für Niemanden mehr ein Geheimniß war, mit welchem Widerstreben er sich auch den Advokaten hingab, es war mit ihm soweit gekommen, daß er sich endlich entschloß, einen berühmten Rechtsgelehrten in Poitiers zu Rathe zu ziehen. Der Marquis zweifelte noch immer an der Giltigkeit der Ansprüche seines Gastes und mochte nicht glauben, daß ein Gesetzgeber, und wäre derselbe ein Corse, die Unbilligkeit so weit treiben könnte, so übertriebene Anforderungen zu begünstigen. Auf die Gefahr hin also, seine letzte Hoffnung zu verlieren, ließ er eines Tages den Advokaten von Poitiers in sein Schloß rufen und legte ihm die Sache klar vor, um zu erfahren, ob es ein ehrenhaftes Mittel gebe, sich von Bernard loszumachen oder ihn wenigstens zu einem Vergleiche zu zwingen, der weder seine Ehre noch das Vermögen seiner Familie gefährde. Jener berühmte Advokat hieß Des Tournelles, war ein kleiner alter geistreicher Mann aus einer angesehenen Rechtsgelehrten-Familie und achtete deshalb den Adel nicht besonders, wie er die La Seiglières im Besondern nicht eben liebte, zumal er einmal, vor dreißig Jahren, von dem Marquis beleidiget worden war, was er ihm noch nicht vergessen hatte. Er freute sich deshalb im Stillen, den verhaßten Adeligen so in der Klemme zu sehen. Nachdem er die Erzählung mit angehört, auch die Schenkungsurkunde selbst geprüft und daraus ersehen hatte, daß dem Sohne des Schenkgebers durchaus nichts vergeben war, bewies er dem Marquis mit innigem Vergnügen, daß ihm das Gesetz nicht nur kein Mittel gebe, Bernard zu vertreiben, daß es vielmehr diesen ermächtige, ihn und seine Tochter ohne Umstände hinauszuweisen. Ja, der alte Fuchs blieb nicht einmal dabei stehen, er entwickelte sogar ausführlich, daß das Gesetz keineswegs unbillig, sondern gerecht und weise sei. Der Advokat war beredt und die Worte flogen aus seinem Munde wie Pfeile von einem Bogen, so daß der arme Marquis, wie ein Mensch, der unter einen Bienenschwarm gerathen ist, vor Angst schwitzte, unruhig auf dem Stuhle hin- und herrückte, und den Einfall verwünschte, den unbarmherzigen alten Schwätzer berufen zu haben. Ein Mal rief er sogar außer sich aus:

„Genug! Genug! Donnerwetter, Sie mißbrauchen, wie es mir scheint, Ihre Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit . . Ich bin vollkommen unterrichtet und mag gar nicht mehr wissen."

„Herr Marquis," antwortete der alte Advokat, der noch nicht Lust hatte, sein Opfer loszulassen, „ich bin hier der Arzt Ihres Vermögens und Ihrer Ehre und ich würde Ihres Vertrauens unwürdig sein, das Sie mir heute geschenkt haben, wenn ich nicht wenigstens mit gleicher Offenheit antwortete. Die Sache ist ernst und Sie können aus ihr nicht herauskommen, wenn Sie etwas verschweigen, oder wenn ich Sie schone."

Die letzten Worte fielen wie ein wohlthuender Thau auf das wunde Herz des Marquis.

„Also," fragte er zögernd und demüthig, „also ist doch noch nicht Alles verloren?"

„Nein," antwortete der schlaue Des Tournelles lächelnd, „nein, wenn Sie sich herbeilassen, Alles zu gestehen und Alles anzuhören. Ich wiederhole Ihnen, Herr Marquis, daß Sie in mir nur einen Arzt sehen müssen, der Ihre Leiden zu erforschen sucht, um Sie davon befreien zu können."

Der Marquis erzählte also, bis auf einige Einzelnheiten, die er übergehen zu dürfen glaubte, Alles, seine Rückkehr, die Ankunft Bernards und wie der junge Mann in dem Schlosse zurückgehalten worden. Als er endlich seine Geständnisse schloß, nahm der Advokat eine ernste Miene an und zuckte traurig die Achseln.

„Es ist doch ernst, sehr ernst, ernster, als ich eben noch glaubte. Herr Marquis, Sie dürfen sich nicht verheimlichen, daß Sie sich in der unangenehmsten Lage befinden, in welcher jemals ein Edelmann gewesen ist. Sie sind nicht mehr in Ihrem Hause; nicht Sie dulden Bernard, sondern er duldet Sie. Sie sind in seinen Händen und hängen von seiner Willkür ab. Der junge Mann kann Ihnen jeden Tag die Thüre weisen. Ich weiß wohl, daß er ein Interesse dabei hat, Sie unter seinem Dache zu behalten, Sie und Ihre liebenswürdige Tochter, ich weiß, daß er nicht leicht so ausgezeichnete Gäste finden würde; ja ich gehe noch weiter und behaupte, es ist sogar seine Pflicht, Sie wo möglich bei sich zu behalten . . Sie sind so gütig gegen seinen Vater gewesen! Ob ich gleich die Ehre nicht habe, Herrn Stamply zu kennen, so zweifle ich doch nicht, daß er dankbar ist, wenigstens verräth bis jetzt Alles von ihm ein edeles Herz; aber er ist jung, er wird sich verheirathen, er wird Kinder bekommen; Herr Marquis, ich bin es Ihnen schuldig, die Wahrheit zu sagen: Sie befinden sich in einer sehr schwierigen Lage."

„Zum Teufel auch," platzte jetzt der Marquis heraus; „ich habe Sie nicht zu mir beschieden, damit Sie die Tiefe des Abgrundes berechneten, in den ich gefallen bin, sondern damit Sie mir ein Mittel angäben, wie ich wieder herauskommen kann. Erst also helfen Sie mir heraus, dann messen Sie."

„Erlauben Sie, erlauben Sie," entgegnete Des Tournelles, „ehe ich Ihnen eine Leiter reiche, muß ich wissen, wie lang sie sein muß . . Der Abgrund ist tief, Herr Marquis, und Sie können sich Glück wünschen, wenn Sie aus demselben herauskommen. Und welche Geschichte ist die Ihrige! Der Marquis von La Seiglière, einer der größten Namen der Geschichte, einer der ersten Edelleute Frankreichs, wird durch einen seiner ehemaligen Diener aus der Verbannung zurückgerufen! Dieser würdige Mann giebt Alles hin, um seinen ehemaligen Herrn zu

bereichern! Dann jener Sohn, den man für todt hielt, und der zurückkommt, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen! Es ist ein Drama, ein Roman; wir haben nichts Interessanteres in den Annalen der Gerichte. Gestehen Sie es nur, Sie werden schön erschrocken sein, als Sie den jungen Soldaten zurückkommen sahen, der in der Schlacht an der Moskwa geblieben war! Aber es ist Ihnen gewiß nicht unangenehm gewesen, den Sohn Ihres Wohlthäters gesund und wohl zu sehen."

„Zur Sache! Zur Sache!" antwortete der Marquis, dem das Blut in das Gesicht trat; „wissen Sie ein Mittel, mich aus der Verlegenheit zu reißen?"

„Wir müssen wohl eins finden," antwortete der unbarmherzige Advokat. „Sie können doch unmöglich in einer so entsetzlichen Verlegenheit bleiben. Man darf nicht sagen, ein Marquis von La Seiglière und dessen Tochter hätten auf Kosten des Sohnes ihres ehemaligen Pächters gelebt, uud wären jeden Tag der Gefahr ausgesetzt gewesen, sich schimpflich vertrieben zu sehen, wie Leute, die ihre Miethe nicht bezahlen . . Das darf nicht sein."

Der Advokat schien nach diesen Worten in tiefes Nachdenken zu versinken; dann sagte er:

„Herr Marquis, das Gesetz spricht sich sehr bestimmt aus; die Rechte des Sohnes Stamply sind unbestreitbar. Da aber jedes Recht bestritten werden kann, so habe ich die Ueberzeugung, daß Sie die Ansprüche des jungen Stamply zu Schanden machen können, wenn Sie List und Gewandtheit aufbieten. Die Schwierigkeit liegt nur darin, wie das anzufangen ist, denn Sie werden ohne Zweifel Ihre Zuflucht nicht zur Chicane nehmen wollen."

„Niemals," entgegnete der Marquis mit Stolz.

„Davon war ich überzeugt," antwortete der Advokat; „aber ich muß Sie doch darauf aufmerksam machen, daß es sich um die Besitzung Ihrer Ahnen, um eine Million, um die Zukunft Ihrer Tochter und das Geschick Ihrer Familie handelt. Das ist wohl zu berücksichtigen. Von Ihnen selbst spreche ich nicht; Sie fürchten sich weniger vor der Armuth als vor einem Flecken auf Ihrem Wappen; aber Ihre Tochter, Ihre Tochter!"

„Nun," erwiederte der Marquis nach einigem Zögern, „wenn Sie für einen glücklichen Erfolg bürgen zu können glauben, so will ich aus Liebe zu meiner Tochter den Kelch der Demüthigung bis auf die Neige leeren."

„Da sieht man das Vaterherz!" rief der Advokat aus. „Es ist also abgemacht, wir klagen. Es bleibt nur noch übrig, zu ermitteln, auf welchen Umwegen wir dahin gelangen, scheinbar gesetzlich den Sohn des braven Mannes, der Ihnen sein ganzes Vermögen gab, um seine wohlbegründeten Rechte zu bringen."

„Donnerwetter, Herr!" rief der alte Edelmann aus, der vor Scham und Zorn abwechselnd erröthete und erblaßte, „das verlange ich nicht. Ich halte es für meine Pflicht, die Güter meiner Vorfahren meiner Tochter unverkümmert zu übergeben, aber, so wahr Gott lebt! ich will jenen jungen Mann nicht berauben; ich will für ihn Alles thun, um ihm eine angenehme und ehrenvolle Stellung zu sichern."

„Edeles Herz!" rief der Advokat mit o vortrefflich erheuchelter Rührung aus, daß der Marquis selbst gerührt wurde. „Und diese adeligen Herren beschuldigt man der Selbstsucht und der Undankbarkeit! — Also wir wollen, da Sie es verlangen, für den Husaren etwas thun; auch wollen wir dies vor dem ganzen Gericht sagen, weil es einen guten Eindruck auf die Richter machen wird."

Der Advokat versank darauf nochmals in tiefes Nachdenken, während der Marquis da saß, wie ein Angeklagter, der sein Urtel erwartet. Endlich lächelte Des Tournelles und der Marquis fragte mit erleichtertem Herzen: „Nun?"

„Ja," antwortete Des Tournelles, indem er plötzlich wieder ernst wurde, „Sie sind verloren, ohne Rettung verloren. Wir dürfen, wenn man Alles genau überlegt, nicht klagen, denn Sie würden Ihren guten Namen verlieren, ohne Ihr Vermögen zu retten. Nur eins bleibt uns übrig, ein Mittel, das schon oft aus Verlegenheiten befreit hat, das Familien einander nähert, Streitigkeiten endigt, Prozesse schließt, den Haß erlöscht, — die Heirath. Fräulein von La Seiglière ist jung, auch nennt man sie schön; Bernard Stamply soll auch nicht übel sein. Geben Sie die beiden jungen Leute zusammen und Alles ist abgethan."

Diese Worte kamen dem Marquis trotz seiner gefährlichen Lage so höchst lächerlich vor, daß er fünf Minuten lang im Lachkrampfe auf dem Stuhle hin- und herrückte.

„Bei Gott!" rief er endlich aus, „Sie waren mir nach der Folter, auf der Sie mich gehalten haben, diese kleine Entschädigung schuldig. Wiederholen Sie mir das, ich bitte Sie darum!"

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, Herr Marquis," entgegnete der boshafte Alte mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, „daß das einzige Mittel, in dieser Sache Ihren Ruf und Ihr Vermögeu zu wahren, darin besteht, Fräulein von La Seiglière dem Sohne Ihres ehemaligen Pächters zur Frau anzutragen."

Das Lachen brach darauf bei dem Marquis nochmals und noch stärker aus, und als er sich etwas erholt hatte, sprach er: „Man hat mir wohl gesagt, daß Sie ein kluger und geschickter Mann wären, aber das vermuthete ich nicht von Ihnen." — Dann folgte eine Pause, nach welcher er in ganz anderem Tone fortfuhr: „Herr Advokat, Sie haben vergessen, daß ich Sie nicht rufen ließ, um einen guten Rath in Familiensachen zu erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 49. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott," entgegnete Des Tournelles unverändert, „ich begreife vollkommen, daß ein solcher Vorschlag Ihr Inneres empört. Ich denke mich an Ihre Stelle; aber wenn Sie nur ein wenig nachdenken wollen, werden Sie auch einsehen, daß es Nothwendigkeiten giebt, denen sich der gerechteste Stolz beugen muß. Ich werde, sollte ich auch Ihr Mißfallen erregen, bei meinem Vorschlage bleiben, denn wenn Sie einmal in den Clain fielen, wäre es ja auch ein Verbrechen, im Falle der, welcher Sie retten könnte, Ihnen die helfende Hand nicht reichte. Jetzt sind Sie in einen hundert Mal tieferen Abgrund gesunken und ich würde gegen meine Pflicht handeln, wenn ich nicht, selbst auf die Gefahr hin, Sie zu verletzen, alle menschlich möglichen Mittel aufböte, Sie zu retten."

„Lassen Sie die Leute in Gottes Namen ertrinken, wenn sie es wollen; es ist immer besser, nach eigenem Willen in reinem und durchsichtigem Wasser zu ertrinken, als sich an die Schande anzuklammern."

„Diese Ansichten gereichen Ihnen zur Ehre und ich erkenne daran den würdigen Erben eines Heldengeschlechts; nur fürchte ich, daß Sie die Gefahren einer Mesalliance übertreiben. Sie müssen doch anerkennen, daß die Ansichten darüber sich gewaltig geändert haben. Herr Marquis, es sind schlechte Zeiten. Mit dem Adel geht es, was man auch dagegen versucht, zu Ende. Ich hege die Ueberzeugung, daß er seinen ehemaligen Glanz nur dann wiederfinden kann, wenn er sich in die Democratie stiehlt, die Alles erfaßt. Ich habe über unsere Zukunft reiflich nachgedacht, denn auch ich bin Edelmann, und ein Beweis davon, wie sehr ich von der Nothwendigkeit durchdrungen bin, daß wir uns mit der Canaille verbinden, liegt darin, daß ich mich erst kürzlich genöthigt sah, meine ältere Tochter einem Hussier zur Frau zu geben. Es ist jetzt mit der Aristocratie wie mit den edeln Metallen, die nur fest werden können, wenn sie sich mit einem — Zuschlage vermischen. Eine Mesalliance ist in unsern Zeiten weiter nichts als ein Wetterableiter . . Geben Sie Acht, ehe zwanzig Jahre vergehen, werden die reichen Bürgerlichen an der Stelle der Adelichen sein. Wollen Sie Alles wissen, was ich denke?"

„Es liegt mir nicht gar viel daran," antwortete der Marquis.

„So werde ich es Ihnen sagen," fuhr der Unerbittliche fort. „Sie sind wegen Ihres großen Namens, Ihres großen Vermögens, Ihres großen Geistes und Ihrer Grazie in der Gegend natürlich wenig beliebt. Sie haben Feinde; welcher überlegene Mann hätte sie nicht? Sie haben viel Feinde, und es kann nicht anders sein; kurz Sie haben die Ehre, gehaßt zu werden."

„Herr . ."

„Lassen Sie die Bescheidenheit bei Seite! Man haßt Sie; . . ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen die schändlichen Verläumdungen zu hinterbringen, welche eine abscheuliche Partei fortwährend, wie Gift, über Ihr edeles Leben ausspritzt . . Man wirft Ihnen laut vor, daß Sie das Vaterland in dem Augenblicke verließen, als es in Gefahr war; man beschuldigt Sie sogar, die Waffen gegen Frankreich geführt zu haben . ."

„Ich habe nie Waffen gegen irgend Jemanden geführt."

„Ich glaube es, Herr Marquis, ich bin sogar überzeugt davon, wie alle rechtlichen Personen; leider schonen aber die Liberalen nichts und die rechtlichen Leute sind selten . . Man schildert Sie als Feind der öffentlichen Freiheiten; es geht das Gerücht, Sie haßten die Charte und Sie suchten auf Ihren Besitzungen den Zehent, die Frohnen und andere Herrenrechte wieder einzuführen. Man versichert, Sie hätten an Se. Maj. Ludwig XVIII. geschrieben, um ihm zu rathen, gestiefelt und gespornt, mit der Reitpeitsche in der Hand, in die Deputirten-Kammer zu treten wie Ludwig XIV. in sein Parlement; man behauptet, Sie feierten jährlich den Jahrestag der Schlacht von Waterloo; Sie sollen mit den Jesuiten in Verbindung stehen, ja man geht so weit, daß man erzählt, Sie beleidigten sichtbar den Ruhm unserer Heere dadurch, daß Sie täglich eine dreifarbige Rosette an dem Schweife Ihres Pferdes befestigen ließen. Noch nicht genug; man flüstert, der alte Stamply sei das Opfer einer unwürdigen Schleicherei geworden und Sie hätten ihn dann vor Gram sterben lassen. Ich möchte Sie nicht erschrecken, aber ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn eine zweite Revolution ausbräche, nur Gott allein wissen kann, was uns vorbehalten ist; vielleicht müßten Sie zum zweiten Male fliehen, wenn nicht gar Ihr Kopf fiele."

„Wissen Sie, Herr, daß das eine Infamie ist?" entgegnete der Marquis; „wissen Sie, daß die Liberalen schreckliche Menschen sind? Ich ein Feind der Freiheit! Ich verehre die Freiheit. Und warum sollte ich die Charte verabscheuen! Ich kenne sie ja gar nicht. Ich werde auf so schmachvolle Anklagen gar nicht antworten. Und was eine zweite Revolution betrifft," setzte er heiter hinzu, wie feige Menschen singen, um ihre Angst zu vergessen, „so weiß ich, daß Sie scherzen."

„Keineswegs," entgegnete der Advokat. „Die Zukunft ist sturmschwanger und der Himmel mit drohenden Wolken bedeckt; die politischen Leidenschaften regen sich; der Boden unter unsern Füßen ist unterminirt . . Wollen Sie von dem Unwetter nicht überrascht werden, so merken Sie auf, horchen Sie auf jedes Geräusch und halten Sie Ihre Koffer gepackt."

(Fortsetzung folgt.)

Berühmte Gemälde.

Der Reiter nach A. Cuyp.

Die Gemälde von Albert Cuyp haben einen eigenthümlichen Reiz, welcher sie dem Kunstkenner und Liebhaber so werthvoll macht; und vielleicht ist es außer Claude und Wilson keinem Künstler in dem Grade geglückt, natürliche Effecte und Erscheinungen auf eine so angenehme Weise und so lebendig und treu darzustellen, als diesem hochbegabten Manne. Die Lebensgeschichte Albert Cuyps enthält nichts sehr Bemerkenswerthes, und läßt sich daher mit wenigen Worten erzählen. Er war zu Dort im Jahre 1606 geboren und wurde jedenfalls in seinen Knabenjahren von den künstlerischen Leistungen seines Vaters Jacob Georitz Cuyp angezogen, der als Portrait- und Landschaftsmaler einen nicht unbedeutenden Ruf genoß und auch einer von den Stiftern der Malerakademie zu Dort war.

Dem Unterricht, den ihm sein Vater ertheilte, sind ohne Zweifel die frühzeitigen Fortschritte zuzuschreiben, welche Albert Cuyp im Gebiete der Kunst machte, und in der That ist an seinen früheren Werken der Styl seines Vaters nicht zu verkennen, den indeß später der Sohn durch einen hohen Grad von Kunstfertigkeit weit übertraf. Die überwiegenden Leistungen des jüngern Cuyp scheinen übrigens weniger einem außerordentlichen oder frühzeitigen Talent, als vielmehr einem eisernen Fleiße und einer genauen Beobachtung der Natur zugeschrieben werden zu müssen, wie dies die allmälige Vervollkommnung, die sich an den Werken des Künstlers aus verschiedenen Perioden deutlich wahrnehmen läßt, hinlänglich beurkundet.

Trotz der Mühe, die man sich gegeben hat, etwas Näheres über die früheren Verhältnisse dieses großen Meisters zu erfahren, so befinden wir uns doch hinsichtlich seiner Erziehung und Lebensweise nach wie vor im Dunkeln; indeß ergiebt sich aus Houbrackens Zeugniß, daß er von guter Abkunft war, und von seinen Eltern ein hinreichendes Vermögen ererbt, um anständig leben zu können. Derselbe Schriftsteller berichtet, daß er zu Dordwyk, nicht weit von Dort, ein hübsches Landgut besessen habe, dessen malerische Lage seinen künstlerischen Bestrebungen äußerst förderlich gewesen sei. Endlich schildert er ihn noch als einen Mann von gefälligem Aeußeren, schönen und verständigen Zügen und hinsichtlich seiner religiösen Ansichten als einen strengen Calvinisten.

Aus späteren Nachforschungen aber scheint hervorzugehen, daß er seines Metiers nach ein Brauer gewesen, allein dieser Umstand bedarf noch sehr der Bestätigung. Gewiß aber ist, daß das Haus zu Dordwyck, welches der Künstler ehemals bewohnte, noch heutigen Tages mit Gemälden von seiner Hand geschmückt ist.

Albert Cuyp gehört unstreitig zu den vielseitigsten Künstlern, und es gab fast keinen Gegenstand, an den sich sein Pinsel nicht gewagt hätte, doch gefiel er sich vorzugsweise in Darstellung landschaftlicher Scenen, als Triften mit weidenden Kühen, Schafen u. s. w. belebten Flußufern und Seeküsten mit absegelnden oder landenden Schiffen, Waldpartieen mit Jägern und Hunden u. s. w. und alles dieses in schöner Beleuchtung und mit den entsprechenden natürlichen Charakteren. „Welche Scene auch immer das Gemälde darstellt," sagt Smith in Bezug auf seine Leistungen, „und welchen Anblick auch immer das Ganze entfaltet — sei es die bunte Pracht des Herbstes, oder die Wärme des Sommers, oder das Eis des Winters, stets wird man darin jene Mannigfaltigkeit finden, welche von den verschiedenen Licht-, Wärme- und Dunsteffecten, je nachdem sie die Jahres- oder Tageszeit bietet, abhängig ist." Der Aufgang und Untergang der Sonne, das zarte Mondlicht, der im Wasserspiegel zitternde Lichtstrahl u. s. w., Alles dies suchte er auf das Treueste nachzuahmen. Wir legen dem Leser die Copie eines Gemäldes vor, welches unter die vorzüglichsten Werke dieses Meisters gezählt wird. Es war in den Jahren 1826 und 1827 in der britischen Galerie (in London) ausgestellt und gehörte später der Gemäldesammlung des letztverstorbenen Königs von England an. Es stellt einen schweren Reiter mit breitgekrämptem Hute und in Wamms und Brustharnisch dar, welcher zu Häupten seines Pferdes, eines schönen Apfelschimmels, steht und dessen Stirnriemen mit einem blauen Bande schmückt; hinter ihm liegt ein großer Hund. Reiter, Pferd und Hund bilden die Hauptgegenstände des Gemäldes und nehmen den Vordergrund einer Landschaft ein, die links von Bergen begrenzt ist, an deren Fuße man ein Lager erblickt; weiter im Hintergrunde erscheint ein Reiter, welcher von dem Berg herabkommt. Dieses Bild mißt vier Fuß und ziemlich elf Zoll in der Länge und drei Fuß zehn Zoll in der Breite.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Der Reiter nach A. Cuyp.

Bilder-Magazin

№ 50. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

Der Marquis erbleichte und sah den Advokaten erschrocken an, der, nachdem er sich einige Augenblicke an der Angst des alten Edelmanns geweidet hatte, hinzusetzte:

„Erkennen Sie nun die Nützlichkeit einer Mesalliance? Sehen Sie allmälig ein, daß eine Heirath zwischen dem jungen Stamply und Fräulein von La Seiglière höchst politisch sein würde? Man muthmaßt, Sie haßten das Volk, und — Sie geben Ihre Tochter dem Sohne eines Bauers; man nennt Sie einen Feind unseres jungen Ruhmes und — Sie adoptiren einen Sohn des Kaiserreichs; man beschuldigt Sie des Undankes, und — Sie vermischen Ihr Blut mit dem Ihres Wohlthäters. So werden Sie die Verläumdung niederschlagen, den Neid entwaffnen, die öffentliche Meinung für sich gewinnen, Bundesgenossen in der Partei werben, die Ihr Verderben will, und im Schooße des Luxus und des Reichthums glücklich, ruhig, geehrt und sicher vor den Revolutionen leben."

„Herr," fiel der Marquis voll Würde ein, „wir, ich und meine Tochter, werden im Nothfalle das Blutgerüst besteigen. Man kann unser Blut vergießen, aber es nicht beflecken, so lange es in unseren Adern fließt. Wir sind bereit; der Adel Frankreichs hat, Gott sei Dank! bewiesen, daß er zu sterben weiß."

„Sterben ist nichts, leben ist schwerer. Wenn das Blutgerüst vor Ihrer Thüre stände, würde ich Ihre Hand ergreifen und sagen: „Schwingen Sie sich auf in den Himmel!" Aber Sie werden hier schlimme Tage zu leben haben."

„Kein Wort mehr!" fiel der Marquis ein, indem er aus der Tasche seiner kurzen Beinkleider von schwarzem Atlas eine Börse nahm, die er dem Advokaten in die Hand drückte. „Sie haben mich vortrefflich unterhalten," sagte er; „ich lachte lange nicht so herzlich."

„Herr Marquis," entgegnete Des Tournelles, indem er die Börse fallen ließ, „ich bin vollkommen durch die Ehre belohnt, die Sie mir erzeigten, indem Sie mich Ihres Vertrauens für würdig hielten. Bedürfen Sie je meiner Kenntnisse, so sprechen Sie ein Wort und ich werde mich glücklich schätzen, Ihnen zu dienen."

„Sie sind sehr gütig."

„Bald haben Sie vielleicht nichts mehr, wohin Sie Ihr Haupt legen können, aber ich werde immer den Marquis in Ihnen sehen. Ich bin nun einmal so; das Unglück gewinnt mich . . Wenn mir es meine politischen Meinungen erlaubt hätten, würde ich Napoleon nach St. Helena begleitet haben."

Der Marquis hatte die Klingel gezogen und der Advokat war aufgestanden. Ehe er ging, sah er sich um.

„Ein herrlicher Aufenthalt! Teppiche von Aubusson, Genueser Damast, Meißner Porzellan, böhmisches Glas, werthvolle Gemälde, Kunstgegenstände! Herr Marquis, Sie sind hier eingerichtet wie ein König. Und dieser Park! Man könnte ihn einen Wald nennen. Sie müssen im Frühlinge die Nachtigallen von Ihrem Zimmer aus schlagen hören."

In diesem Augenblicke trat ein Diener herein.

„Jasmin," sagte der Marquis, indem er mit dem Fuße die Börse berührte, die noch auf dem Teppiche lag, und aus welcher das gelbe Metall schimmerte, „Herr Des Tournelles macht Dir dies zum Geschenk. Leben Sie wohl, Herr Des Tournelles! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin."

Mit diesen Worten drehte er dem Advokaten den Rükken zu und trat an das Fenster. Er glaubte, Des Tournelles sei bereits fort, als derselbe sich dicht neben ihm nochmals aufrichtete und leise, mit geheimnißvoller Miene zu ihm sprach: „Herr Marquis . . noch einen guten Rath . . Sie befinden sich in einer schlimmen Lage. Wollen Sie aus derselben herauskommen? Geben Sie Ihre Tochter Herrn Stamply."

Dann entfernte er sich. Er hatte die Wunden des Marquis gefährlich gereizt, der sich nun einbildete, daß keine Rettung für ihn möglich sei. Das war das Resultat dieser Unterredung.

Der Marquis war indeß nicht allein voll Angst und Besorgniß. Ungerechnet die Frau von Vaubert, welche über die Entwickelung der Sache auch nicht ganz unbesorgt sein konnte, hatten Helene und Bernard ihre Seelenruhe verloren. Seit langer Zeit legte sich Fräulein von La Seiglière mancherlei Fragen vor, die sie sich kaum zu beantworten vermochte. Dabei schwand die Frische ihrer Wangen und ihre heitere Laune. Um die Unruhe sich zu erklären, die sie neben Bernard fühlte, bemühte sie sich, denselben zu hassen; sie erkannte, daß sie seit

der Ankunft dieses Fremden die Ruhe und Heiterkeit ihrer Jugendjahre verloren habe, und beschuldigte ihn in ihrem Herzen, daß er die Gastlichkeit einer Familie zu rücksichtslos annehme; sie meinte, er hätte seinen Muth und seine Jugend edeler anwenden sollen . . Dann schloß sie sich im Geiste inniger an den Herrn von Baubert an, hielt so ihre Gewissenhaftigkeit für Liebe und ihre Liebe für Haß, zog sich von Bernard zurück, machte keine Spaziergänge mehr mit ihm und lebte zurückgezogen und einsam in ihrem Zimmer. Bernard seiner Seits wurde in Folge davon finster, launenhaft, jähzornig, während der Marquis mit einem außerordentlichen Muthe sich endlich entschloß, in die Nothwendigkeit sich zu fügen, die der Advokat Des Tournelles ihm als einzige Rettung vorgestellt hatte.

10.

Seit seiner Unterredung mit dem boshaften Advokaten Des Tournelles hatte unser Marquis den Schlaf und den Appetit verloren, und es begann für ihn ein Märtyrerleiden ohne Beispiel. Was sollte aus ihm werden? Wozu sollte er sich entschließen? Wenn der Stolz ihm rieth, ungebeugt zurückzutreten, so war der Eigennutz anderer Ansicht, und wenn der Stolz gute Gründe vorzubringen hatte, so wußte der Eigennutz eben so gute, wenn nicht noch bessere geltend zu machen. Der Marquis wurde alt; die Armuth sagte ihm um so weniger zu, als er sie recht genau hatte kennen gelernt. Wenn er auch in der Welt nichts so sehr liebte, als sich selbst, so war ihm doch seine Tochter sehr lieb und werth und sein Herz empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken, daß sie vielleicht von neuem die Armuth kennen lernen müsse, nachdem sie an Reichthum und Luxus gewöhnt worden. Wohin er sich auch wendete, überall sah er Schande und Verderben. Die Frau von Baubert, die auf alle seine Fragen nichts antwortete als: man muß es abwarten, konnte ihn auch nicht beruhigen. Er zürnte ihr im Stillen wegen der unedlen Rolle, die sie, er durch ihre Aufforderung, seit einem halben Jahre spielten. Auf der anderen Seite erfüllte den Marquis die neue Haltung, die Bernard angenommen hatte, mit Schrecken. Die Tage des jungen Mannes schlichen traurig dahin, seit sie Helene nicht mehr verschönte. Nach dem Frühstück, bei dem sie nicht mehr erschien, setzte er sich zu Pferde und kam meist erst Abends wieder zurück, finster und schweigsamer, als er gegangen. Abends schloß sich Helene fast gleich nach dem Diner in ihr Zimmer ein und Bernard blieb allein in dem Salon mit dem Marquis und der Frau von Baubert, die auch nichts mehr zu ersinnen wußte, um die Langeweile fern zu halten. Bernard sah beide bisweilen mit einem Blicke an, der sie schaudern machte. Während er so geduldig gewesen war, als Helene ihn durch ein Wort und durch ein Lächeln besänftigte, fuhr er jetzt auf ein Wort des Marquis oder der Baronin heftig auf. Er entfernte sich jetzt Abends, ohne dem Alten die Hand zu drücken, und wenn dieser dann mit der Baronin allein da saß, fragte er nach langem Schweigen: „Nun, Frau Baronin?"

„Nun, Herr Marquis, wir müssen es abwarten," entgegnete die Frau von Baubert, worauf der Marquis in stille Verzweiflung versank, aus der die Baronin ihn gar nicht zu wecken versuchte. Jeden Tag erwartete er eine förmliche Ausweisung. Aber das war noch nicht Alles. Er wußte, da es ihm der Advokat ja gesagt hatte, daß er in der Umgegend verspottet und gehaßt werde. Anonyme Briefe hatten ihm das Leben vollends verbittert, und kaum verging ein Tag, ohne daß er eine solche giftige Blume zu riechen hatte. Ueberdies war die Gazette, die Zeitung, welche der Marquis las, voll von trüben Prophezeihungen; jeden Tag stellte dieselbe die liberale Partei als Feuerbrand hin, der die Monarchie in Flammen setzen werde. So bestätigten sich also die Worte des alten Advokaten. Der Marquis träumte auch von nichts als Umsturz und Revolution.

Der Marquis war nicht der Mann, lange in einer so unangenehmen Lage auszudauern; er besaß die Geduld nicht, welche die energischen Seelen stählt, und es ließ sich deshalb hundert gegen eins wetten, daß er sich einmal plötzlich aus der mißlichen Stellung herausreißen würde.

Eines Abends im April saß die Baronin von Baubert schweigend bei dem Marquis, und man sah es ihr an, daß Sorgen ihr Herz bedrückten. Sie fing an zu fürchten, daß sie leicht selbst in die Grube stürzen könne, die sie Bernard hatte graben wollen. Dieser spielte bereits ganz den Herrn im Haus, und die Baronin bedachte sich schon, wie sie sich zu benehmen hätte, wenn die Sache den Ausgang nehme, der zu fürchten war, mit anderen Worten, wie sie das Heirathsversprechen zwischen ihrem Sohne und Helene löse.

Der Marquis beschäftigte sich unbewußt ganz mit denselben Gedanken.

„Der arme Marquis!" sprach die Baronin bei sich, während sie ihn von Zeit zu Zeit verstohlen ansah; „es wird ein schrecklicher Schlag für ihn sein. Ich kenne ihn, er wird glauben, daß seine Tochter doch Baronin von Baubert werde, möge sonst kommen, was da wolle. Er liebt mich, ich weiß es, und wo werde ich den Muth finden, ein so zärtliches Herz zu betrüben, und ihm die letzte Hoffnung zu entreißen? Es wird ein schwerer Kampf werden, ich werde bittere Beschuldigungen hören müssen. Und dann der Schmerz Helenens und die Heftigkeit Raouls! Ach, die beiden Kinder lieben einander so innig, und Gott hat sie für einander geschaffen. Indeß — nach einem halben Jahre werden sie sich trösten. Raoul verheirathet sich mit der reichen Tochter eines Bürgerlichen und Helene findet vielleicht auch noch ein Unterkommen."

Und der Marquis? „Ach, die arme Baronin!" dachte er: „sie ahnt nichts von dem Schlage, der sie treffen wird. Sie ist eine edele Seele, ich weiß es, und sie würde uns gewiß gern bei sich aufnehmen, wenn wir hier weichen müßten. Es wäre mir eine so große Freude gewesen, meine letzten Tage bei ihr zu beschließen. Ach, sie wird mir bittere Vorwürfe machen, wenn sie erfährt, daß sie eine so lange gehegte Hoffnung aufgeben muß. Ist es aber klug, uns Ketten anzulegen, die uns

ins Fleisch schneiden? Die Baronin ist eine verständige Frau, sie wird sich fügen; Raoul ist ein hübscher junger Mann, und wir werden leicht für ihn eine reiche Erbin finden, die sich glücklich schätzt, ihm ihre Hand zu reichen." — „Wissen Sie, Frau Baronin," fuhr er dann plötzlich nach einer langen Pause entschlossen fort, „wissen Sie, daß Bernard doch ein ausgezeichneter junger Mann ist? Schön freilich ist er gerade nicht, aber ich liebe die männlichen Gesichter. Welche Augen! Welche Stirn! Ich möchte wissen, woher er seine wahrhaft königliche Nase hat. Haben Sie den feinen Mund unter seinem braunen Schnurrbarte bemerkt? Gott verzeihe mir die Sünde, es ist ein wahrer Marquis-Mund. Und, das läßt sich nicht läugnen, ein Held ist er; er ist von dem Holze, aus dem der Kaiser seine Herzöge, Fürsten und Marschälle machte. Ich sehe ihn noch auf dem Roland! Welche Ruhe, welcher Muth! Sehen Sie, Frau Baronin, ich verheimliche es nicht: ich fühle mich gar nicht erniedriget, wenn ich seine Hand in der meinigen halte."

„Von wem sprechen Sie, Marquis?" fragte die Frau von Vaubert leicht hingeworfen.

„Von unserem jungen Freunde," antwortete der Marquis selbstgefällig, „von unserem Escadronchef."

„Sie meinen . ."

„Daß in der Natur seltsame Verirrungen vorkommen, und daß dieser junge Mann eigentlich ein Edelmann sein sollte."

„Bernard? Sie sind von Sinnen!" entgegnete die Baronin.

Der Marquis freute sich über diesen seinen sichtbaren Erfolg, schwieg aber wieder lange und blickte nachdenkend auf die glühenden Kohlen im Kamine.

„Frau Baronin," fuhr er endlich plötzlich wieder fort, „finden Sie nicht auch, daß ich gegen den guten alten Stamply doch etwas undankbar gewesen bin? Ich muß es gestehen, daß mein Gewissen mir Vorwürfe macht. Der vortreffliche Mann hat mir eigentlich nichts zurückgegeben, sondern Alles geschenkt, und ich halte ihn deshalb für einen der großherzigsten Menschen, die je gelebt haben."

Die Baronin zuckte die Achseln und antwortete nicht.

Der Marquis griff sodann nach einer Zeitung, that, als lese er darin und fragte endlich zerstreut:

„Frau Baronin, sind Sie in der letzten Zeit den Journalen gefolgt?"

„Warum?" entgegnete die Dame mit einer leichten ungeduldigen Bewegung; „sollen die Dummheiten der Zeitungen mich interessiren?"

„Bei dem Degen meines Vaters, Madame," rief da der Marquis aus, indem er das Zeitungsblatt fallen ließ, „Dummheiten? Ja, so viel Sie wollen, aber wenn ich mich nicht sehr irre, gehen sie uns, Sie und mich, mehr an, als Sie zu glauben scheinen."

„Nun, was geschieht denn?" fragte die Baronin. „Se. Majestät geruht sich des vollkommensten Wohlbefindens zu erfreuen; unsere Prinzen jagen, am Hofe tanzt man, das Volk ist glücklich, der Pöbel satt; kann alles dies uns beunruhigen?"

„Vor dreißig Jahren sprachen wir gerade so," entgegnete der Marquis, indem er zierlich eine Prise nahm; „der Pöbel war satt, unsere Prinzen jagten, man tanzte am Hofe und Se. Maj. befand sich ausnehmend wohl; trotzdem fing eines Morgens der Thron Frankreichs an zu krachen, zu wanken und zu stürzen und uns in seinem Falle mit fortzureißen und unter seinen Trümmern zu begraben. Sie fragen mich, was jetzt geschieht? Gerade das, was sonst geschah; wir stehen auf einem Vulkane."

„Sie sind nicht bei Sinnen, Marquis," sprach die Frau Baronin, die es nicht für nöthig hielt, die Meinungen des alten Edelmannes zu bekämpfen.

„Ich wiederhole es Ihnen, Frau Baronin, wir stehen auf einem Vulkane. Die Revolution ist noch nicht todt; unter der Asche glimmt das Feuer noch immer. Mit einem Male werden Sie die Flammen aufschlagen und die Ueberreste der Monarchie verzehren sehen. Die Liberalen sind die Erben der Sansculotten; der Liberalismus wird vollenden, was das Jahr 1793 begonnen hat. Lassen wir uns noch einmal unter den Trümmern des Königthums begraben, oder suchen wir lieber Schutz im Schooße der Ideen, welche uns zu verschlingen drohen?"

„Ja, Marquis, darum handelt es sich," entgegnete die Baronin spöttisch. „Sie denken an einen Weltbrand und sehen nicht, daß Ihr eigenes Haus in Flammen steht."

„Ich bin kein Egoist," antwortete der Marquis, „und ich kann es laut aussprechen, daß Selbstsucht und Eigennutz weder mein Fehler, noch mein Wahlspruch war. Ob mein Haus brennt oder nicht, kümmert mich wenig. Davon ist die Rede nicht, sondern von unserer Zukunft. Was liegt daran, ob die Familie La Seiglière verlischt? die Hauptsache ist, daß der Adel Frankreichs nicht untergehe. Wollen Sie wissen, was letzthin der berühmte Advokat Des Tournelles zu mir sagte? „Herr Marquis," sagte dieser große Rechtsgelehrte, „die Zeiten sind schlecht, wir wollen uns des Volkes annehmen, damit sich das Volk unserer annehme, wir wollen zu ihm hinuntersteigen, damit es nicht zu uns heraufkomme. Es ist jetzt mit dem Adel wie mit den edelen Metallen, die auch nur dann fest und dauerhaft werden, wenn sie einen Zuschlag erhalten. Dieser Gedanke ist so ungeheuer, daß mir anfangs dabei schwindelte; je mehr ich aber darüber nachdenke, um so mehr erkenne ich die Wahrheit, die darin liegt. Die Wahrheit ist freilich bitter, aber besser ist es doch immer, durch einige Zugeständnisse sich die Zukunft zu sichern, als mit der Vergangenheit begraben zu werden. Also — mit dem Volke wollen wir uns verbinden, und unsere jetzigen Feinde werden uns kennen und achten lernen."

Bei diesen Worten sah der Marquis von La Seiglière, über seine eigene Kühnheit erschrocken, die Baronin furchtsam an, welche aber in allem dem nichts sah, als daß der Mar-

quis selbst das Thürchen öffne, durch welches Raoul eines Tages, sobald es nöthig, werde entschlüpfen können.

„Marquis," entgegnete sie artig, „Sie sprechen da äußerst verständig und ob ich gleich an Ihrer Klugheit nie gezweifelt habe, so muß ich doch gestehen, daß ich mich wundere, aber auch, daß ich mich freue, so hohe und wichtige Gedanken bei Ihnen zu finden. Ich mache Ihnen mein Compliment darüber."

Der Marquis richtete den Kopf empor und sah die Frau von Vaubert an, wie ein Mann, dem man eine Hand voll Rosen ins Gesicht geworfen hat, während er gesteiniget zu werden fürchtete. Dann fuhr die Dame fort: „Ja, nach dem, was Sie geäußert, ist es um den Adel geschehen, wenn er, statt neue Verbindungen zu suchen, sich auf seinen Gütern absondert und in seinem Stolze sich einschließt. Er ist ein wankendes Gebäude, das jeden Tag zusammenstürzen kann, wenn es uns nicht gelingt, die Sturmblöcke, die es erschüttern, in Stützen umzuwandeln."

„Frau Baronin, Sie sind bewundernswürdig; Sie begreifen alles, nichts überrascht Sie, nichts setzt Sie in Erstaunen. Sie haben ein Adlerauge; Sie können, ohne geblendet zu werden, in die Sonne sehen." — „Die arme Baronin," setzte er bei sich hinzu, indem er die Hände rieb; „bei aller ihrer Klugheit ahnt sie nichts."

„Der arme Marquis," dachte die Baronin ihrer Seits, „ich weiß, was ihn sticht, aber er macht mir Spaß; hat er doch selbst das Netz ausgeworfen, in dem ich ihn zu gelegener Zeit fangen werde. — Marquis," setzte sie laut hinzu, „ich habe mich mit diesen Gedanken schon längst getragen, aber ich fürchtete, ich gestehe es, ihn Ihnen mitzutheilen, um mir Ihr Herz nicht zu entfremden."

„Ach, welche Meinung haben Sie von einem alten Freunde!" entgegnete der Marquis. „Ich für meinen Theil würde sogar nichts dagegen haben, mit gutem Beispiele vorauszugehen und zuerst den einzigen Weg der Rettung zu betreten, der uns übrig geblieben ist. Ich bin immer vorangegangen; ich war z. B. der erste, der auswanderte. Andere Zeiten, andere Sitten! Ich bin kein Marquis von Carabas, ich gehe mit meiner Zeit vorwärts. Das Volk hat seine Sporen verdient und seinen Adelsbrief errungen. Es hat auch seine Herzogthümer, seine Grafschaften und Marquisate, nämlich Eylau, Wagram, Moskwa, und seine Pergamente sind so gut wie die unserigen."

„Wohin zielt der Marquis?" fragte sich die Baronin, die dann laut hinzusetzte: „habe ich mich je gesträubt, das Große und Edele bei einem Volke anzuerkennen? Habe ich je den Bürgerstand herabgesetzt und weiß ich nicht, daß sich die Ansichten, die Sitten und Tugenden des goldenen Zeitalters in den Schooß des Volkes geflüchtet haben?"

„Hm! hm!" dachte der Marquis bei sich; „dahinter steckt etwas. Sollte die feine Baronin meine baldige Verarmung merken und die Hand ihres Sohnes frei zu machen suchen? das wäre aber zu stark. Frau Baronin," rief er aus, „Sie sind gerade so wie ich . . Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich vielleicht der Zukunft Ihres Sohnes hindernd entgegenstehe; ich frage mich oft mit Schrecken, ob nicht meine Tochter das Schicksal des jungen Mannes störe."

„Ach?" dachte die Baronin, die allmälig das Ufer erkannte, nach welchem der Marquis hinsteuerte. — „Gewiß, Herr Marquis, es würde mir schwer werden, eine so liebe Verbindung zu zerreißen, indeß opferte ich doch gewiß, wenn es Ihr Interesse erforderte, sogleich den süßesten Traum meines ganzen Lebens."

„Es ist richtig," dachte der Marquis; „aber wer hätte eine solche Niederträchtigkeit von einer dreißigjährigen Freundin erwartet? Ja, ja, rechne Einer nur auf die Uneigennützigkeit und Erkenntlichkeit der Frauen! — Frau Baronin," fuhr er mit einem Gefühle schmerzlicher Resignation fort, „wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, die lieben Kinder vereint zu sehen, würde mein Herz verbluten; indeß für Sie und für Ihren werthen Sohn ist mir kein Opfer zu groß."

Die Frau von Vaubert erstickte in ihrem Herzen das Brüllen einer verwundeten Löwin; sie schwieg eine Zeit lang, dann heftete sie ihre funkelnden Augen auf den alten Herrn und sagte:

„Herr Marquis, sehen Sie mir einmal gerade in das Gesicht."

Der Marquis erschrak und blickte die Baronin verlegen an.

„Sie sind ein Verräther!" rief sie aus.

„Frau Baronin!" . .

„Sie sind undankbar . ., aber ich bedauere Sie und will Ihnen die Demüthigung eines Geständnisses ersparen, das Sie nicht würden thun können, ohne vor Scham zu meinen Füßen zu sterben . . Sie sind entschlossen, Ihre Tochter dem Herrn Bernard zur Frau zu geben . . Gut, Sie wollen den Krieg, Sie sollen ihn haben, unbarmherzigen, unablässigen Krieg, Krieg auf Leben und Tod."

„Krieg auf Leben und Tod, Frau Baronin," wiederholte der Marquis, indem er ihr die Hand küßte.

Die Baronin entfernte sich im höchsten Zorne und sobald sie zu Hause angekommen war, schrieb sie an ihren Sohn, um ihn zurückzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 51. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Fortsetzung.)

11.

Nach diesem denkwürdigen Abende erschien die Frau von Vaubert nicht wieder in dem Schlosse, und das Schloß befand sich wohl dabei. Die Verhältnisse zwischen dem Marquis und Bernard gestalteten sich freundschaftlicher. Sie schienen einander entgegenkommen zu wollen, unterhielten sich vertraulich mit einander und jeder Streit und Zank schien vergessen zu sein. Der Marquis sprach sogar vom Heirathen und machte Andeutungen, die Bernards Herz mit freudiger Hoffnung erfüllten. Aber wie sollte der alte Marquis mit Helenen über das sprechen, was ihm jetzt so sehr am Herzen lag? Zu seinem Glücke begann eines Tages die Tochter selbst von seiner gewöhnlichen Traurigkeit zu sprechen und ihn zu fragen, was ihn bekümmere. Diese Gelegenheit benutzte der Marquis. Er sprach von den schlimmen Zeiten und von den traurigen Aussichten des Adels, der einem Schiffe gleiche, das auf dem stürmischen Meere der Revolution unablässig hin- und hergeschleudert werde. Er malte mit den allerdunkelsten Farben und übertrieb wissentlich die Unsicherheit der Gegenwart, wie die Gefahr der Zukunft. Als er fertig war, fragte Helene mit ruhigem Lächeln:

„Und weiter ist es nichts? Warum bleiben wir hier, wenn der Boden unterminirt ist, wenn der Himmel drohend aussieht, wenn Frankreich uns haßt und unser Verderben will? Warum kehren wir nicht in unser liebes Deutschland zurück, um da wie sonst arm, unbeachtet und in Frieden zu leben? Ruft man: Krieg den Schlössern! so wird man auch rufen: Friede den Hütten! Und mehr brauchen wir nicht."

Das war nicht im Sinne des alten Marquis gesprochen.

„Mein Kind," antwortete er kopfschüttelnd, „das sind schöne Gefühle, die ich vor dreißig Jahren theilte; jetzt bin ich alt, liebe Helene, von Gicht und anderen Leiden geplagt; es sieht mir es Niemand an, aber ich werde täglich schwächer, und es wäre grausam, wenn ich alter gebrechlicher Mann noch einmal den Weg der Verbannung betreten sollte."

„Die Gefahr ist gewiß auch nicht so groß," fiel Helene ein. „Warum sollte uns das Volk hassen? Die Landleute lieben uns; sie kommen mir freundlich entgegen, sobald ich mich nur von weitem sehen."

„Liebes Kind," antwortete der Marquis, „es war vor dreißig Jahren eben so. Die Erde grünte und blühete wie heute, die Vögel und die Hirten sangen und Deine schöne liebe Mutter wurde wie Du von allen Landleuten geliebt und verehrt. Dennoch mußten wir fliehen . . Glaube meiner Erfahrung, die Zukunft sieht düster und gefahrdrohend aus. Der Blitz der Revolution bricht fast immer unter klarem Himmel aus. Kann ich in Frieden zu sterben hoffen bei dem Gedanken, Dich allein, ohne Stütze im Sturme zurücklassen zu müssen? Was wird aus meiner lieben Tochter werden, wenn ich nicht mehr bin? Wird Dich Herr von Vaubert in den Zeiten des Schreckens schützen? Unglückliche Kinder, ihr tragt beide einen Namen, der den Blitz anzieht; Ihr werdet die Gefahr verdoppeln, wenn Ihr Euch mit einander verbindet; Ihr werdet für einander eine Last und Gefahr mehr sein. Ich sprach letzthin mit der Baronin darüber, und wir fragten einander, ob es nicht klüger sei, die beabsichtigte Verbindung nicht geschehen zu lassen."

Helene zuckte bei diesen Worten zusammen und sah ihren Vater erschrocken an.

„Ich glaubte selbst zu errathen," fuhr der Marquis fort, „daß die Baronin gar nicht abgeneigt ist, mir mein Wort zurückzugeben . . „Marquis," sagte sie, „es ist, wenn wir die beiden Kinder verbinden, als verlange man, daß zwei untergehende Schiffe einander zu retten versuchen sollen! Jedes allein hat noch Hoffnung, sich zu retten; sicherlich gehen sie aber unter, wenn sie sich verbinden."— So sprach die Mutter Raouls, und ich muß hinzusetzen, daß es auch die Meinung des berühmten Des Tournelles, des alten Freundes unserer Familie, ist, der den größten Antheil an Dir nimmt, ob er Dich gleich nie gesehen hat.— „Marquis," sagte er zu mir, „geben Sie Ihre Tochter dem jungen Vaubert, so ist es so gut, als stellten Sie dieselbe während eines Gewitters unter einen hohen freistehenden Baum."

„Vater," antwortete das Mädchen würdevoll, „Herr Des Tournelles hat hier gar nichts zu sagen; kaum kann ich der Frau Baronin selbst das Recht zuerkennen, meine Hand aus der ihres Sohnes zu nehmen. Ich habe sein Wort; er hat das

meinige, und nur Gott, der unsere Schwüre gehört hat, könnte uns trennen."

„Es sei fern von mir," entgegnete der Marquis, „Dir Verrath und Treubruch predigen zu wollen; ich fürchte aber, Du stellst Dir die Wichtigkeit und den Ernst der Verpflichtung, die Dich bindet, zu groß vor. Raoul und Du seid mit einander versprochen, weiter nichts; Verlobung und Heirath ist aber, wie man zu sagen pflegt, zweierlei. Ohne der Ehre zu nahe zu treten, kann man jeder Zeit ein bloßes Eheversprechen zurücknehmen. Ehe ich Deine Mutter heirathete, war ich neun Mal versprochen, das neunte Mal im dreizehnten Jahre, das erste Mal im siebenten Monate. Uebrigens, liebe Helene, will ich Deiner Neigung durchaus nicht entgegentreten. Ich kann mir es denken, daß Du den jungen Baubert lieb hast. Ihr seid mit einander in der Armuth und Verbannung aufgewachsen und ihr kehrtet vielleicht sogar nicht ungern dahin zurück. Indeß habe ich doch die Bemerkung gemacht, daß im Allgemeinen den Verbindungen, die so nahe an der Wiege geschlossen wurden, ich weiß nicht welcher Liebeszauber abgeht. Man liebt das weniger, was man schon so lange kennt. Unser junger Baron ist ein liebenswürdiger Mann, etwas kalt und gemessen, — unbedeutend, wenn ich es heraussagen soll, aber weiß wie eine Lilie und roth wie eine Rose. Er hat sich die Hände nicht hart gearbeitet, das Feuer des Feindes hat ihm das Gesicht nicht gebräunt . . Dagegen weiß er sich die Locken auf eine Art zu ordnen, die mir immer sehr wohl gefallen hat."

„Herr von Baubert ist ein achtungswerther Mann, Vater," entgegnete Helene ernst.

„Ich halte ihn auch dafür, gewiß, und für einen bescheidenen Helden, der gewiß Niemanden durch die Erzählung seiner Siege langweilt. Bei Gott, mein Kind," fuhr der Marquis in plötzlich verändertem Tone fort, „es ist traurig, aber man muß es aussprechen, unsere jetzigen jungen Herren scheinen zu glauben, es komme nur den sogenannten Kleinen zu, etwas Großes zu thun. Zu meiner Zeit handelte, Gott sei es gedankt, der junge Adel anders. Ich für meine Person bin allerdings nicht mit im Kriege gewesen, aber bei dem Schwerdte meiner Ahnen! wenn es darauf ankam vorzutreten, zeigte ich mich und man kennt mich am Hofe noch jetzt als einen der ersten Getreuen, die durch ihre Anwesenheit im Auslande gegen die Feinde unserer alten Monarchie protestirten. Das hat Dein Vater gethan, und wenn ich mich nicht in der Armee Condés mit Lorbeeren bedeckte, so liegt es daran, daß es mir zu schmerzlich war, Palmen zu erringen, die mit französischem Blute benetzt waren."

„Aber, Vater," entgegnete Helene zögernd, „es ist nicht Baubert's Schuld, daß er bis jetzt unthätig und unbeachtet geblieben ist; er kann doch nicht allein Krieg führen und Schlachten liefern."

„Ach, Herzen, die sich nach Ruhm sehnen, finden immer Mittel, ihren Durst zu löschen. Siehe den jungen Bernard an. Er ist noch nicht achtundzwanzig Jahre alt und hat schon ein Ordensband im Knopfloche; er hat als Sieger die Hauptstädte Europas gesehen und war kaum zwanzig Jahre alt, als der Kaiser, der, was man auch sagen mag, gar nicht dumm war, ihn in der Schlacht von Wagram bemerkte. Ich sage dies alles nicht, um Dich von Raoul loszutrennen; ich habe nichts gegen ihn, gar nichts; er ist Baron und das ist doch wenigstens etwas."

„Lieber Vater," fiel Helene in immer größerer Verlegenheit ein, „Herr von Baubert liebt mich, er hat mein Wort und das ist in meinen Augen genug."

„Daß er Dich liebt, glaube ich um so mehr, da ich selten etwas davon bemerkt habe; das verborgene, eingeschlossene Feuer ist das gefährlichste. Ich freilich würde an seiner Stelle nicht nach Paris gereiset sein, als eben der junge Held in unserm Hause einzog."

„Vater!" unterbrach ihn Helene hocherröthend.

„Allerdings schreibt Dir Raoul jeden Monat einen Brief . . Ich habe nur einen gelesen; feiner Styl, parfümirres Papier, richtige Interpunction — aber, glaube mir, meine Tochter, zu unserer Zeit schrieben wir an den Gegenstand unserer Zärtlichkeit nicht so."

(Beschluß folgt.)

Paul und Virginie.

Der vortreffliche Holzschnitt, den wir unsern Lesen vorlegen, „Paul und Virginie", ist nach dem berühmten Gemälde von Schopin gearbeitet, das zu den vortrefflichsten gehört, welche die Kunst in der neuern Zeit hervorgebracht hat. Die Erzählung Bernardins von Saint-Pierre, welche die Leiden und Freuden der beiden Liebenden, Pauls und Virginiens, so reizend schildert, ist zu bekannt, als daß wir noch ein Wort darüber zu sagen brauchten. Mit Recht hat man gesagt, diese Schrift habe nebst der Bibel und einigen wenigen andern Büchern die weiteste Verbreitung in der ganzen civilisirten Welt gefunden. Die schönste und prachtvollste, mit Stahlstichen reich ausgestattete deutsche Ausgabe von „Paul und Virginie" ist in Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig erschienen, kostet 1½ Thlr. und verdient in jeder Hinsicht empfohlen zu werden.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 52. 1844.

Fräulein von La Seiglière.

Von Jules Sandeau.

(Beschluß.)

„Lieber Vater!“ fiel Helene nochmals und dies Mal mit bittendem Tone und halb lächelnd ein.

Der alte Marquis begann nun von neuem, daß in der Prüfungszeit, in welcher man lebe, der Adel sich nicht anders helfen und halten könnte, als wenn er sich mit dem von Tage zu Tage mächtiger werdenden unteren Ständen in engere Verbindung setze. Er spielte jetzt seiner Tochter gegenüber die Rolle, welche der boshafte Advokat Tournelles früher gegen ihn selbst gespielt hatte. Er schilderte sich noch einmal arm, verbannt, als einen Belisar, fern vom Vaterlande sterbend, so daß Helenen noch einmal die Thränen in die Augen traten. Plötzlich begann er sodann von dem alten Stamply zu sprechen und von dessen großherziger Rechtlichkeit. Er wußte Bedauern, aber keinen Argwohn in dem jugendlichen weichen Herzen seiner Tochter zu erwecken. Vom Vater war der Uebergang zu dem Sohne leicht gefunden. Er rühmte Bernard und stellte ihn dar als Wall und Schutz vor der andringenden Flut der Revolution. Kurz, er gelangte Schritt für Schritt allmälig zu seinem Ziele, nämlich dahin, daß er sich laut fragte, ob in der jetzigen schlechten Zeit eine Heirath zwischen den Stamplys und La Seiglières nicht größeren Vortheil und größere Sicherheit gewähre, als eine Verbindung mit den Vauberts. So weit war er, als er sich plötzlich unterbrach, denn Helene stand bleich und zitternd vor ihm.

„Nein,“ sprach er tröstend zu ihr, „Du hast es mit keinem Barbaren zu thun. Habe ich Dich an dem Altare opfern wollen? Wir sprechen ja nur so unter uns . . Ich sehe es ein, daß der Gedanke an eine Mißheirath eine La Seiglière empört, aber ich wiederhole es Dir, mein Kind, denke an Dich, denke an Deinen alten Vater. Bernard ist kein Edelmann, aber was ist jetzt ein Edelmann? Ehe zwanzig Jahre vergehen, wird man sich nicht einmal mehr bücken, um einen Adelsbrief aufzuheben, und übrigens sind solche Mißheirathen zu allen Zeiten, selbst in den höchsten Kreisen, vorgekommen.“

So sprach der Marquis seit einer Viertelstunde, als Helene plötzlich ihm entschlüpfte und verschwand.

Nachdem er ihr lange nachgesehen hatte, fragte sich der Marquis, indem er nachdenklich den Finger auf die Stirn legte: „Sollte meine Tochter vielleicht gar den Husaren schon lieben? Daß sie ihn heirathet, ist auch mein Wille, aber daß sie ihn liebte . . Donnerwetter!“

12.

Warum entfloh Helene, während ihr Vater ihr die Nothwendigkeit einer Verbindung mit Bernard auseinandersetzte? Sie hätte wohl kaum selbst auf diese Frage Antwort geben können. Sie floh bis in den entlegensten Theil des Parkes und Thränen — des Glückes rannen gleich Perlen über ihre Wangen. Dann, als sei der Park nicht groß genug, ihr ganzes Glück zu umfassen, schritt sie hinaus ins Freie, und hier wanderte sie, ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, umher, bis es zu dunkeln begann. Am Parkthore erreichte sie ein Diener der Baronin von Vaubert, der ihr ein versiegeltes Packet übergab. Als sie in der Ueberschrift die Hand des jungen Barons erkannte, der am Tage vorher zurückgekommen war, riß sie mit zitternder Hand das Siegel auf und fand in dem Couvert nebst ihren eigenen Briefen, die Raoul ihr zurücksandte, einen Brief des jungen Mannes selbst. Sie las denselben und blieb erstarrt stehen, als sei das Feuer des Himmels vor ihr niedergefahren. Der Brief lautete:

„Mein Fräulein! Eben bin ich angekommen und erfahre zugleich die Veränderung, die in Ihrem Schicksale vorgegangen ist, so wie die neuen Maaßregeln, welche Ihr Herr Vater ergriffen hat, um Ihnen das Erbe seiner Väter zu erhalten, das ihm durch die Rückkehr des Sohnes seines ehemaligen Pächters entrissen worden ist. Daß zu diesem Zwecke der Herr Marquis sich für ermächtiget gehalten hat, zwei Hände und zwei Herzen zu trennen, die seit zehn Jahren vor Gott vereiniget waren, mag Gott richten; ich schweige darüber. Aber meine Ehre und meine Liebe verlangen, daß ich Ihnen erkläre, daß, wenn Sie die Ansichten Ihres Herrn Vaters nicht theilen, wenn Sie nicht glauben, daß ein Schwur ein leeres Wort sei, ich mit Freuden mein bescheidenes Besitzthum mit Ihnen theile, wie Sie Ihren Reichthum mit mir theilen wollten. Nach diesem Geständnisse habe ich kein Wort mehr hinzuzufügen, denn Sie allein haben nun über mein und Ihr Schicksal zu entscheiden. Wenn

Sie mein bescheidenes Anerbieten zurückweisen, so nehmen Sie die Briefe zurück, die mir in diesem Falle nicht mehr angehören; ich werde dulden, ohne zu klagen. Wollen Sie dagegen mein Haus und mein Leben verschönern, so senden Sie mir diese kostbaren Pfänder zurück, damit ich sie mit Freude und Dank an ein treues Herz drücke, das nur Ihre Antwort erwartet, um zu erfahren, ob es leben oder sterben soll. Raoul."

Dieser Brief war ein leuchtender Blitz für sie in dunkeler Nacht. Sie hatte von allen Intriguen, von allen Ereignissen um sie her nichts geahnt; jetzt mit einem Male stand Alles deutlich vor ihrer Seele. Sie siegelte ihre Briefe an Raoul fest entschlossen wieder ein und sandte sie ihm zurück, dann nahm sie sich vor, ernstlich mit ihrem Vater zu sprechen. Sie ging zu ihm und begann ohne Einleitung:

„Vater, als was wohnt Herr Bernard bei uns?"

Der Marquis hörte mit Bestürzung diese Frage, da sie ihm andeutete, daß seine Tochter endlich von der wahren Sachlage unterrichtet sei, und antwortete zuerst ausweichend. Aber Helene wiederholte mit Bestimmtheit die Frage: „Sind wir hier bei Herrn Bernard, oder ist Herr Bernard bei uns?"

„Ich weiß es selbst nicht," fuhr der Marquis auf, „da Du es denn durchaus wissen willst. Man hat meine Abwesenheit benutzt, um ein schändliches Gesetzbuch zu fabriziren, und der Herr von Bonaparte, der mich nie leiden konnte, wußte einen Artikel hineinzubringen, der meine Angelegenheiten völlig verwirrt. Einige behaupten, ich sei bei Bernard, Andere meinen, Bernard sei bei mir; Einige sagen, der alte Stamply habe mir Alles geschenkt, Andere sagen, er habe mir mein Vermögen nur zurückgegeben. Uebrigens mußt Du wissen, daß die Baronin uns in diese Verlegenheit gebracht hat. Dann war sie Schuld, daß der alte brave Stamply vernachlässigt wurde, und als der junge Bernard kam, hatte ich schon Stock und Hut genommen und wollte gehen, aber die Baronin hielt mich zurück. Sie ist an Allem Schuld. Willst Du noch fort? Ich begleite Dich nach Amerika zu den Wilden oder meinetwegen auch wieder nach Deutschland. Was liegt mir am Gelde, wenn Du nur nicht weinst! Ich bin rüstig und hoffe noch die Baronin zu überleben, ob sie gleich zwanzig Jahre jünger ist als ich, wie sie sagt."

„So will ich meinen edelen Vater!" rief Helene aus. „Ja, wir reisen, wir bleiben nicht länger hier, wo wir schon zu lange geblieben sind. Herr von Vaubert wird uns aufnehmen."

„Wir, die Baronin und ich, sind Todfeinde."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen und die Baronin stürzte mit Raoul herein.

„An mein Herz, edeles Kind!" rief sie aus, indem sie die Arme Helenen entgegen ausbreitete, denn sie hatte ihrem Sohne nachgeben müssen, der von einer Trennung nichts wissen wollte. „Ihr seid einander werth."

Der Marquis stand träumend daneben, bis die Baronin auch zu ihm trat und sagte:

„Sträuben Sie sich nur nicht gegen die Rührung, die Sie übermannt. Gönnen Sie den Kindern ihr Glück und — umarmen Sie auch mich."

Während der Marquis die Frau von Vaubert umarmte, sagte er leise zu ihr: „Ich weiß nicht, was Sie wieder vorhaben, aber etwas Gutes ist es gewiß wiederum nicht."

Sie schalt ihn dafür aus, und nachdem er noch mancherlei Einwürfe vorgebracht hatte, welche Raoul, Helene und die Baronin zu bekämpfen suchten, so daß er keinen Ausweg mehr fand, rief er endlich aus:

„Nun, meinetwegen! So soll denn meine Tochter Baronin werden und der alte Fuchs Tournelles die Freude nicht haben, eine La Seiglière als Frau eines Bürgerlichen zu sehen."

Sogleich wurde beschlossen, daß der Marquis Alles an Bernard abtrete, und dann als armer Edelmann seinen Kindern in das Schloß Vaubert folge und zwar sogleich.

Was that Bernard, während dies im Schlosse geschah? Er ritt am Clain dahin, den Kopf und das Herz von einem einzigen Bilde erfüllt, denn er liebte, er liebte Helenen, sobald er sie gesehen, wagte aber an den Gedanken nicht zu denken, die Geliebte einst seine Gattin nennen zu können. Als er im Abenddunkel zurückkam, erblickte er die kleine Caravane, welche nach Vaubert hinüberwandelte, und ob er gleich Raoul nicht kannte und von der Verbindung Helenens mit demselben nichts wußte, ahnete ihm doch nichts Gutes . . Verstimmt kam er zurück, wanderte zwanzig Male durch den Park und ging endlich in sein Zimmer hinauf, wo er am Fenster stand, bis er den Marquis und Helenen zurückkommen sah.

Am anderen Morgen erwartete er Helenen und deren Vater vergebens zum Frühstück und der Diener antwortete ihm, beide wären früh nach Vaubert gegangen, würden auch sobald nicht zurückkommen. Den Tag über bemerkte er eine außerordentliche Bewegung unter der Dienerschaft, ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen und er ahnete nichts Gutes. Abends endlich, als er im Parke umherirrte, begegnete er Helenen, die bleich aussah, und ernster als gewöhnlich zu sein schien.

„Ich suche Sie," redete sie ihn an, nachdem sie mit einer Unruhe, die sie nicht zu bergen suchte, neben ihm Platz genommen hatte. „Ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Nach zwei Tagen werden wir den Park und das Schloß verlassen haben, die uns nicht angehören, und ich wollte nicht scheiden, ohne Ihnen für Ihre Güte gegen meinen alten Vater gedankt zu haben."

„Sie wollen fort?" entgegnete Bernard außer sich. „Habe ich Sie oder Ihren Vater beleidigt, vielleicht ohne es selbst zu wissen? — Bleiben Sie! Bleiben Sie!"

„Unsere und Ihre Ehre verlangt diese Trennung."

„Aber was soll dann aus mir werden?" fiel Bernard ein. „Ich stehe allein in der Welt, habe weder Verwandte noch Freunde. Ich opferte Alles, um bei Ihnen bleiben zu dürfen. Warum hieß man mich nicht gleich im Anfange gehen? Ich war bereit dazu; ich haßte Ihren Vater und den ganzen Adel. Warum gingen Sie damals nicht . . Jetzt, da ich nicht mehr

weiß, wer Herr hier ist, da ich lieben lernte, was ich haßte, und ehren, was ich verabscheute, verläßt man mich!"

„Herr Bernard, ich reiche Ihnen zum Abschiede die Hand als Freundin, die für Sie beten wird, so lange sie lebt."

„Ach!" entgegnete Bernard, der zum ersten Male die Hand zu küssen wagte, „Sie nehmen meine Seele, mein Leben mit hinweg . . Und welches wird Ihr Schicksal sein?"

„Es ist gesichert," sagte Fräulein von La Seiglière; „Herr von Baubert besitzt ein edeles Herz wie Sie; er wird sich glücklich schätzen, mit mir sein bescheidenes Vermögen zu theilen."

„Sie lieben einander?" fragte Bernard.

„Ich glaube Ihnen erzählt zu haben," entgegnete Helene zögernd, „daß wir in der Verbannung mit einander aufwuchsen."

„Sie lieben einander?" wiederholte Bernard.

„Seine Mutter vertrat Mutterstelle bei mir, und unsere Aeltern verlobten uns mit einander, als wir noch in der Wiege lagen."

„Sie lieben einander?" fragte Bernard noch einmal.

„Er hat mein Wort," antwortete Helene.

„So leben Sie wohl!" rief Bernard traurig aus; „leb' wohl Du schöner Traum!" flüsterte er, als er Helenen langsam fortgehen sah.

Am Tage darauf sollte die Abtretungsacte unterzeichnet werden. Mit dem Schlage der zwölften Stunde erschienen der Marquis, Helene, Frau von Baubert und der Notar in dem großen Saale des Schlosses, in dem man schon sah, daß man mit dem Ausziehen beschäftiget war. Man wartete nur noch auf Bernard, der bald darauf gestiefelt und gespornt eintrat. Nachdem das vorher entworfene Actenstück vorgelesen war, nahm der Marquis die Feder, schlug die Spitzenmanschette zurück, unterschrieb, ohne mit den Wimpern zu zucken, und überreichte Bernard die Urkunde.

„Mein Herr," sagte er lächelnd, „nun haben Sie unbestritten den Schweiß Ihres Vaters wieder."

Bernard nahm das Blatt Papier mit militairischer Hast, brach es zusammen, steckte es in die Tasche seines Rockes, den er dann wieder zuknöpfte, und entfernte sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Die Frau von Baubert war im höchsten Grade bestürzt.

„Der Tag kostet uns eine Million!" rief der Marquis mit einem leisen Seufzer aus.

„Sollte ich mich getäuscht haben?" fragte sich die Frau von Baubert. „Er behält es wirklich?"

„Gott, wie traurig er aussah!" sprach Helene, durch deren Herz eine schreckliche Ahnung schauerte.

Der Tag verging unter den letzten Vorbereitungen zum Ausziehen. Der Marquis nahm selbst die Bilder seiner Ahnen ab und fand überall etwas zu lachen. Die Baronin lachte nicht. Helene suchte ihre Bücher, ihre Stickereien, ihre Paletten. Bernard seiner Seits war, gleich nachdem er die neue Besitzurkunde erhalten hatte, zu Pferde gestiegen und kam erst spät in der Nacht zurück. Als er durch den Park ging, bemerkte er Fräulein von La Seiglière am offenen Fenster und er blieb lange an einem Baume lehnen, um sie zu betrachten.

Helene begab sich diese ganze Nacht nicht zur Ruhe; erst als der Morgen schon zu dämmern begann, warf sie sich angekleidet auf ihr Bett. Sie schlief seit etwa einer Stunde einen schweren angstvollen Schlaf, als sie plötzlich durch einen entsetzlichen Lärm geweckt wurde. Sie eilte an das Fenster und sah, obwohl es nicht Jagdzeit war, alle Piqueurs des Schlosses versammelt, einige zu Pferde, die durch Jagdvorntöne alle Fenster erschütterten, andere mit den Hunden, die laut und anhaltend ihre Stimme durch die klare Morgenluft erschallen ließen. Fräulein von La Seiglière fing an, sich zu fragen, ob man ihre Verbannung aus dem Schlosse so geräuschvoll feiere, als sie plötzlich einen Angstschrei ausstieß, als sie unter den Reitern und unter den Piqueurs, die sich selbst zu entsetzen schienen, Bernard, gestiefelt und gespornt, auf dem Roland, dem wilden Pferde, das er einmal gebändigt hatte, erscheinen sah. Er hielt das feurige Thier anmuthig zurück, ließ es im Schritt gehen bis unter das Fenster, an welchem Helene todtenbleich stand, hob dann die Augen zu dem Mädchen empor, grüßte sie ehrerbietig, ließ die Zügel los, drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen und flog blitzschnell davon, unter Hörnerklang und Hundegebell, gefolgt von den Piqueurs.

„Der Unglückliche!" rief Fräulein von La Seiglière aus, indem sie voll Verzweiflung die Hände rang, „er wird, — er will sich umbringen!"

Sie wollte nacheilen, aber wohin? Das Pferd flog windesschnell davon. Ehe sie sich noch von ihrer Angst erholt hatte, erschien Jasmin, der Diener, der ihr auf einem silbernen Teller einen Brief in Couvert überreichte. Helene erbrach hastig das Siegel und las die nachstehenden, offenbar sehr eilig geschriebenen Zeilen;

„Mein Fräulein!

„Bleiben Sie! . . Was soll ich mit diesem Vermögen anfangen? Ich würde nur wenig Gutes damit thun können, „während Sie es sicherlich weit besser als ich, mit mehr Muth und auf eine Gott wohlgefälligere Weise thun werden. „Ich bitte Sie nur, mir in Gedanken die Hälfte aller Ihrer „Wohlthaten mit anzurechnen; das wird mir oben Glück bringen. Ueber mein Schicksal machen Sie sich keine Sorgen; „ich bin nicht ohne Mittel; ich habe ja meinen Rang, meine „Epauletten und meinen Degen . . Ich werde wieder Dienst „nehmen, wenn es auch nicht unter der alten Fahne geschehen „kann, doch immer für das alte Vaterland. Leben Sie wohl, „mein Fräulein, ich liebe und verehre Sie, und zürnte Ihnen „nur ein Mal, — als Sie mich mit einer Million belästigten, „aber ich verzeihe Ihnen und segne Sie, weil Sie meinen alten Vater geliebt haben.

Bernard."

In demselben Couvert befand sich ein Testament, das also lautete:

„Ich gebe und vermache Alles, was ich hier rechtmäßig besitze, an Fräulein Helene von La Seiglière. — Geschrieben auf meinem Schlosse La Seiglière, am 25. April 1819."

Als Helene in dem Zimmer erschien, in welchem die Baronin mit ihrem Sohne bereits angekommen war, sah sie so todtenbleich und verstört aus, daß der Marquis ausrief: „Was ist Dir?" Sie antwortete nicht, sondern blieb kalt und stumm. Die Stunde des Aufbruchs rückte heran und da Bernard nicht erschien, um sie zurückzuhalten, wie sie erwartet hatte, verheimlichte die Baronin ihre üble Laune nicht. Auch Raoul war nicht eben entzückt. Der Marquis machte dem auch in ihm aufsteigenden Unmuth durch die Erzählung Luft, daß Bernard mit Tagesanbruch schon mit allen seinen Leuten und Hunden zur Jagd aufgebrochen sei.

Unterdeß war die Gesellschaft an der Thüre des Schlosses angekommen und Helene stürzte da mit einem entsetzlichen Schrei ihrem Vater ohnmächtig in die Arme. Roland kam pfeilschnell daher gejagt; der Sattel war leer und die Steigbügel schlugen an die blutenden Flanken.

Zwei Monate nach dem Tode Bernards, der einem tollen Ritte des Husaren zugeschrieben wurde, machte ein anderes Ereigniß das größte Aufsehen; Fräulein von La Seiglière ging in ein Kloster. Man beurtheilte ihren Schritt verschieden; Einige erklärten ihn durch ihre große Frömmigkeit, Andere meinten, es möge wohl irdische Liebe die Veranlassung dazu gegeben haben. Man kam damit der Wahrheit mehr oder weniger nahe, aber Niemand errieth dieselbe ganz und gar, außer etwa der Marquis, dessen noch übriges Leben durch den Gedanken getrübt und vergiftet wurde, daß seine Tochter doch nur den Husaren geliebt habe. Als er jedoch mit dem Testamente Bernards in der Hand die Verwaltung seiner Besitzungen wieder übernehmen und alle Gerüchte über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seines Besitzes niederschlagen konnte, mußte er gestehen, der Husar, der Sohn seines ehemaligen Pächters, habe seine Sache doch gut gemacht. Er lebte fort wie er vorher gelebt hatte, ohne daß der Verlust seiner Tochter in seiner Lebensweise und in seinen Gewohnheiten etwas änderte. Im Jahre 1830 endlich starb er vor Angst und Furcht als er eine Anzahl junger Leute hörte, die sich vor seinem Schlosse versammelt hatten, die Marseillaise sangen und ihm einige Fensterscheiben einwarfen.

Der junge Baron von Vaubert hat in eine reiche Bürgerfamilie geheirathet, in welcher er eine traurige beklagenswerthe Rolle spielt. Der Schwiegervater spottet über den Adel seines Schwiegersohnes und wirft ihm die Thaler vor, die er ihm ausgezahlt; seine Frau nennt ihn Herr Baron und setzt ihm Hörner auf.

Die Frau von Vaubert lebt noch immer und verbringt ihre Tage damit, daß sie sehnsüchtig nach dem Schlosse La Seiglière hinüber sieht, während sie in der Nacht träumt, sie sei in eine Katze verwandelt und könne die Mäuschen nicht haschen, die in jenem Schlosse ungehindert vor ihr umhertanzen.

Fräulein von La Seiglière hat nach dem Tode ihres Vaters über ihr gesammtes Vermögen zu Gunsten der Armen verfügt, und man versichert, das Schloß selbst werde, dem Willen der Schwester Helene zu Folge, nächstens in ein Armenhaus verwandelt werden.

Notiz.

Nirgends sind Feuerwerke so beliebt, als in Mexico; namentlich dürfen sie bei keinem kirchlichen Feste dort fehlen, und man hat berechnet, daß Mexiko das Pulver für solche Feuerwerke so viel kostet, wie das für seine Bürgerkriege. Schon am Anbruch eines Kirchenfesttags zischen zahllose Racketen empor und unter sie mischt sich das Schießen mit Kanonen, Flinten und Pistolen. Dieser betäubende Lärm dauert den ganzen Tag hindurch, zugleich mit dem Läuten aller Glocken. In der Nacht endlich kommt das eigentliche Feuerwerk, bei dem sich namentlich die Freiheitsbäume auszeichnen, die von allen Seiten Feuer ausspritzen. — Eine andere Eigenthümlichkeit in Mexiko besteht darin, daß der Tod kleiner Kinder Veranlassung zur Freude giebt, weil die Leute dort glauben, die Seelen der Unschuldigen brauchten nicht erst durch das Fegefeuer zu gehen, sondern kämen unmittelbar in den Himmel. Die Leichen dieser Kinder werden denn auch, bunt geputzt, mit Blumen geschmückt, mit unbedecktem Gesicht und wie zum Gebet gefaltenen Händen eine Zeit lang ausgestellt und dann, oft von der Mutter selbst, ohne Sarg, aber in Begleitung von Musik, nach dem Grabe getragen, während man Racketen steigen läßt, die nirgends fehlen dürfen. Nach dem Begräbnisse kommen die Freunde und Verwandte in dem Hause der Aeltern zusammen, um da zu spielen, zu singen, den Fandango zu tanzen, zu trinken und sich darüber zu freuen, daß das liebe Kind nun unter den Engeln ist. — Jedes neue Gebäude, es mag eine Kirche, ein Wohnhaus, ein Theater oder eine Maschine sein, muß durch den Segen des Geistlichen geweiht, oder getauft werden, wie man es nennt. Zu dieser Taufe wählt man aber auch Taufzeugen, welche freilich diese Ehre theuer bezahlen müssen, da sie die Kosten der ganzen Ceremonie zu tragen haben. Jeder Theil des Gebäudes wird mit Weihwasser bespritzt. Dieselbe Ceremonie des Bespritzens mit Weihwasser wird jedes Jahr am St. Antoniustage an den Thieren vorgenommen, die man dann, Pferde, Maulesel, Ochsen, Esel, Hunde ꝛc., an eine Kirche führt, wo sie der Geistliche für eine kleine Geldentschädigung mit Weihwasser bespritzt.

Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.